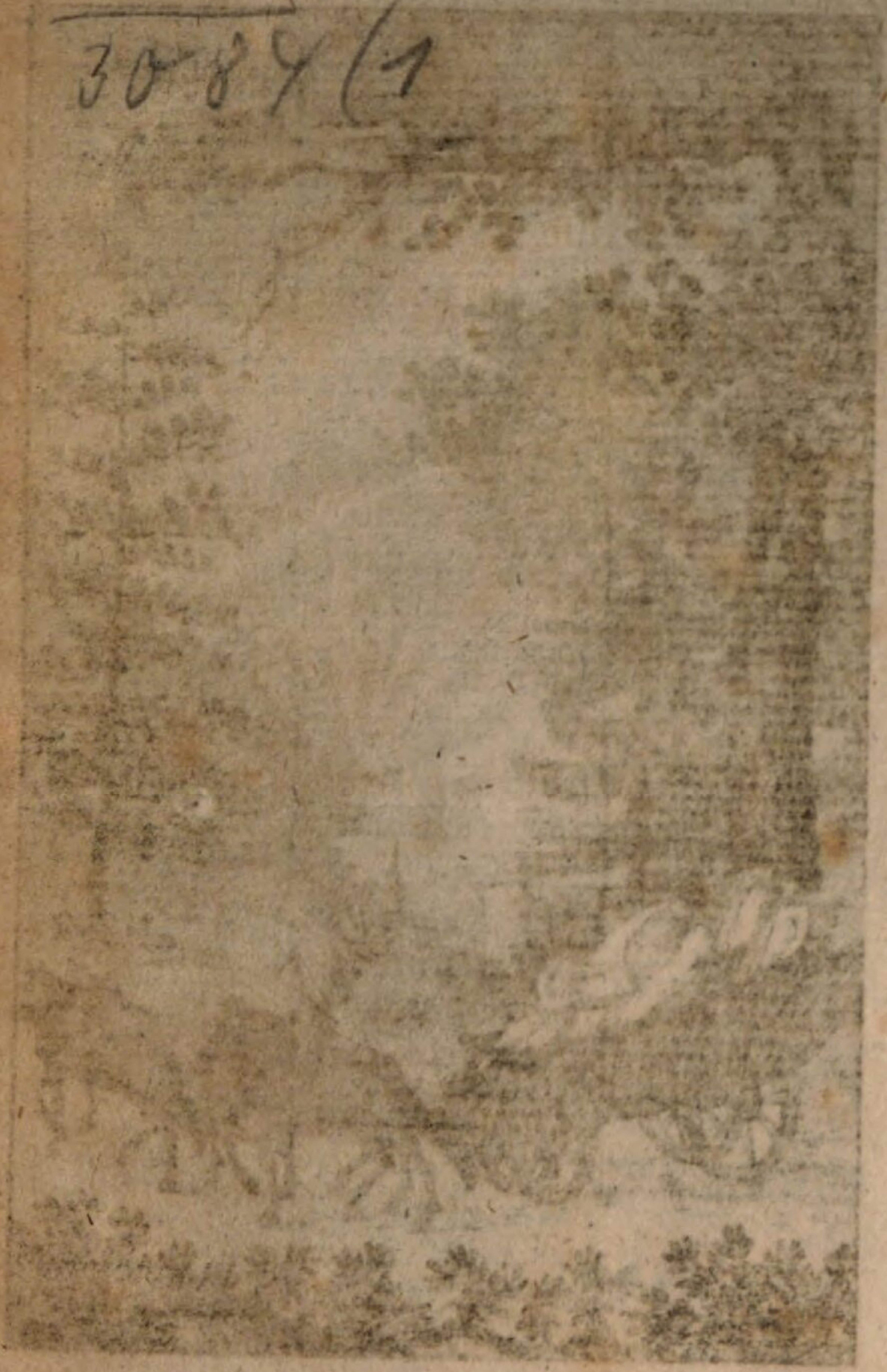
Fiche

4o
3084/1

40
3084(1



529

Mamſellchen, es iſt Zeit aufzuſtehen!

Wunderliche Streiche

eines

gebornen Barons,

der

zuerſt ſtudirte,

dann Schulmeiſter,

nachher gemeiner Soldat,

und zulezt

geheimer Finanzrath

ward.

Verf. [KH. v. Schrader]

Erſter Band.

Mit einem Titelkupfer.

1808.

Liv. 1212

Bayerische Staatsbibliothek München

Wunderliche Streiche eines gebornen Barons.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Nur Geduld, liebe Leſer! er wird wohl nicht todt ſeyn.

„Sieh doch 'n mal, Chriſtjan, was die Hunde dort im Dickicht vorhaben! treiben ja'n gewaltgen Lärmen;“ ſagte der Oberſte Ehrlichheim zu ſeinem Jäger.

Chriſtjan arbeitete ſich flugs durch das dick verwachſene Gehölz; und bald darauf rief er

ſeinem Herrn zu: „Ihr Gnaden, 's liegt hier 'n Menſch zwiſch'm Geſträuch; ganz blutig und wenn ich recht ſeh, mauſetodt.“ —

Dieſe Worte waren ein Sporn, welcher den alten Oberſten ſogleich nach dem Ort hin in Bewegung ſetzte, wo die Hunde eine ſo traurige Entdeckung gemacht hatten. — Er fand bald die Beſtätigung von dem, was Chriſtjan ihm berichtet hatte; nemlich, einen jungen, dem Anſchein nach todten Menſchen, der in ſeinem Blute ſich ſo zu ſagen badete.

Obſchon Ehrlichheim blutende und todte Menſchen genug geſehen hatte; ſo ſchlug doch eine Art von Herzen in ſeiner Bruſt, deſſen Fühlbarkeit durch den öftern Anblick des menſchlichen Elends und des Todes in ſeiner ſchaudervollſten Geſtalt nicht hatte abgeſtumpft werden können. Dies Herz war noch ſo reitzbar, ſo theilnehmend, wie er es als Jüngling auf die Schreckengefilde des Krieges gebracht hatte. Ganz natürlich traf er daher auf der Stelle die wirkſamſten und kürzeſten Anſtalten, um wo möglich dem Knöchler eine Beute zu entreißen: denn, daß nicht

Alle, welche todt ſcheinen, es wirklich ſind, wußte er gar wohl aus Erfahrung *).

Der menſchenfreundliche Oberſte faßte dem gefundnen Körper unter die Arme; der Jäger mußte ſich der Füße bemächtigen: und ſo ward er von den beiden Männern auf den, einige tauſend Schritt davon entfernten Landſitz des wackern Ehrlichheim gebracht.

Kaum war man angelangt, als ſogleich der Dorfbarbier, ein alter, erfahrener Exfeldſcheer, welchem der Oberſte das Gnadenbrod gab, ſeine Künſte anwenden mußte, um zu erfahren, ob man des Todtengräbers mehr als ſeiner bedürfe. Nachdem er die Wunden beſehen und ſondirt hat-

*) Wir wollten von Herzen wünſchen, daß dieſe auf Erfahrung gnugſam gegründete Wahrheit, endlich einmal von einem gewiſſen Volke beherziget würde, welches theils aus religiöſem Vorurtheil, theils aus niederträchtiger Nachgiebigkeit gegen einige langbärtige Dummköpfe, den Würmern ſo manchen Lebendigen auftiſchet!

Anm. des Verf.

te, erklärte er nach einer kleinen Weile: es ſey noch Leben im Körper und dem Anſchein nach, keine der Wunden tödtlich. Nun wurden alle in dergleichen Fällen gewöhnliche Hülfsmittel mit größtem Eifer angewendet; und eh' eine halbe Stunde verlief, öfnete der junge Menſch ſeine matten Augen.

Der Oberſte hatte den Verwundeten während der Manupulation des Wundarztes mit unverwendeten Augen betrachtet, und er fand an ihm eine ſo intereſſante Phyſionomie, daß ſein Wunſch, ihn dem Leben wiedergegeben zu ſehen, mit jeder Minute lebhafter geworden war. Welche Freude empfand er daher, als derſelbe erfüllt wurde! Seine Sorgfalt glimmte nun in neuem Zunder und war aufs eifrigſte dahin gerichtet, den eben aufgefachten Lebensfunken nicht wieder verlöſchen zu laſſen.

So viele Stücke er auch auf ſeinen alten Strigelius hielt; — und zwar aus dem ſehr gerechten Grunde eigner Erfahrung, indem er ihm ſo manche tüchtige Schuß- und Hiebwunde mit der größten Geſchicklichkeit geheilt hatte; — ſo wollte er ſeinen Geretteten den Händen eines nun abgelebten Greiſes doch nicht allein anver-

trauen. — Sobald die Verbände daher gehörig aufgelegt, der Verwundete in allen Stücken aufs beſte beſorgt und zur Ruhe gebracht war, mußte noch denſelben Abend ein Wagen nach der benachbarten Stadt, um den dortigen, ſehr berühmten Wundarzt abzuholen.

Ehe dieſer ankommt und inzwiſchen der Patient ruhet; können wir nun weiter nichts vornehmen, als höchſtens — mit den Leſern noch ein Wenig ſchwatzen; und zwar etwan vom Wetter, von den Franzoſen, die jetzt in die Stelle ihrer ehemaligen Moden getreten und ſtatt dieſer, Gemeinplatz geworden ſind; oder von — u. ſ. w. u. ſ. w. — Allein das viele Schwatzen koſtet unſerer Bequemlichkeit ein Opfer; und da wir nicht wohl wiſſen können, ob unſre Leſer daſſelbe mit angemeßener Dankbarkeit aufnehmen möchten: ſo ſchweigen wir lieber und genießen nun in Ruhe des angenehmen Selbſtgefühls, an dieſem unſern erſten Kapitel ein ſo wohlgeſtaltetes — Stück ans Taglicht gebracht zu haben.

Zweites Kapitel.

Das iſt mir noch ein Kriegsmann!

Mit unſerm Patienten iſt noch nichts anzufangen. Denn, ob zwar der herbeigeholte Wundarzt das Urtheil des alten Strigelius beſtätiget hat, nehmlich, daß keine der Wunden tödtlich ſey und alſo zur Geneſung große Hofnung wäre; ſo hat der ſtarke Blutverluſt ihn doch zu ſehr entkräftet, um, wenn man's ihn auch erlaubt hätte, ſprechen zu können. Ein ſanfter, ſtärkender Schlaf hat von Mutter Natur den Auftrag erhalten, die verlohrnen Lebensgeiſter wieder zu rekrutiren. Wir mögen in keinem Stücke hinderlich ſeyn. Er ſchlafe ſo lange, als es dieſe gute, ſorgſame Mutter für heilſam befindet! — Wir wollen indeß, um nicht ganz müßig zu ſeyn, den Leſer etwas näher mit dem Oberſten bekannt machen.

Ehrlichheim ſtammte aus einer alten P**ſchen adlichen Familie; und ſeit Jahrhunderten hatten ſeine Vorfahren — mit dem Schlendrian zu reden — dem Vaterlande, oder — der dür=

ren Wahrheit gemäß, ſich auszudrücken — dem Ehrgeitze und der Politik der Fürſten mit ihrem Degen gedient. Er ſelbſt, war unter dem Geräuſch der Waffen empfangen und gebohren worden. Waffen, waren ſein erſtes Spielzeug; unter Kriegern reifte er zum Knaben; Wunden und jede Beſchwerlichkeit des Soldatenſtandes, waren der Antheil ſeines frühſten Jünglingsalters; und eh' er noch Mann ward, hatt' er ſchon Lorbeern um ſeine Schläfe geſammelt, die mancher graue Held nicht verſchmähen würde.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo hatt' ihn Natur nicht zu dieſem Stande geſchaffen. Sie hatt' ihm ein mit demſelben nicht ſehr verträgliches Herz — ein ſanftes, weiches, menſchenfreundliches, im höchſten Grade theilnehmendes Herz gegeben. Dennoch, war er in jedem Betracht ein vollkommner Soldat; und dieſes läßt ſich ſehr wohl zuſammenreimen, wenn man für wahr annimmt, daß Erziehung und Beiſpiel eben ſo viel zur Bildung des Menſchen, als die Organiſation beitragen.

Durch das, was er täglich ſah und hörte, hatte ſich Enthuſiasmus für militairiſche Ehre in ihm gebildet, der ihn ſein ganzes Leben hindurch

begleitete. Den Geboten dieſer Ehre ward nun das Herz, ſo oft jene es nothwendig machten, ſubordinirt; und erſt dann durft' es wieder laut mitſprechen, wenn die Ehre es vom Stillſchweigen dispenſirte. Zwar wollte, das wenig zur Unterwürfigkeit gewöhnte Herz ſich zuweilen gegen ſeinen Tirannen auflehnen und ſeine ihm angebohrne Rechte reklamiren: allein dieſer war, wie es allemal bei Vorurtheilen der Fall iſt, ſtärker als die Natur und behielt am Ende den Sieg. Doch wußte der brave Ehrlichheim, ſo viel ſichs thun lies, eine gewiſſe Harmonie zwiſchen dieſen beiden einander entgegenſtrebenden Kräften herzuſtellen. — Nie vergoß er Blut ohne Noth: ſo wollt' es ſein Herz. Er erhielt lieber durch ein mühſames Manöuver was ein Andrer kürzer, aber durch Ströme von Blut erworben hätte. Doch, wie der Würgengel ſtürzte er auch in den Feind hinein, wenn Ehre ihm kein andern Ausweg lies.

Der wehrloſe, der gefangene Feind, war ſein Bruder, ſein Sohn. Der Bürger und der Landmann — ſelbſt in den feindlichen Provinzen — fanden an ihn einen Vormund, der ſich ihrer aufs Aeußerſte annahm, ohne jedoch dadurch

die ſo gerechte Verpflegung ſeiner Soldaten aus den Augen zu ſetzen; und dieſes gelang ihm dadurch, daß er ſtreng auf eine verhältnißmäßige Vertheilung der ausgeſchriebenen Kontributionen ſah. Wer zu geben im Stande war, konnte ſich durch keine Gunſt davon befreien; und der geringe Mann fand in ihm einen beſonders thätigen Beſchützer, wenn man demſelben einen Theil derjenigen Laſt auf den Nacken wälzen wollte, welche reiche Schwelger oder knausrige Krösuße, von rechtswegen allein tragen ſollten. Mit unerbittlicher Strenge verfuhr er gegen jene Blutigel von Beamten, die unter dem Schutz der allgemeinen Verwirrung, ſich auf Koſten des Landes bereichern wollten. Er verlangte nie mehr, als die Bedürfniſſe ſeiner Soldaten erforderten; und zugleich hielt er genau darauf, daß auch von Andern nicht mehr auf ſeine Rechnung gefordert würde. . . . . . .

Doch, ich ſehe eben, daß ich mir da einen ziemlichen Abſtecher erlaubt habe. Ich muß wohl wieder einlenken, ſo ſehr das Geſagte auch ein Wort zu ſeiner Zeit, ſeyn mag.

Was man eigentlich bei Leuten von einem gewiſſen Stande, Erziehung nennt, hatte unſer

Oberſte gar nicht erhalten. Sein Vater ein rauher Major, aber ein Mann von ſtrenger Rechtſchaffenheit, hielt dafür, daß: Routine im Exerciren, Manöuvriren und andern Theilen des militairiſchen Dienſtes, verbunden mit einiger Fertigkeit im Leſen, Schreiben und Rechnen, das non plus ultra der zu einem tüchtigen Officier erforderlichen Geſchicklichkeit ſey. Mehr lies er daher ſeinen Sohn auch nicht lehren; und unſer Ehrlichheim wäre, ohngeachtet ſeiner ſchönen, natürlichen Anlagen, ein gewöhnlicher Major Mops geblieben, hätt' er nicht das Glück gehabt, ſein Leben einer Mutter zu verdanken, welcher eine der vorzüglichſten Erziehungen zu Theil geworden war.

Ans Wiſſenſchaftliche durfte die zärtliche Mutter ſich zwar nicht machen: denn das litt der Major nicht, daß man dem Jungen, wie er ſich ausdrückte, ſolch unnützes Zeug in den Kopf einpfropfte; aber auf eine, ihrem rauhen Gatten unbemerkbarere Art an der Vervollkommung ihres Sohnes zu arbeiten, das lies ſie ſich deſto angelegener ſeyn.

Ihr erſtes Augenmerk war dahin gerichtet, die ſchönen Keime, welche ſie mit mütterlicher

Wonne in deſſen Herzen gewahrte, zu pflegen und zu entwickeln: und es gelang ihr nach Wunſch. Ihr nächſter Gegenſtand, waren die Sitten und die Bildung ihres Zöglings fürs geſellſchaftliche Leben. Hier fand ſie mehr Schwierigkeiten, weil die militairiſchen Modelle, welche der junge Menſch täglich und ſtündlich vor Augen hatte, durch ihr Beiſpiel großentheils wieder niederriſſen, was die ſorgſame Mutter aufzuführen ſich bemüht hatte; und ſie ſah ſich genöthiget, manche rauhe Ecke ſtehen zu laſſen, die ſie gern gleich ſo vielen andern auch hinweggeſchliffen hätte. — Was bei dieſen natürlichen Anlagen, bei dieſer Art von Erziehung, aus unſerm Ehrlichheim für ein Schlag Mannes wurde, das mögen nun meine Leſer, um ihnen auch etwas zu thun zu geben, ſelbſt abſtrahiren.

Der Oberſte war, wie wir ſchon gehört haben, von ſeiner Jugend an Soldat und erzeigte ſeinem Fürſten beträchtliche Dienſte, welche durch ſchnelles Avancement belohnt wurden. Im dreißigſten Jahre war er ſchon Major. Im ſechs- und dreißigſten heirathete er ein Fräulein, welches bereits ſeit geraumer Zeit das Mädchen ſeines Herzens war. Er genoß des Glücks dieſer

Ehe nur zehn Jahr; eine Tochter war deren einzige Frucht, welche nach dem Tode ihrer Mutter ſein theuerſtes Kleinod wurde.

Als ſein erſter Souverain, ein Fürſt, der es eben ſo gut verſtand, verdienſtvolle Männer an ſich zu ziehen, als ſie zu belohnen, verſtarb, war unſer Ehrlichheim ſchon ſeit einigen Jahren Oberſte und Innhaber eines Regiments. Hätte jener weiſe Monarch länger gelebt, hätt' er gewiß bald eine noch höhre Ehrenſtaffel erſtiegen und hätte dann wohl nie den Dienſt verlaſſen. Allein, der neue König dachte nicht wie ſein Vorgänger. Bei dieſem waren Verdienſte das Maas, wornach Belohnungen zugemeſſen wurden: bei jenem hingegen, galt wegen ſeiner großen Gutherzigkeit, oft ein Vorwort, eine zur gelegenen Zeit angebrachte Bitte, um Wohlthaten für gewiſſe Protegés zu erlangen; wodurch dann eine Quelle nach dem andern verſtopft ward, aus welchem ſonſt zweckmäßige Belohnungen hergefloſſen waren.

Eine ſolche Benutzung der königlichen Gutherzigkeit zur gelegenen Zeit, brachte unſern Ehrlichheim außer Dienſt. Es war die Reihe an ihn, General zu werden; allein die Generals-

ſtelle ward für einen ausländiſchen Schmarotzer erſchlichen und unſer Oberſter forderte den Abſchied, welchen er auch in den gnädigſten Ausdrücken erhielt. — Seit dieſer Zeit lebte er nun auf ſeinen beträchtlichen Gütern das Leben des Weiſen, des Menſchenfreundes und insbeſondre, des Vaters ſeiner Unterthanen.

Drittes Kapitel.

Der Verfaſſer hat im Buche der Zukunft geleſen.

Fräulein Adelheid (das Buch weglegend. *)

Das iſt unausſtehlich langweilig! Das iſt ein Schneckenkriechen! . . .

*) Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß das in dieſem Kapitel enthaltene Geſpräch zwiſchen Fräulein Adelheid und unſrer Wenigkeit, ein Traum iſt; und daß das Buch, welches wir das Fräulein weglegen ſahen, die Fahrten unſers Sebaſtians, waren.

Anm. des Verf.

Verfaſſer. Ich bin in Verzweiflung, ſchönes, blauäugiges Fräulein, daß ich bis jetzt noch nicht den Weg zu Ihrem Beifall fand. Glauben Sie mir auf mein Autorwort, es thut mir weher, als wenn mein Machwerk von den Richtern des Helikons zum — Exil in den Käſehöckerkeller verurtheilt worden wäre; und wenigſtens eben ſo weh, als wenn ich das Kind meiner Muſe bei lebendigen Leibe zu Dieten tranſchiren ſähe. — Aber — laſſen Sie doch hören, was haben Sie denn auszuſetzen?

Fr. Adelh. Ja nun, daß — es mich nicht unterhält. . . . .

Verf. Ei, wenn ich doch nur wüßte, wodurch man Sie intereſſiren könnte. — Ich dächte doch, ich hätte die Aufmerkſamkeit ſchon ſo ziemlich geſpannt. Das erſte Kapitel beginnt gleich mit einem Abentheur, das fürwahr nicht frapanter hingeſtellt werden kann! Was darf man ſich nicht von einem Roman verſprechen, in welchem man gleich auf der erſten Seite Mord und Todſchlag findet? —

Fr. Adelh. Das iſt ganz gut, aber — —

Verf. Erlauben Sie! Hätten Sie noch einen Augenblick geduldet, würden Sie ſogleich ver=

ſchiedne Perſonen kennen gelernt haben, deren Bekanntſchaft Sie mir künftig verdanken werden. Wenn Sie mir's nicht ungütig nähmen — Sie waren in der That ein Wenig zu voreilig. . . .

Fr. Adelh. Kann wohl ſeyn. Aber — es iſt überall zu viel Raiſonnement über Dinge, die ein Mädchen nicht viel angehen. . . .

Verf. Wodurch — durch welche Dinge könnte man Ihnen denn nun aber gefallen?

Fr. Adelh. Weil Sie denn ſo gütig ſind, meinen Beifall für etwas gelten zu laſſen; ſo will ich's Ihnen ſagen. — Sie müſſen mehr fürs Herz ſchreiben.

Verf. Sie wollen doch wohl ſagen: mehr für das Herz eines Mädchens. . . .

Fr. Adelh. Nun — ja.

Verf. Was hat aber denn für ein Mädchenherz das meiſte Intereſſe? Sollte es wohl die Liebe ſeyn?

Fr. Adelh. (erröthend,) Vielleicht —

Verf. Ich will Ihnen ein Geſtändniß erſparen, das Ihr Geſicht mit einer ſo liebenswürdigen Röthe übermalt. Ich weiß nun, was ich zu thun habe, um Ihnen zu gefallen; und um Ihnen den Beweis auf der Stelle zu geben, wie

ſchätzbar Ihr Beifall mir ſey; ſo ſollen Sie ſo-
gleich etwas von der Liebe hören. — Die Liebe
iſt eine Leidenſchaft, welche mit unumſchränkter
Eigenmacht herrſcht; welche ihren Nacken unter
kein Geſetz beugt; welche eines Ungeſtüms, ei-
ner Kühnheit fähig iſt, die ſie ſich zuweilen ſelbſt
nicht zutraut; und — es liegt ihr ein Naturtrieb
zum Grunde, welcher die mächtigſten Schranken
durchbricht. Sie iſt eine Zauberin, welche die
unglaublichſten Wunder verrichtet und mehr Ver-
wandlungen vornimmt, als alle Feen der Fabel.
— Mercier, nennt ſie die Königin im Reiche
der Einbildungskraft. — So, wie ſie den Din-
gen außer ſich tauſenderlei verſchiedne Geſtalten
giebt; eben ſo, nimmt ſie ſelbſt tauſenderlei ver-
ſchiedne Geſtalten an. Sie iſt ein Kamäleon,
das die Farbe jedes Karakters annimmt; ein ge-
ſchmeidiges Weſen, das ſich in jeden Umſtand
hineinpaßt, wie der Abguß in ſeine Form. Dem
zufolge, iſt ſie bald blöde, furchtſam, zurück-
haltend; bald kühn und unternehmend; bald
ſcheint ſie, wie ihr das Sprüchwort Schuld giebt,
blind zu ſeyn; bald iſt ſie ſcharfſichtig, verſchla-
gen, liſtig, erfinderiſch. — In einem ſchönen,
gut organiſirten Herzen, wird ſie die Mutter al-
les

les Großen, alles Edeln, aller Tugenden. Die Liebe eines Thoren, eines Niederträchtigen, eines Böſewichts hingegen, iſt einer unreinen Pfütze ähnlich, aus welcher jede Unordnung, alle Verirrungen und alle Verbrechen herfließen. Die Liebe wird.....

Fr. Adelh. Länger halt' ich's nicht aus! Sie haben meine Geduld auf eine ſchreckliche Probe geſetzt. Wer hat denn eine Abhandlung über die Liebe von Ihnen verlangt? — Wenn ich's Ihnen alſo denn doch ſagen muß — uns iſt eben nicht gerade dran gelegen zu hören, was die Liebe Alles ſey und ſeyn kann. Die Liebe muß man — empfinden. — Sie in Handlung geſetzt, auftreten zu ſehen; die Geſchichte zweier Liebenden zu leſen, deren Herzen durch jene Sympathie verbunden werden, welche dem empfindſamen Seelen ſo gut bekannt iſt; deren Beſtändigkeit allen Gefahren trotzet, welche ihre Liebe bedrohen; deren Treue über alle Hinderniſſe, über alle Schickſale ſiegreich dahin ſchreitet — — o, das iſt's, was uns intereſſirt. —

Verf. Mein Wunſch nach Ihrem Beifall, wird mir ein Sporn ſeyn, die Möglichkeit zu erſchöpfen. — — — Ich erwachte hier. — — —

Viertes Kapitel.

Woll'n doch hören, was ſie ſprechen.

Leonore.

Alſo, geſehen haſt Du ihn, ſagſt Du?

Sophie. Ja, aber ſo zu ſagen, nur auf einen Blick. — Papa hatte Niemand bei der Hand; da kam ich ihm in den Weg und mußte ihm ein Kohlfeuer bringen, worauf Strigelius ja wohl Wein zum Verbande wärmen wollte. Indem ich das nun durch die halb geöfnete Thüre hinein reichte, hatt' ich Gelegenheit den Fremden zu ſehen.

Leonore. Sieht er gut aus? —

Sophie. So viel ich in der Geſchwindigkeit bemerken konnte, ja, obſchon er ſehr blaß iſt. Ein intereſſanter Geſicht, ein ſo ehrliches Auge erinnere ich mich nicht, daß mir je vorkam...

Leonore. Für wie alt hältſt Du ihn wohl?

Sophie. Aufs höchſte ſchätz' ich Ihn vier und zwanzig Jahr.

Leonore. Mein Gott! Noch, ſo jung und dem Grabe ſchon ſo nahe gebracht! — Der ar-

ne junge Mann! Welche Böſewichter mögen ihn nur in dieſen Zuſtand verſetzt haben? und wer mag er nur ſeyn? . . . Wenn er doch nur erſt ſprechen dürfte! — Sein Aeußeres, ſagt Papa, zeige einen Menſchen von nicht gemeiner Herkunft an.

Sophie. Und wenn's nicht zu voreilig wäre, von Jemand zu urtheilen, auf den man nur eben einen flüchtigen Blick geworfen hat, wollt' ich ſagen: daß ſelbſt ſeine Miene die feine Bildung ſeiner Seele verrathe. . . .

Leonore. Ob er nur wieder beſſer werden wird? —

Sophie. Strigelius hat ja zu Chriſtjan geſagt, daß er die beſte Hofnung dazu habe. — Wenigſtens wird gewiß nichts verſäumt, was zu ſeiner Geneſung beitragen kann. Unſer liebe Papa kommt nicht von ſeinem Bette weg. Seine wohlthätige Menſchenliebe raſtet nicht auf Alles zu denken, für Alles zu ſorgen. — Ach! wie lebhaft, wie rührend erinnert mich dieſe neue Aeußerung ſeines vortreflichen Herzens an dasjenige, was auch ich dem Edeln zu danken habe, den Du, meine Leonore, Vater nennſt und der

auch mir Vater ward! (Eine Thräne perlt über Sophiens Wange).

Leonore. (Sophien bei der Hand faſſend;) Gutes, dankbares Mädchen! Gewiß, wenn mein Vater auch weniger Antrieb zum Wohlthun in ſich ſelbſt fände: Du und der Lohn, den Dein erkenntliches Herz ihm darbieten, müßten ihn dazu anmahnen! — O, ich bin ein recht glückliches Geſchöpf, einen ſolchen Vater und eine ſolche Freundin zu haben! .... (Umarmung) ....

Sophie. Kannſt Du Dir vorſtellen, daß der Fremde in allen zehen Wunden hat! — Die beiden gefährlichſten ſind eine Quetſchung am Kopf und ein Stich in der Bruſt. —

Leonore. Schrecklich! In welche unmenſchliche Hände muß der Arme gefallen ſeyn! Der Gedanke verſtimmt mich ganz, daß es ſolche böſe Menſchen in Gottes ſchöner Schöpfung giebt....

Sophie. Komm, liebes Lorchen, ſätz Dich ans Klavier und ſpiel uns die herrliche Arie vom Menſchenfreund, welche ich ſo gern höre, weil darin Papa ſo recht geſchildert iſt: die wird Dich auf einmal wieder aufheitern....

Leonore. Ja, das will ich auch! Du mußt aber mit mir ſingen....

Fünftes Kapitel.

Noch ein Dialog.

(Leonore arbeitet in einer Weinrebenlaube, welche ihr Lieblingsplätzchen iſt).

Oberſte (im Eintreten).

Dacht' ich's doch, daß ich dich hier finden würde, Lorchen! Iſt Dir 's aber nicht zu windig, Kind? 's iſt heut Aprilluft. —

Leonore. (Legt die Arbeit weg und küßt ihrem Vater ſchmeichelnd die Hand). Nein Papa; meine liebe Laube ſchützt mich ſchon etwas wider den Wind, ob ſie ſchon nur erſt Knoſpen trägt. Wenn er mich aber auch ein Wenig durchweht, das thut mir nichts. Im Gegentheil merk' ich, daß es ganz wahr iſt, wie Sie mir ſo oft geſagt haben, daß das Anwehen der freien Luft die Nerven ſtärke. — Aber ich freue mich recht, Sie heut heitrer zu finden, als ich Sie ſeit drei Tagen ſah. Sie haben gewiß gute Ausſichten für die Geneſung unſers Kranken? —

Oberſte. Wohl, hab' ich die, Lorchen! Der Wundarzt, ein Kerl, der fürwahr ſein Metier verſteht, hat mir eben geſagt, daß er in

den zwei Tagen, da er ihn nicht geſehen, die Wunden ſo verbeſſert und mit ſo guten Anzeichen begleitet fånde, daß er nun gar keinen Zweifel habe, ihn in fůnf bis ſechs Wochen vòllig geſund zu liefern. Er hat ihm nun auch erlaubt måßig zu ſprechen. Unſer Patient machte von dieſer Erlaubniß ſogleich Gebråuch, und zwar auf eine Art, welche mir recht an die Seele gieng. Ich kann Dir's nicht ſo wiederholen, was er mir Alles ſagte, um mir ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Es war aber Alles ſo ſchòn, ſo růhrend, ſo — ich kann 's nicht ausdrůcken, Lorchen; aber ich fůhlt' es bis ins Innerſte. Man ſah es ihm recht an, daß das, was er ſagte, kein leerer Schnikſchnak war, wie mein Schwager Paſtor wohl macht. — So wahr ich ehrlich bin, er ſprach, wie 's ihm um's Herz war; und es gieng auch Alles geradenweges nach meinem Herzen. Ich dank' es jetzt meinem Vater dort oben, noch einmal ſo herzlich, daß er mich dieſem braven, jungen Manne zu Hůlfe ſchickte. Was nur in meinen Kråften ſtehet, will ich ferner fůr ihn thun. Braucht er einen Vater; ſo will ich 's ihm ſeyn. . . . . Wirſt doch nicht neidiſch ſeyn, Lorchen?

Leonore. Ich ſchätze mich glücklich in der Ueberzeugung, daß Sie dieſe Frage nicht im Ernſt' an mich thun. — O, mein beſter Vater, ich wäre der Wohlthat nicht werth, in Ihnen das Muſter des Menſchenfreundes und jeder Tugend täglich vor Augen zu haben, wenn ich eine ſolche häßliche Regung, wie der Neid es iſt, in mir könnte aufkommen laſſen. Wenn ich ja neidiſch ſeyn könnte, ſo möcht' ich es auf das Vorbild ſeyn, welches Sie mir aufſtellen, und dem ich immer noch ſo weit nachſtehe. —

Oberſte. Schmeichlerin! — Aber, Du biſt doch meine gute, liebe Tochter, daß ich, ohne Gefahr dabei zu beſorgen, es Dir in die Augen ſage, daß ich ganz mit Dir zufrieden bin; und daß ich gewiß glaube, ich werde es ſtets ſeyn. (Sie in ſeine Arme ſchließend). Mein gutes Lorchen! Meine Goldtochter!

(Gegenſeitige Umarmung und Ergüße väterlicher und kindlicher Zärtlichkeit; und nachdem ſich ſelbige wieder zum ruhigern Geſprächston herabgeſtimmt).

Leonore. Haben Sie noch nichts von den Umſtänden entdeckt, welche unſern Fremden betreffen? Nicht. . .

Oberſte. So gar ſehr neugierig bin ich nicht, wie Du weiſt. Ich mag den Leuten nicht gern etwas abfragen, was ſie vielleicht gern für ſich behielten. — Wenn er's nicht für nöthig hält, mir aus ſeiner Geſchichte ein Geheimniß zu machen, wird er wohl von ſelbſt davon anfangen. Eine Frage hielt ich indeß für nothwendig, an ihn zu thun; nehmlich: wer ihn in den Zuſtand, worin ich ihn gefunden, verſetzt habe? — Und dieſe that ich deshalb, um zu erfahren, ob es vielleicht noch Zeit wäre, den Thäter zur Strafe einzuholen.

Leonore. Nun? und was antwortete er?

Oberſte. Seine Antwort war merkwürdig. Er kenne, ſagte er, ſeine Mörder recht gut. „Allein,“ ſetzte er hinzu, „man kann nichts gegen dieſelben ausrichten. Meine künftige Sicherheit erfordert vielmehr, daß meine Rettung ein Geheimniß bleibe,“ — Er wollte ſich noch weiter auslaſſen, aber ich gab's nicht zu, um ihn nicht ſo viel auf einmal ſprechen zu laſſen. Vielleicht erhalt' ich nächſtens mehr Aufklärung über dieſes Räthſel. —

Leonore. Wohl ein Räthſel! — Ich kann die Auflöſung kaum erwarten. . . . Einem Mäd-

chen iſt dieſe Neugierde ja wohl zu verzeihen: nicht wahr, lieber Vater?

Oberſte. Je nun; vollends dann, wann ſie, wie bei Dir der Fall iſt, mitleidigen Antheil an dem Gegenſtande derſelben, zum Grunde hat. — —

Sechſtes Kapitel.

Der Gürtel der Venus wird geplündert.

Da unſer prophetiſcher Geiſt uns einen Wink gegeben hat, daß die lieben Mädchen Leonore und Sophie in dieſen Blättern nicht ganz Meteore ſeyn dürften, die faſt in eben dem Augenblick, als man ſie hat leuchten ſehen, auch ſchon wieder verſchwinden, ſondern vielmehr, daß ſie eine ziemlich anſehnliche und intereſſante Nebenrolle darin ſpielen werden, welche unſern Leſern in der Folge eine nähere Kenntniß derſelben ſehr angenehm machen möchte: ſo eilen wir — wie es immer unſer Streben ſeyn ſoll — Ihnen auch hier einen Beweis unſrer Sorgſamkeit für Alles, zu geben, indem wie eine kleine Schilderung der beiden Schönen unternehmen. Wir

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. — “

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —"

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknösp chen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —"

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —"

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —"

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wohlwollte und Jedermann gern Gefälligkeiten und Dienſte erzeigte. So lebhaft ſie war, ſo gern ſie ſchäkern, lachen, ſpringen, tanzen und ſingen mochte; ſo verbreitete ſich doch gleich Ernſt und mitleidige Theilnahme über ihr ganzes Weſen, wenn ſie einen Leidenden ſah; und man kann ſagen, daß bei einer Veranlaſſung dazu, ihr die Thränen der Rührung und des Mitleids jedesmal eben ſo leicht entrannen, als ſie zum Lachen bewegt werden konnte. — Nach ihrem Vater, hatte Sophie den erſten Platz in ihrem Herzen; und wir werden nun ſehen, in wie weit dieſe ihn verdiente. —

Wenn wir die Herzensgüte ausnehmen, in welcher Sophie mit Leonoren um den Vorrang ſtritt; ſo war ſie dieſer ganz unähnlich.

Sie war groß, ſchlank, von einem vollkommen ſchönen Wuchſe. Die Weiße ihres Teints und die Zartheit ihrer Haut übertraf noch die ihrer Freundin beiweiten; und war — außer einem feinen Roth, das auf ihren Wangen ſchimmerte, faſt unvermiſcht. Ihr langes, ſeidenreiches Haar war lichtaſchfarbig; ihre Augen, die mit einer hohen königlichen Stirn beinah horizontal lagen, waren groß, rein und blau; und

es lag in denſelben eine unbeſchreibliche Sanftheit nebſt etwas Schwärmeriſchen. Die Naſe war etwas lang und das, was man eine griechiſche Naſe nennt; der Mund und die Zähne ſchöner, als man's ſagen kann; und ein kleines rundes Kinn vollendete die Ovallinie, in welcher ihr Geſicht eingeſchloſſen war.

Ohngeachtet ihrer Schlankheit, war ſie mehr fleiſchicht als mager; und ihr Buſen hatte eine Völligkeit, den bei aller Sorgfalt ihn zu verbergen, das Halstuch bei einem verſtärkten Wogen deſſelben, kaum in Reſpekt zu erhalten vermochte. Ihre Hand war äußerſt zart; und feine blaue Adern ſchlängelten ſich auf derſelben unter den Fettkügelchen hin, als wenn ſie der Pinſel einer Buhlerin darauf gemalt hätte. Sie war, ſo wie der Fuß, nicht ſo klein als Leonorens; aber ſie war in Verhältniß ihres übrigen Körperbaues, doch auch nicht groß.

So ſehr Sophiens Aeußeres von demjenigen ihrer Freundin abwich, ſo verſchieden waren auch ihre Karaktere. Statt, daß Leonore ein kleines, wildes Ding war, das den ganzen Tag hüpfte, trallerte und kickerte; war Sophie im Gegentheil ernſthaft und etwas melancholiſch;

zuweilen auch ſehr empfindſam. Sie konnte zwar auch recht froh und vergnügt ſeyn: allein ſie war es ſeltener und mit weniger Geräuſch, als das Fräulein von Ehrlichheim. Man kann mit dem, etwas trivialen, Ausdruck ſagen, daß ſie, wenn ſie ſich vergnügt fühlte, in ſich luſtig war. Kurz, Sophie war ein Mädchen, von welchem man, wie über die Alceſte, mit recht ſagen konnte:

„Sie würd' als Schäferin
„Die Flur entzücken;
„Sie würd' als Königin
„Die Welt beglücken:
„Doch immer würd' in ihr
„Sie ſelbſt geliebt." —

Ohngeachtet dieſer Verſchiedenheit ihrer Karaktere, waren die beiden Mädchen doch ein Herz und eine Seele. Es ſchien, als wenn der zwiſchen ihnen ſtattfindende Kontraſt ihrer Freundſchaft gleichſam zur Würze diente. Wenn ſie einander lange genug ungleich geweſen waren; ſo fanden ſie ſich am Ende in der Güte ihres Herzens doch übereinſtimmend und einander ähnlich. Da übrigens, die raſche, lebhafte Leonore von

ihrer Freundin, das was ſie von ihr wünſchte, nur mit der liebreichſten Beſcheidenheit forderte; und da dieſe ſanfte Seele ein Vergnügen dabei fand, gefällig zu ſeyn: ſo wurde die Harmonie unter den guten Kindern nie unterbrochen. — Wir werden ſehen, was künftige Verhältniſſe thun möchten. —

Was wir beſonders an Leonoren ſehr rühmen müſſen und welches einer der ſprechendſten Beweiſe ihrer ſchönen, großmüthigen Seele iſt, war, daß ſie es Sophien noch nicht einmal hatte empfinden laſſen, daß Sie die reiche und einzige Erbin des altadlichen Oberſten von Ehrlichheim und jene nur ein armes unbekanntes Mädchen war, das ihres Vaters Wohlthätigkeit Alles verdankte. — Dies war ein Zug, der ſie — wenn wir anders wagen dürfen es heraus zu ſagen — ſehr von dem großen Haufen ihres Geſchlechts unterſchied. —

Doch, ich merke eben, daß ich hier einen Punkt berührt habe, über welchem ich meinen Leſern noch eine Erläuterung ſchuldig bin. Ich habe geſagt: die unbekannte Sophie. Das war ſie in der That: nehmlich, ein Findelkind, welches das Findelhaus der benachbarten Stadt,

der Gewohnheit dieſer Stiftung gemäß, als ein kleines Kind bei einer Bauernfrau auf unſers Ehrlichheims Landguthe, an die Bruſt verdungen hatte. Der edelherzige Oberſte, der das Mädchen bei Gelegenheit geſehen und den das Schickſal der armen Verlaſſenen rührte, hatte ſie zu ſich genommen und mit ſeiner Tochter auferziehen laſſen. Sie ward der Letztern völlig gleich gehalten, genoß mit ihr gleichen Unterricht; und noch nie hatte von irgend einer Seite das demüthigende Wort **Wohlthat** ihr Ohr berührt. —

Siebendes Kapitel.

Der Verfaſſer ſpinnt an dem Faden der Geſchichte.

Nach Verlauf von vier Wochen, hatte es ſich mit Fahrmann ſo weit gebeſſert. . . . Doch eben fällt mir ein, daß ich meinen lieben Leſern es ja noch nicht einmal geſagt habe, daß jener Verwundete, den der bidre Ehrlichheim dem Tode entriſſen hatte, kein Andrer, als derſelbe Sebaſtian von Fahrmann war, deſſen Abentheuern dieſe Blätter gewidmet ſind. Wir tröſten uns

indeß

indeß wegen dieſer kleinen Unachtſamkeit, da wir nicht finden, daß wir mit dieſer Benachrichtigung zu ſpät kommen. —

Alſo — nach Verlauf von vier Wochen, hatte es ſich mit unſerm Helden ſo weit gebeſſert, daß er nun ſchon den ganzen Tag außer dem Bette bleiben konnte. Der Oberſte, der gar wohl wußte, wie ſehr ein bekümmertes Herz der Geneſung eines Kranken entgegen ſey; und der ſtets darauf dachte, Sahrmanns Schwermuth zu zerſtreuen, führte nun ſeine Tochter und deren Geſpielin ins Krankenzimmer ein, wo die Ehrlichheimſche Familie ſo lange, bis Sahrmann daſſelbe verlaſſen durfte, den größten Theil des Tages zubrachte und daſelbſt auch ſpeiſ'te.

Man kann ſich keinen vergnügtern Zirkel denken, als denjenigen, den dieſe vier gute Menſchenſeelen hier zuſammen ausmachten. Die jungen Leute wurden bald traulicher mit einander und trieben tauſenderlei Kurzweil, worüber der alte Oberſte ſich denn weidlich freute und ihnen auch ſeinerſeits manchen Schwank und manch Anekdötchen aus ſeinen jüngern Jahren zum Beſten gab.

Wenn man genug geſchäkert und gelacht hatte, ſetzte ſich eines von den Mädchen ans Klavier wozu denn beide ſangen; und die weißen Fingerchen, wenn ſie ſo auf den Klaven herum gaukelten, und die Silberkehlchen, brachten da zuweilen Sächelchen aufs Tapet, die unſerm Fahrmann ganz warm ums Herz machten. Er hätte den Mädchen auch gern wieder ein Konzert gegeben, denn er ſpielte Klavier und Flöte ſehr gut und ſang einen ſchönen Tenor; allein ein verwundeter Arm, den er noch immer in einer Binde trug, und der Stich unter der Bruſt, erlaubten es ihm nicht. —

Nachdem die Wundärzte nun ſechs Wochen lang an unſerm Helden geheilt und geflickt hatten, und ſeine Wunden nun alle geſchloſſen waren, durfte er endlich auch das Zimmer verlaſſen und des ſchönen Mai's, der eben die ganze Schöpfung mit Wonne berauſchte, genießen. Nun wurden der Mittel, ihn ſeiner noch immer von Zeit zu Zeit zurückkehrenden Schwermuth zu entreißen, immer mehrere. Zu dem Vergnügen, welches die Unterhaltung in muntern und geiſtreichen — oft ſehr empfindſamen — Geſprächen und die Muſik darboten, geſellten ſich nun auch

die Spaziergänge und der Genuß der ſchönen Natur. Bei dem nur ſehr geringen Hange Fahrmanns zum Trübſinn, bei deſſen guten Leibesbeſchaffenheit, bei einer ſo angenehmen Lebensart in der Geſellſchaft ſo liebenswürdiger Menſchen; und bei den heilſamen Einflüßen der Jahrszeit und der reinen Landluft, konnte es nicht fehlen, er mußte Geſundheit, Munterkeit und Frohſinn zugleich wieder erhalten.

So waren einige fröhliche Monate hingefloſſen, als nach und nach die muntere Laune unter den jungen Leuten ſich ſo ſichtbar zu verlieren anfieng, daß ſelbſt der Oberſte eine Veränderung an ihnen wahrnahm. Fahrmanns Geſicht nahm wieder etwas Düſtres an; er ſuchte öfters allein zu ſeyn und wandelte dann gern in ſchattigten Wäldern und an murmelnden Bächen. Selbſt in Geſellſchaft verſank er oft in tiefes Nachdenken, welches er, wenn der alte Ehrlichheim ihn daraus erweckte, auf die Lage ſeiner Angelegenheiten ſchob. Er that beinah nichts mehr ohne Zerſtreuung, und nie war er zerſtreuter, als wenn er ſich etwan mit Sophien allein befand. Oft ſchlich er ſich am ſtillen Abend, wenn Alles ſchon ſchlief, in ein nahgelegnes Buchengehölz

und phantaſirte da auf ſeiner Flöte noch einige Stunden weg.

Faſt dieſelben Symptomen zeigten ſich an Leonoren. Alle ihre vorige Frölichkeit, ihre muthwillige Laune, war dahin. Ihr Klavier rauſchte nicht mehr in Angloiſen und Walzern dahin, welche Tiſchen und Stühlen hätten Füſſe machen können, auch ertönte es nicht mehr von Frohſinn ſchaffenden Allegros und Preſtos. Nur langſam und melanchkoliſch lies ſie jetzt die Hämmer an die Saiten ſchlagen, welche ſchmelzende Adagios, zärtliche Andanten und herzſchmelzende Arien zurück gaben. Sonſt konnte ihr keine Lektür launigt und munter genug ſeyn. Die Itzehoer Müller, die Wielande, die Klaudiuſſe, die Blumauer, u. ſ. w. das waren ihre Leute, mit welchen ſie ſich unterhalten mochte. Von den empfindelnden Produkten des mondſüchtigen ſiebziger Jahrzehends, von Elegien und ähnlichen weinerlichen Dingen, konnte ſie kaum ſprechen hören. Und jetzt — verſchlang ſie die Leiden des jungen Werthers, den Siegwart, den Karl von Burgheim und andre Sächelchen von gleichem Schlage. — Gleich unſerm Sahrmann ſuchte ſie die Einſamkeit; gleich ihm

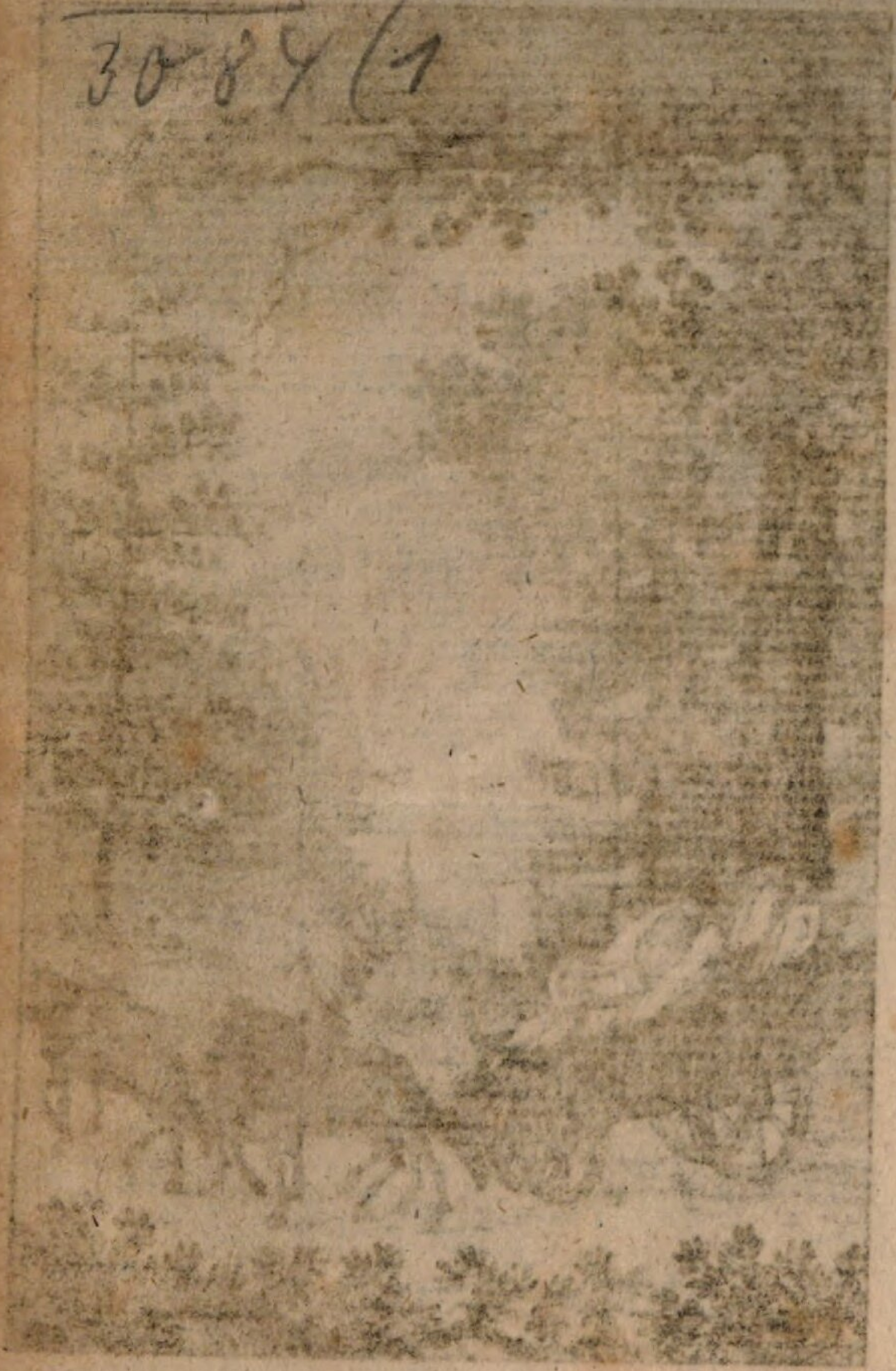
verſank ſie oft in Tiefſinn, war zerſtreut, und — was das Sonderbarſte war, — nie zeigte ſie ſich zerſtreuter, als wenn ſie ſich mit Fahrmann allein befand.

Mit Sophien ſelbſt, war eigentlich keine Veränderung vorgegangen; allein, da ſie, wie wir wiſſen, von Natur ein ſanftes, ſtilles Geſchöpf war, das zur Frölichkeit Veranlaſſung erhalten mußte; ſo ſtimmte ſie zur Geſellſchaft auch in den Ton der Mehrheit ein.

Wir haben ſchon erwehnt, daß es von dem guten Ehrlichheim gar nicht unbemerkt geblieben war, wie ſehr der Barometer der ſcherzhaften und muntern Laune ſeiner jungen Geſellſchaft gefallen war. Von unſerm Fahrmann wunderte ihm das, wie geſagt, noch nicht ſo ſehr, weil er es für eine natürliche Folge ſeiner Verhältniſſe annahm. Aber, was er von ſeiner Tochter denken ſollte, darüber konnt' er nicht mit ſich einig werden. Zwar hatte er ſie ſchon einigemal ins Verhör genommen; allein Leonore wollte nichts geſtehen, weil ſie vielleicht ſich ſelbſt noch zu ſehr Räthſel war, um etwas geſtehen zu können. Ja, ſie wollt' es nicht einmal auf ſich kommen laſſen, daß ſie anders, als gewöhnlich ſey,

2 Bände 2.40

40
3084 (1



529 B

Mamsellchen, es ist Zeit aufzustehen!

Wunderliche Streiche eines gebornen Barons, der zuerſt ſtudirte, dann Schulmeiſter, nachher gemeiner Soldat, und zulezt geheimer Finanzrath ward.

Verf. [K.H. v. Schrader]

Erſter Band.

Mit einem Titelkupfer.

1808.

Liv. 1212

Bayerische Staatsbibliothek München

Wunderliche Streiche eines gebornen Barons.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Nur Geduld, liebe Leſer! er wird wohl nicht todt ſeyn.

„Sieh doch 'n mal, Chriſtjan, was die Hunde dort im Dickicht vorhaben! treiben ja 'n gewaltgen Lärmen;“ ſagte der Oberſte Ehrlichheim zu ſeinem Jäger.

Chriſtjan arbeitete ſich flugs durch das dick verwachſene Gehölz; und bald darauf rief er

ſeinem Herrn zu: „Ihr Gnaden, 's liegt hier 'n Menſch zwiſch'm Geſträuch; ganz blutig und wenn ich recht ſeh, mauſetodt." —

Dieſe Worte waren ein Sporn, welcher den alten Oberſten ſogleich nach dem Ort hin in Bewegung ſetzte, wo die Hunde eine ſo traurige Entdeckung gemacht hatten. — Er fand bald die Beſtätigung von dem, was Chriſtian ihm berichtet hatte; nemlich, einen jungen, dem Anſchein nach todten Menſchen, der in ſeinem Blute ſich ſo zu ſagen badete.

Obſchon Ehrlichheim blutende und todte Menſchen genug geſehen hatte; ſo ſchlug doch eine Art von Herzen in ſeiner Bruſt, deſſen Fühlbarkeit durch den öftern Anblick des menſchlichen Elends und des Todes in ſeiner ſchaudervollſten Geſtalt nicht hatte abgeſtumpft werden können. Dies Herz war noch ſo reitzbar, ſo theilnehmend, wie er es als Jüngling auf die Schreckengefilde des Krieges gebracht hatte. Ganz natürlich traf er daher auf der Stelle die wirkſamſten und kürzeſten Anſtalten, um wo möglich dem Knöchler eine Beute zu entreißen: denn, daß nicht

Alle, welche todt ſcheinen, es wirklich ſind, wußte er gar wohl aus Erfahrung *).

Der menſchenfreundliche Oberſte faßte den gefundnen Körper unter die Arme; der Jäger mußte ſich der Füße bemächtigen: und ſo ward er von den beiden Männern auf den, einige tauſend Schritt davon entfernten Landſitz des wackern Ehrlichheim gebracht.

Kaum war man angelangt, als ſogleich der Dorfbarbier, ein alter, erfahrener Erfeldſcheer, welchem der Oberſte das Gnadenbrod gab, ſeine Künſte anwenden mußte, um zu erfahren, ob man des Todtengräbers mehr als ſeiner bedürfe. Nachdem er die Wunden beſehen und ſondirt hat-

*) Wir wollten von Herzen wünſchen, daß dieſe auf Erfahrung gnugſam gegründete Wahrheit, endlich einmal von einem gewiſſen Volke beherziget würde, welches theils aus religiöſem Vorurtheil, theils aus niederträchtiger Nachgiebigkeit gegen einige langbärtige Dummköpfe, den Würmern ſo manchen Lebendigen auftiſchet!

Anm. des Verf.

te, erklärte er nach einer kleinen Weile: es ſey noch Leben im Körper und dem Anſchein nach, keine der Wunden tödtlich. Nun wurden alle in dergleichen Fällen gewöhnliche Hülfsmittel mit größtem Eifer angewendet; und eh' eine halbe Stunde verlief, öfnete der junge Menſch ſeine matten Augen.

Der Oberſte hatte den Verwundeten während der Manupulation des Wundarztes mit unverwendeten Augen betrachtet, und er fand an ihm eine ſo intereſſante Phyſionomie, daß ſein Wunſch, ihn dem Leben wiedergegeben zu ſehen, mit jeder Minute lebhafter geworden war. Welche Freude empfand er daher, als derſelbe erfüllt wurde! Seine Sorgfalt glimmte nun in neuem Zunder und war aufs eifrigſte dahin gerichtet, den eben aufgefachten Lebensfunken nicht wieder verlöſchen zu laſſen.

So viele Stücke er auch auf ſeinen alten Strigelius hielt; — und zwar aus dem ſehr gerechten Grunde eigner Erfahrung, indem er ihm ſo manche tüchtige Schuß- und Hiebwunde mit der größten Geſchicklichkeit geheilt hatte; — ſo wollte er ſeinen Geretteten den Händen eines nun abgelebten Greiſes doch nicht allein anver-

trauen. — Sobald die Verbände daher gehörig aufgelegt, der Verwundete in allen Stücken aufs beſte beſorgt und zur Ruhe gebracht war, mußte noch denſelben Abend ein Wagen nach der benachbarten Stadt, um den dortigen, ſehr berühmten Wundarzt abzuholen.

Ehe dieſer ankommt und inzwiſchen der Patient ruhet; können wir nun weiter nichts vornehmen, als höchſtens — mit den Leſern noch ein Wenig ſchwatzen; und zwar etwan vom Wetter, von den Franzoſen, die jetzt in die Stelle ihrer ehemaligen Moden getreten und ſtatt dieſer, Gemeinplatz geworden ſind; oder von — u. ſ. w. u. ſ. w. — Allein das viele Schwatzen koſtet unſerer Bequemlichkeit ein Opfer; und da wir nicht wohl wiſſen können, ob unſre Leſer daſſelbe mit angemeßener Dankbarkeit aufnehmen möchten: ſo ſchweigen wir lieber und genießen nun in Ruhe des angenehmen Selbſtgefühls, an dieſem unſern erſten Kapitel ein ſo wohlgeſtaltetes — Stück ans Taglicht gebracht zu haben.

Zweites Kapitel.

Das iſt mir noch ein Kriegsmann!

Mit unſerm Patienten iſt noch nichts anzufangen. Denn, ob zwar der herbeigeholte Wundarzt das Urtheil des alten Strigelius beſtätiget hat, nehmlich, daß keine der Wunden tödtlich ſey und alſo zur Geneſung große Hofnung wäre; ſo hat der ſtarke Blutverluſt ihn doch zu ſehr entkräftet, um, wenn man's ihn auch erlaubt hätte, ſprechen zu können. Ein ſanfter, ſtärkender Schlaf hat von Mutter Natur den Auftrag erhalten, die verlohrnen Lebensgeiſter wieder zu rekrutiren. Wir mögen in keinem Stücke hinderlich ſeyn. Er ſchlafe ſo lange, als es dieſe gute, ſorgſame Mutter für heilſam befindet! — Wir wollen indeß, um nicht ganz müßig zu ſeyn, den Leſer etwas näher mit dem Oberſten bekannt machen.

Ehrlichheim ſtammte aus einer alten P**ſchen adlichen Familie; und ſeit Jahrhunderten hatten ſeine Vorfahren — mit dem Schlendrian zu reden — dem Vaterlande, oder — der dür=

ren Wahrheit gemäß, ſich auszudrücken — dem Ehrgeitze und der Politik der Fürſten mit ihrem Degen gedient. Er ſelbſt, war unter dem Geräuſch der Waffen empfangen und gebohren worden. Waffen, waren ſein erſtes Spielzeug; unter Kriegern reifte er zum Knaben; Wunden und jede Beſchwerlichkeit des Soldatenſtandes, waren der Antheil ſeines frühſten Jünglingsalters; und eh' er noch Mann ward, hatt' er ſchon Lorbeern um ſeine Schläfe geſammelt, die mancher graue Held nicht verſchmähen würde.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo hatt' ihn Natur nicht zu dieſem Stande geſchaffen. Sie hatt' ihm ein mit demſelben nicht ſehr verträgliches Herz — ein ſanftes, weiches, menſchenfreundliches, im höchſten Grade theilnehmendes Herz gegeben. Dennoch, war er in jedem Betracht ein vollkommner Soldat; und dieſes läßt ſich ſehr wohl zuſammenreimen, wenn man für wahr annimmt, daß Erziehung und Beiſpiel eben ſo viel zur Bildung des Menſchen, als die Organiſation beitragen.

Durch das, was er täglich ſah und hörte, hatte ſich Enthuſiasmus für militairiſche Ehre in ihm gebildet, der ihn ſein ganzes Leben hindurch

begleitete. Den Geboten dieſer Ehre ward nun das Herz, ſo oft jene es nothwendig machten, ſubordinirt; und erſt dann durft' es wieder laut mitſprechen, wenn die Ehre es vom Stillſchweigen diſpenſirte. Zwar wollte, das wenig zur Unterwürfigkeit gewöhnte Herz ſich zuweilen gegen ſeinen Tirannen auflehnen und ſeine ihm angebohrne Rechte reklamiren: allein dieſer war, wie es allemal bei Vorurtheilen der Fall iſt, ſtärker als die Natur und behielt am Ende den Sieg. Doch wußte der brave Ehrlichheim, ſo viel ſichs thun lies, eine gewiſſe Harmonie zwiſchen dieſen beiden einander entgegenſtrebenden Kräften herzuſtellen. — Nie vergoß er Blut ohne Noth: ſo wollt' es ſein Herz. Er erhielt lieber durch ein mühſames Manöuver was ein Andrer kürzer, aber durch Ströme von Blut erworben hätte. Doch, wie der Würgengel ſtürzte er auch in den Feind hinein, wenn Ehre ihm kein andern Ausweg lies.

Der wehrloſe, der gefangene Feind, war ſein Bruder, ſein Sohn. Der Bürger und der Landmann — ſelbſt in den feindlichen Provinzen — fanden an ihn einen Vormund, der ſich ihrer aufs Aeußerſte annahm, ohne jedoch dadurch

die ſo gerechte Verpflegung ſeiner Soldaten aus den Augen zu ſetzen; und dieſes gelang ihm dadurch, daß er ſtreng auf eine verhältnißmäßige Vertheilung der ausgeſchriebenen Kontributionen ſah. Wer zu geben im Stande war, konnte ſich durch keine Gunſt davon befreien; und der geringe Mann fand in ihm einen beſonders thätigen Beſchützer, wenn man demſelben einen Theil derjenigen Laſt auf den Nacken wälzen wollte, welche reiche Schwelger oder knausrige Krösuße, von rechtswegen allein tragen ſollten. Mit unerbittlicher Strenge verfuhr er gegen jene Blutigel von Beamten, die unter dem Schutz der allgemeinen Verwirrung, ſich auf Koſten des Landes bereichern wollten. Er verlangte nie mehr, als die Bedürfniſſe ſeiner Soldaten erforderten; und zugleich hielt er genau darauf, daß auch von Andern nicht mehr auf ſeine Rechnung gefordert würde. . . . . . .

Doch, ich ſehe eben, daß ich mir da einen ziemlichen Abſtecher erlaubt habe. Ich muß wohl wieder einlenken, ſo ſehr das Geſagte auch **ein Wort zu ſeiner Zeit**, ſeyn mag.

Was man eigentlich bei Leuten von einem gewiſſen Stande, Erziehung nennt, hatte unſer

Oberſte gar nicht erhalten. Sein Vater ein rauher Major, aber ein Mann von ſtrenger Rechtſchaffenheit, hielt dafür, daß: Routine im Exerciren, Manövriren und andern Theilen des militairiſchen Dienſtes, verbunden mit einiger Fertigkeit im Leſen, Schreiben und Rechnen, das non plus ultra der zu einem tüchtigen Officier erforderlichen Geſchicklichkeit ſey. Mehr lies er daher ſeinen Sohn auch nicht lehren; und unſer Ehrlichheim wäre, ohngeachtet ſeiner ſchönen, natürlichen Anlagen, ein gewöhnlicher Major Mops geblieben, hätt' er nicht das Glück gehabt, ſein Leben einer Mutter zu verdanken, welcher eine der vorzüglichſten Erziehungen zu Theil geworden war.

Ans Wiſſenſchaftliche durfte die zärtliche Mutter ſich zwar nicht machen: denn das litt der Major nicht, daß man dem Jungen, wie er ſich ausdrückte, ſolch unnützes Zeug in den Kopf einpfropfte; aber auf eine, ihrem rauhen Gatten unbemerkbarere Art an der Vervollkommung ihres Sohnes zu arbeiten, das lies ſie ſich deſto angelegener ſeyn.

Ihr erſtes Augenmerk war dahin gerichtet, die ſchönen Keime, welche ſie mit mütterlicher

Wonne in deſſen Herzen gewahrte, zu pflegen und zu entwickeln: und es gelang ihr nach Wunſch. Ihr nächſter Gegenſtand, waren die Sitten und die Bildung ihres Zöglings fürs geſellſchaftliche Leben. Hier fand ſie mehr Schwierigkeiten, weil die militairiſchen Modelle, welche der junge Menſch täglich und ſtündlich vor Augen hatte, durch ihr Beiſpiel großentheils wieder niederriſſen, was die ſorgſame Mutter aufzuführen ſich bemüht hatte; und ſie ſah ſich genöthiget, manche rauhe Ecke ſtehen zu laſſen, die ſie gern gleich ſo vielen andern auch hinweggeſchliffen hätte. — Was bei dieſen natürlichen Anlagen, bei dieſer Art von Erziehung, aus unſerm Ehrlichheim für ein Schlag Mannes wurde, das mögen nun meine Leſer, um ihnen auch etwas zu thun zu geben, ſelbſt abſtrahiren.

Der Oberſte war, wie wir ſchon gehört haben, von ſeiner Jugend an Soldat und erzeigte ſeinem Fürſten beträchtliche Dienſte, welche durch ſchnelles Avancement belohnt wurden. Im dreißigſten Jahre war er ſchon Major. Im ſechs- und dreißigſten heirathete er ein Fräulein, welches bereits ſeit geraumer Zeit das Mädchen ſeines Herzens war. Er genoß des Glücks dieſer

Ehe nur zehn Jahr; eine Tochter war deren einzige Frucht, welche nach dem Tode ihrer Mutter ſein theuerſtes Kleinod wurde.

Als ſein erſter Souverain, ein Fürſt, der es eben ſo gut verſtand, verdienſtvolle Männer an ſich zu ziehen, als ſie zu belohnen, verſtarb, war unſer Ehrlichheim ſchon ſeit einigen Jahren Oberſte und Innhaber eines Regiments. Hätte jener weiſe Monarch länger gelebt, hätt' er gewiß bald eine noch höhre Ehrenſtaffel erſtiegen und hätte dann wohl nie den Dienſt verlaſſen. Allein, der neue König dachte nicht wie ſein Vorgänger. Bei dieſem waren Verdienſte das Maas, wornach Belohnungen zugemeſſen wurden: bei jenem hingegen, galt wegen ſeiner großen Gutherzigkeit, oft ein Vorwort, eine zur gelegenen Zeit angebrachte Bitte, um Wohlthaten für gewiſſe Protegés zu erlangen; wodurch dann eine Quelle nach dem andern verſtopft ward, aus welchem ſonſt zweckmäßige Belohnungen hergefloſſen waren.

Eine ſolche Benutzung der königlichen Gutherzigkeit zur gelegenen Zeit, brachte unſern Ehrlichheim außer Dienſt. Es war die Reihe an ihn, General zu werden; allein die Generals-

ſtelle ward für einen ausländiſchen Schmarotzer erſchlichen und unſer Oberſter forderte den Abſchied, welchen er auch in den gnädigſten Ausdrücken erhielt. — Seit dieſer Zeit lebte er nun auf ſeinen beträchtlichen Gütern das Leben des Weiſen, des Menſchenfreundes und insbeſondre, des Vaters ſeiner Unterthanen.

Drittes Kapitel.

Der Verfaſſer hat im Buche der Zukunft geleſen.

Fräulein Adelheid (das Buch weglegend. *)

Das iſt unausſtehlich langweilig! Das iſt ein Schneckenkriechen! . . .

*) Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß das in dieſem Kapitel enthaltene Geſpräch zwiſchen Fräulein Adelheid und unſrer Wenigkeit, ein Traum iſt; und daß das Buch, welches wir das Fräulein weglegen ſahen, die Fahrten unſers Sebaſtians, waren.

Anm. des Verf.

Verfaſſer. Ich bin in Verzweiflung, ſchönes, blauäugiges Fräulein, daß ich bis jetzt noch nicht den Weg zu Ihrem Beifall fand. Glauben Sie mir auf mein Autorwort, es thut mir weher, als wenn mein Machwerk von den Richtern des Helikons zum — Exil in den Käſehöckerkeller verurtheilt worden wäre; und wenigſtens eben ſo weh, als wenn ich das Kind meiner Muſe bei lebendigen Leibe zu Dieten tranſchiren ſähe. — Aber — laſſen Sie doch hören, was haben Sie denn auszuſetzen?

Fr. Adelh. Ja nun, daß — es mich nicht unterhält. . . . .

Verf. Ei, wenn ich doch nur wüßte, wodurch man Sie intereſſiren könnte. — Ich dächte doch, ich hätte die Aufmerkſamkeit ſchon ſo ziemlich geſpannt. Das erſte Kapitel beginnt gleich mit einem Abentheur, das fürwahr nicht frapanter hingeſtellt werden kann! Was darf man ſich nicht von einem Roman verſprechen, in welchem man gleich auf der erſten Seite Mord und Todſchlag findet? —

Fr. Adelh. Das iſt ganz gut, aber — —

Verf. Erlauben Sie! Hätten Sie noch einen Augenblick geduldet, würden Sie ſogleich ver-

ſchiedne Perſonen kennen gelernt haben, deren Bekanntſchaft Sie mir künftig verdanken werden. Wenn Sie mir's nicht ungütig nähmen — Sie waren in der That ein Wenig zu voreilig. . . .

Fr. Adelh. Kann wohl ſeyn. Aber — es iſt überall zu viel Raiſonnement über Dinge, die ein Mädchen nicht viel angehen. . . .

Verf. Wodurch — durch welche Dinge könnte man Ihnen denn nun aber gefallen?

Fr. Adelh. Weil Sie denn ſo gütig ſind, meinen Beifall für etwas gelten zu laſſen; ſo will ich's Ihnen ſagen. — Sie müſſen mehr fürs Herz ſchreiben.

Verf. Sie wollen doch wohl ſagen: mehr für das Herz eines Mädchens. . . .

Fr. Adelh. Nun — ja.

Verf. Was hat aber denn für ein Mädchenherz das meiſte Intereſſe? Sollte es wohl die Liebe ſeyn?

Fr. Adelh. (erröthend,) Vielleicht —

Verf. Ich will Ihnen ein Geſtändniß erſparen, das Ihr Geſicht mit einer ſo liebenswürdigen Röthe übermalt. Ich weiß nun, was ich zu thun habe, um Ihnen zu gefallen; und um Ihnen den Beweis auf der Stelle zu geben, wie

ſchätzbar Ihr Beifall mir ſey; ſo ſollen Sie ſo-gleich etwas von der Liebe hören. — Die Liebe iſt eine Leidenſchaft, welche mit unumſchränkter Eigenmacht herrſcht; welche ihren Nacken unter kein Geſetz beugt; welche eines Ungeſtüms, einer Kühnheit fähig iſt, die ſie ſich zuweilen ſelbſt nicht zutraut; und — es liegt ihr ein Naturtrieb zum Grunde, welcher die mächtigſten Schranken durchbricht. Sie iſt eine Zauberin, welche die unglaublichſten Wunder verrichtet und mehr Verwandlungen vornimmt, als alle Feen der Fabel. — Mercier, nennt ſie die Königin im Reiche der Einbildungskraft. — So, wie ſie den Dingen außer ſich tauſenderlei verſchiedne Geſtalten giebt; eben ſo, nimmt ſie ſelbſt tauſenderlei verſchiedne Geſtalten an. Sie iſt ein Kamäleon, das die Farbe jedes Karakters annimmt; ein geſchmeidiges Weſen, das ſich in jeden Umſtand hineinpaßt, wie der Abguß in ſeine Form. Dem zufolge, iſt ſie bald blöde, furchtſam, zurückhaltend; bald kühn und unternehmend; bald ſcheint ſie, wie ihr das Sprüchwort Schuld giebt, blind zu ſeyn; bald iſt ſie ſcharfſichtig, verſchlagen, liſtig, erfinderiſch. — In einem ſchönen, gut organiſirten Herzen, wird ſie die Mutter al-

les

les Großen, alles Edeln, aller Tugenden. Die Liebe eines Thoren, eines Niederträchtigen, eines Böſewichts hingegen, iſt einer unreinen Pfütze ähnlich, aus welcher jede Unordnung, alle Verirrungen und alle Verbrechen herfließen. Die Liebe wird.....

Fr. Adelh. Länger halt' ich's nicht aus! Sie haben meine Geduld auf eine ſchreckliche Probe geſetzt. Wer hat denn eine Abhandlung über die Liebe von Ihnen verlangt? — Wenn ich's Ihnen alſo denn doch ſagen muß — uns iſt eben nicht gerade dran gelegen zu hören, was die Liebe Alles ſey und ſeyn kann. Die Liebe muß man — empfinden. — Sie in Handlung geſetzt, auftreten zu ſehen; die Geſchichte zweier Liebenden zu leſen, deren Herzen durch jene Sympathie verbunden werden, welche dem empfindſamen Seelen ſo gut bekannt iſt; deren Beſtändigkeit allen Gefahren trotzet, welche ihre Liebe bedrohen; deren Treue über alle Hinderniſſe, über alle Schickſale ſiegreich dahin ſchreitet — — o, das iſt's, was uns intereſſirt. —

Verf. Mein Wunſch nach Ihrem Beifall, wird mir ein Sporn ſeyn, die Möglichkeit zu erſchöpfen. — — — Ich erwachte hier. — — —

Viertes Kapitel.

Woll'n doch hören, was ſie ſprechen.

Leonore.

Alſo, geſehen haſt Du ihn, ſagſt Du?

Sophie. Ja, aber ſo zu ſagen, nur auf einen Blick. — Papa hatte Niemand bei der Hand; da kam ich ihm in den Weg und mußte ihm ein Kohlfeuer bringen, worauf Strigelius ja wohl Wein zum Verbande wärmen wollte. Indem ich das nun durch die halb geöfnete Thüre hinein reichte, hatt' ich Gelegenheit den Fremden zu ſehen.

Leonore. Sieht er gut aus? —

Sophie. So viel ich in der Geſchwindigkeit bemerken konnte, ja, obſchon er ſehr blaß iſt. Ein intereſſanter Geſicht, ein ſo ehrliches Auge erinnere ich mich nicht, daß mir je vorkam...

Leonore. Für wie alt hältſt Du ihn wohl?

Sophie. Aufs höchſte ſchätz' ich Ihn vier und zwanzig Jahr.

Leonore. Mein Gott! Noch, ſo jung und dem Grabe ſchon ſo nahe gebracht! — Der ar-

ne junge Mann! Welche Böſewichter mögen ihn nur in dieſen Zuſtand verſetzt haben? und wer mag er nur ſeyn? . . . Wenn er doch nur erſt ſprechen dürfte! — Sein Aeußeres, ſagt Papa, zeige einen Menſchen von nicht gemeiner Herkunft an.

Sophie. Und wenn's nicht zu voreilig wäre, von Jemand zu urtheilen, auf den man nur eben einen flüchtigen Blick geworfen hat, wollt' ich ſagen: daß ſelbſt ſeine Miene die feine Bildung ſeiner Seele verrathe. . . .

Leonore. Ob er nur wieder beſſer werden wird? —

Sophie. Strigelius hat ja zu Chriſtian geſagt, daß er die beſte Hofnung dazu habe. — Wenigſtens wird gewiß nichts verſäumt, was zu ſeiner Geneſung beitragen kann. Unſer liebe Papa kommt nicht von ſeinem Bette weg. Seine wohlthätige Menſchenliebe raſtet nicht auf Alles zu denken, für Alles zu ſorgen. — Ach! wie lebhaft, wie rührend erinnert mich dieſe neue Aeußerung ſeines vortreflichen Herzens an dasjenige, was auch ich dem Edeln zu danken habe, den Du, meine Leonore, Vater nennſt und der

auch mir Vater ward! (Eine Thräne perlt über Sophiens Wange).

Leonore. (Sophien bei der Hand faſſend;) Gutes, dankbares Mädchen! Gewiß, wenn mein Vater auch weniger Antrieb zum Wohlthun in ſich ſelbſt fände: Du und der Lohn, den Dein erkenntliches Herz ihm darbieten, müßten ihn dazu anmahnen! — O, ich bin ein recht glückliches Geſchöpf, einen ſolchen Vater und eine ſolche Freundin zu haben! .... (Umarmung) ....

Sophie. Kannſt Du Dir vorſtellen, daß der Fremde in allen zehen Wunden hat! — Die beiden gefährlichſten ſind eine Quetſchung am Kopf und ein Stich in der Bruſt. —

Leonore. Schrecklich! In welche unmenſchliche Hände muß der Arme gefallen ſeyn! Der Gedanke verſtimmt mich ganz, daß es ſolche böſe Menſchen in Gottes ſchöner Schöpfung giebt....

Sophie. Komm, liebes Lorchen, ſetz Dich ans Klavier und ſpiel uns die herrliche Arie vom Menſchenfreund, welche ich ſo gern höre, weil darin Papa ſo recht geſchildert iſt: die wird Dich auf einmal wieder aufheitern....

Leonore. Ja, das will ich auch! Du mußt aber mit mir ſingen....

Fünftes Kapitel.

Noch ein Dialog.

(Leonore arbeitet in einer Weinrebenlaube, welche ihr Lieblingsplätzchen iſt).

Oberſte (im Eintreten).

Dacht' ich's doch, daß ich dich hier finden würde, Lorchen! Iſt Dir 's aber nicht zu windig, Kind? 's iſt heut Aprilluft. —

Leonore. (Legt die Arbeit weg und küßt ihrem Vater ſchmeichelnd die Hand). Nein Papa; meine liebe Laube ſchützt mich ſchon etwas wider den Wind, ob ſie ſchon nur erſt Knoſpen trägt. Wenn er mich aber auch ein Wenig durchweht, das thut mir nichts. Im Gegentheil merk' ich, daß es ganz wahr iſt, wie Sie mir ſo oft geſagt haben, daß das Anwehen der freien Luft die Nerven ſtärke. — Aber ich freue mich recht, Sie heut heitrer zu finden, als ich Sie ſeit drei Tagen ſah. Sie haben gewiß gute Ausſichten für die Geneſung unſers Kranken? —

Oberſte. Wohl, hab' ich die, Lorchen! Der Wundarzt, ein Kerl, der fürwahr ſein Metier verſteht, hat mir eben geſagt, daß er in

den zwei Tagen, da er ihn nicht geſehen, die Wunden ſo verbeſſert und mit ſo guten Anzeichen begleitet fånde, daß er nun gar keinen Zweifel habe, ihn in fůnf bis ſechs Wochen vôllig geſund zu liefern. Er hat ihm nun auch erlaubt måßig zu ſprechen. Unſer Patient machte von dieſer Erlaubniß ſogleich Gebrauch, und zwar auf eine Art, welche mir recht an die Seele gieng. Ich kann Dir's nicht ſo wiederholen, was er mir Alles ſagte, um mir ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Es war aber Alles ſo ſchôn, ſo růhrend, ſo — ich kann 's nicht ausdrůcken, Lorchen; aber ich fůhlt' es bis ins Innerſte. Man ſah es ihm recht an, daß das, was er ſagte, kein leerer Schnikſchnak war, wie mein Schwager Paſtor wohl macht. — So wahr ich ehrlich bin, er ſprach, wie 's ihm um's Herz war; und es gieng auch Alles geradenweges nach meinem Herzen. Ich dank' es jetzt meinem Vater dort oben, noch einmal ſo herzlich, daß er mich dieſem braven, jungen Manne zu Hůlfe ſchickte. Was nur in meinen Kråften ſtehet, will ich ferner fůr ihn thun. Braucht er einen Vater; ſo will ich 's ihm ſeyn. . . . . Wirſt doch nicht neidiſch ſeyn, Lorchen?

Leonore. Ich ſchätze mich glücklich in der Ueberzeugung, daß Sie dieſe Frage nicht im Ernſt an mich thun. — O, mein beſter Vater, ich wäre der Wohlthat nicht werth, in Ihnen das Muſter des Menſchenfreundes und jeder Tugend täglich vor Augen zu haben, wenn ich eine ſolche häßliche Regung, wie der Neid es iſt, in mir könnte aufkommen laſſen. Wenn ich ja neidiſch ſeyn könnte, ſo möcht' ich es auf das Vorbild ſeyn, welches Sie mir aufſtellen, und dem ich immer noch ſo weit nachſtehe. —

Oberſte. Schmeichlerin! — Aber, Du biſt doch meine gute, liebe Tochter, daß ich, ohne Gefahr dabei zu beſorgen, es Dir in die Augen ſage, daß ich ganz mit Dir zufrieden bin; und daß ich gewiß glaube, ich werde es ſtets ſeyn. (Sie in ſeine Arme ſchließend). Mein gutes Lorchen! Meine Goldtochter!

(Gegenſeitige Umarmung und Ergüße väterlicher und kindlicher Zärtlichkeit; und nachdem ſich ſelbige wieder zum ruhigern Geſprächston herabgeſtimmt).

Leonore. Haben Sie noch nichts von den Umſtänden entdeckt, welche unſern Fremden betreffen? Nicht. . .

Oberſte. So gar ſehr neugierig bin ich nicht, wie Du weiſt. Ich mag den Leuten nicht gern etwas abfragen, was ſie vielleicht gern für ſich behielten. — Wenn er 's nicht für nöthig hält, mir aus ſeiner Geſchichte ein Geheimniß zu machen, wird er wohl von ſelbſt davon anfangen. Eine Frage hielt ich indeß für nothwendig, an ihn zu thun; nehmlich: wer ihn in den Zuſtand, worin ich ihn gefunden, verſetzt habe? — Und dieſe that ich deshalb, um zu erfahren, ob es vielleicht noch Zeit wäre, den Thäter zur Strafe einzuholen.

Leonore. Nun? und was antwortete er?

Oberſte. Seine Antwort war merkwürdig. Er kenne, ſagte er, ſeine Mörder recht gut. „Allein,“ ſetzte er hinzu, „man kann nichts gegen dieſelben ausrichten. Meine künftige Sicherheit erfordert vielmehr, daß meine Rettung ein Geheimniß bleibe,“ — Er wollte ſich noch weiter auslaſſen, aber ich gab's nicht zu, um ihn nicht ſo viel auf einmal ſprechen zu laſſen. Vielleicht erhalt' ich nächſtens mehr Aufklärung über dieſes Räthſel. —

Leonore. Wohl ein Räthſel! — Ich kann die Auflöſung kaum erwarten. . . . Einem Mäd-

chen iſt dieſe Neugierde ja wohl zu verzeihen: nicht wahr, lieber Vater?

Oberſte. Je nun; vollends dann, wann ſie, wie bei Dir der Fall iſt, mitleidigen Antheil an dem Gegenſtande derſelben, zum Grunde hat. — —

Sechſtes Kapitel.

Der Gürtel der Venus wird geplündert.

Da unſer prophetiſcher Geiſt uns einen Wink gegeben hat, daß die lieben Mädchen Leonore und Sophie in dieſen Blättern nicht ganz Meteore ſeyn dürften, die faſt in eben dem Augenblick, als man ſie hat leuchten ſehen, auch ſchon wieder verſchwinden, ſondern vielmehr, daß ſie eine ziemlich anſehnliche und intereſſante Nebenrolle darin ſpielen werden, welche unſern Leſern in der Folge eine nähere Kenntniß derſelben ſehr angenehm machen möchte: ſo eilen wir — wie es immer unſer Streben ſeyn ſoll — Ihnen auch hier einen Beweis unſrer Sorgſamkeit für Alles, zu geben, indem wie eine kleine Schilderung der beiden Schönen unternehmen. Wir

Oberſte. So gar ſehr neugierig bin ich nicht, wie Du weiſt. Ich mag den Leuten nicht gern etwas abfragen, was ſie vielleicht gern für ſich behielten. — Wenn er 's nicht für nöthig hält, mir aus ſeiner Geſchichte ein Geheimniß zu machen, wird er wohl von ſelbſt davon anfangen. Eine Frage hielt ich indeß für nothwendig, an ihn zu thun; nehmlich: wer ihn in den Zuſtand, worin ich ihn gefunden, verſetzt habe? — Und dieſe that ich deshalb, um zu erfahren, ob es vielleicht noch Zeit wäre, den Thäter zur Strafe einzuholen.

Leonore. Nun? und was antwortete er?

Oberſte. Seine Antwort war merkwürdig. Er kenne, ſagte er, ſeine Mörder recht gut. „Allein,“ ſetzte er hinzu, „man kann nichts gegen dieſelben ausrichten. Meine künftige Sicherheit erfordert vielmehr, daß meine Rettung ein Geheimniß bleibe,“ — Er wollte ſich noch weiter auslaſſen, aber ich gab's nicht zu, um ihn nicht ſo viel auf einmal ſprechen zu laſſen. Vielleicht erhalt' ich nächſtens mehr Aufklärung über dieſes Räthſel. —

Leonore. Wohl ein Räthſel! — Ich kann die Auflöſung kaum erwarten. . . . Einem Mäd-

chen iſt dieſe Neugierde ja wohl zu verzeihen: nicht wahr, lieber Vater?

Oberſte. Je nun; vollends dann, wann ſie, wie bei Dir der Fall iſt, mitleidigen Antheil an dem Gegenſtande derſelben, zum Grunde hat. — —

Sechſtes Kapitel.

Der Gürtel der Venus wird geplündert.

Da unſer prophetiſcher Geiſt uns einen Wink gegeben hat, daß die lieben Mädchen Leonore und Sophie in dieſen Blättern nicht ganz Meteore ſeyn dürften, die faſt in eben dem Augenblick, als man ſie hat leuchten ſehen, auch ſchon wieder verſchwinden, ſondern vielmehr, daß ſie eine ziemlich anſehnliche und intereſſante Nebenrolle darin ſpielen werden, welche unſern Leſern in der Folge eine nähere Kenntniß derſelben ſehr angenehm machen möchte: ſo eilen wir — wie es immer unſer Streben ſeyn ſoll — Ihnen auch hier einen Beweis unſrer Sorgſamkeit für Alles, zu geben, indem wie eine kleine Schilderung der beiden Schönen unternehmen. Wir

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Ober=ſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebens=würdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, ma=jeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Bu=ſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schnee=hügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch verſteckte und ſich benadelte; ſo verrieth doch:

„Das knappe Korſet
„Das ſchließende Mieder
„Die reitzendſten Glieder. —“

Ihr Haar war braun; und ſie entweihte deſſen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneiſen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgeſpaltene, ſchwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken ſprühten. Ihre Naſe war nicht die, der medizäiſchen Venus; denn ſie war ein Wenig ſtumpf und aufgebogen aber ſie ſtand allerliebſt zu dem Ganzen. Das regelmäßigſte und hübſcheſte in ihrem Geſichte, war der Mund, der ſehr klein und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemiſch von Lilien und Roſen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn ſie lachte, gaben dieſem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens ſagte.

Und dieſes Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz, das Jedermann

wohlwollte und Jedermann gern Gefälligkeiten und Dienſte erzeigte. So lebhaft ſie war, ſo gern ſie ſchäkern, lachen, ſpringen, tanzen und ſingen mochte; ſo verbreitete ſich doch gleich Ernſt und mitleidige Theilnahme über ihr ganzes Weſen, wenn ſie einen Leidenden ſah; und man kann ſagen, daß bei einer Veranlaſſung dazu, ihr die Thränen der Rührung und des Mitleids jedesmal eben ſo leicht entrannen, als ſie zum Lachen bewegt werden konnte. — Nach ihrem Vater, hatte Sophie den erſten Platz in ihrem Herzen; und wir werden nun ſehen, in wie weit dieſe ihn verdiente. —

Wenn wir die Herzensgüte ausnehmen, in welcher Sophie mit Leonoren um den Vorrang ſtritt; ſo war ſie dieſer ganz unähnlich.

Sie war groß, ſchlank, von einem vollkommen ſchönen Wuchſe. Die Weiße ihres Teints und die Zartheit ihrer Haut übertraf noch die ihrer Freundin beiweiten; und war — außer einem feinen Roth, das auf ihren Wangen ſchimmerte, faſt unvermiſcht. Ihr langes, ſeidenreiches Haar war lichtaſchfarbig; ihre Augen, die mit einer hohen königlichen Stirn beinah horizontal lagen, waren groß, rein und blau; und

es lag in denſelben eine unbeſchreibliche Sanftheit nebſt etwas Schwärmeriſchen. Die Naſe war etwas lang und das, was man eine griechiſche Naſe nennt; der Mund und die Zähne ſchöner, als man's ſagen kann; und ein kleines rundes Kinn vollendete die Ovallinie, in welcher ihr Geſicht eingeſchloſſen war.

Ohngeachtet ihrer Schlankheit, war ſie mehr fleiſchicht als mager; und ihr Buſen hatte eine Völligkeit, den bei aller Sorgfalt ihn zu verbergen, das Halstuch bei einem verſtärkten Wogen deſſelben, kaum in Reſpekt zu erhalten vermochte. Ihre Hand war äußerſt zart; und feine blaue Adern ſchlängelten ſich auf derſelben unter den Fettkügelchen hin, als wenn ſie der Pinſel einer Buhlerin darauf gemalt hätte. Sie war, ſo wie der Fuß, nicht ſo klein als Leonorens; aber ſie war in Verhältniß ihres übrigen Körperbaues, doch auch nicht groß.

So ſehr Sophiens Aeußeres von demjenigen ihrer Freundin abwich, ſo verſchieden waren auch ihre Karaktere. Statt, daß Leonore ein kleines, wildes Ding war, das den ganzen Tag hüpfte, trallerte und kickerte; war Sophie im Gegentheil ernſthaft und etwas melancholiſch;

zuweilen auch ſehr empfindſam. Sie konnte zwar auch recht froh und vergnügt ſeyn: allein ſie war es ſeltener und mit weniger Geräuſch, als das Fräulein von Ehrlichheim. Man kann mit dem, etwas trivialen, Ausdruck ſagen, daß ſie, wenn ſie ſich vergnügt fühlte, in ſich luſtig war. Kurz, Sophie war ein Mädchen, von welchem man, wie über die Alceſte, mit recht ſagen konnte:

„Sie würd' als Schäferin
„Die Flur entzücken;
„Sie würd' als Königin
„Die Welt beglücken:
„Doch immer würd' in ihr
„Sie ſelbſt geliebt." —

Ohngeachtet dieſer Verſchiedenheit ihrer Karaktere, waren die beiden Mädchen doch ein Herz und eine Seele. Es ſchien, als wenn der zwiſchen ihnen ſtattfindende Kontraſt ihrer Freundſchaft gleichſam zur Würze diente. Wenn ſie einander lange genug ungleich geweſen waren; ſo fanden ſie ſich am Ende in der Güte ihres Herzens doch übereinſtimmend und einander ähnlich. Da übrigens, die raſche, lebhafte Leonore von

ihrer Freundin, das was ſie von ihr wünſchte, nur mit der liebreichſten Beſcheidenheit forderte; und da dieſe ſanfte Seele ein Vergnügen dabei fand, gefällig zu ſeyn: ſo wurde die Harmonie unter den guten Kindern nie unterbrochen. — Wir werden ſehen, was künftige Verhältniſſe thun möchten. —

Was wir beſonders an Leonoren ſehr rühmen müſſen und welches einer der ſprechendſten Beweiſe ihrer ſchönen, großmüthigen Seele iſt, war, daß ſie es Sophien noch nicht einmal hatte empfinden laſſen, daß Sie die reiche und einzige Erbin des altadlichen Oberſten von Ehrlichsheim und jene nur ein armes unbekanntes Mädchen war, das ihres Vaters Wohlthätigkeit Alles verdankte. — Dies war ein Zug, der ſie — wenn wir anders wagen dürfen es heraus zu ſagen — ſehr von dem großen Haufen ihres Geſchlechts unterſchied. —

Doch, ich merke eben, daß ich hier einen Punkt berührt habe, über welchem ich meinen Leſern noch eine Erläuterung ſchuldig bin. Ich habe geſagt: die unbekannte Sophie. Das war ſie in der That: nehmlich, ein Findelkind, welches das Findelhaus der benachbarten Stadt,

der Gewohnheit dieſer Stiftung gemäß, als ein kleines Kind bei einer Bauernfrau auf unſers Ehrlichheims Landguthe, an die Bruſt verdungen hatte. Der edelherzige Oberſte, der das Mädchen bei Gelegenheit geſehen und den das Schickſal der armen Verlaſſenen rührte, hatte ſie zu ſich genommen und mit ſeiner Tochter auferziehen laſſen. Sie ward der Letztern völlig gleich gehalten, genoß mit ihr gleichen Unterricht; und noch nie hatte von irgend einer Seite das demüthigende Wort **Wohlthat** ihr Ohr berührt. —

Siebendes Kapitel.

Der Verfaſſer ſpinnt an dem Faden der Geſchichte.

Nach Verlauf von vier Wochen, hatte es ſich mit Fahrmann ſo weit gebeſſert. . . . Doch eben fällt mir ein, daß ich meinen lieben Leſern es ja noch nicht einmal geſagt habe, daß jener Verwundete, den der bidre Ehrlichheim dem Tode entriſſen hatte, kein Andrer, als derſelbe Sebaſtian von Fahrmann war, deſſen Abentheuern dieſe Blätter gewidmet ſind. Wir tröſten uns

indeß

indeß wegen dieſer kleinen Unachtſamkeit, da wir nicht finden, daß wir mit dieſer Benachrichtigung zu ſpät kommen. —

Alſo — nach Verlauf von vier Wochen, hatte es ſich mit unſerm Helden ſo weit gebeſſert, daß er nun ſchon den ganzen Tag außer dem Bette bleiben konnte. Der Oberſte, der gar wohl wußte, wie ſehr ein bekümmertes Herz der Geneſung eines Kranken entgegen ſey; und der ſtets darauf dachte, Fahrmanns Schwermuth zu zerſtreuen, führte nun ſeine Tochter und deren Geſpielin ins Krankenzimmer ein, wo die Ehrlichheimſche Familie ſo lange, bis Fahrmann daſſelbe verlaſſen durfte, den größten Theil des Tages zubrachte und daſelbſt auch ſpeiſ'te.

Man kann ſich keinen vergnügtern Zirkel denken, als denjenigen, den dieſe vier gute Menſchenſeelen hier zuſammen ausmachten. Die jungen Leute wurden bald traulicher mit einander und trieben tauſenderlei Kurzweil, worüber der alte Oberſte ſich denn weidlich freute und ihnen auch ſeinerſeits manchen Schwank und manch Anekdötchen aus ſeinen jüngern Jahren zum Beſten gab.

Wenn man genug geſchäkert und gelacht hatte, ſetzte ſich eines von den Mädchen ans Klavier wozu denn beide ſangen; und die weißen Fingerchen, wenn ſie ſo auf den Klaven herum gaukelten, und die Silberkehlchen, brachten da zuweilen Sächelchen aufs Tapet, die unſerm Fahrmann ganz warm ums Herz machten. Er hätte den Mädchen auch gern wieder ein Konzert gegeben, denn er ſpielte Klavier und Flöte ſehr gut und ſang einen ſchönen Tenor; allein ein verwundeter Arm, den er noch immer in einer Binde trug, und der Stich unter der Bruſt, erlaubten es ihm nicht. —

Nachdem die Wundärzte nun ſechs Wochen lang an unſerm Helden geheilt und geflickt hatten, und ſeine Wunden nun alle geſchloſſen waren, durfte er endlich auch das Zimmer verlaſſen und des ſchönen Mai's, der eben die ganze Schöpfung mit Wonne berauſchte, genießen. Nun wurden der Mittel, ihn ſeiner noch immer von Zeit zu Zeit zurückkehrenden Schwermuth zu entreißen, immer mehrere. Zu dem Vergnügen, welches die Unterhaltung in muntern und geiſtreichen — oft ſehr empfindſamen — Geſprächen und die Muſik darboten, geſellten ſich nun auch

die Spaziergänge und der Genuß der ſchönen Natur. Bei dem nur ſehr geringen Hange Fahrmanns zum Trübſinn, bei deſſen guten Leibesbeſchaffenheit, bei einer ſo angenehmen Lebensart in der Geſellſchaft ſo liebenswürdiger Menſchen; und bei den heilſamen Einflüßen der Jahrszeit und der reinen Landluft, konnte es nicht fehlen, er mußte Geſundheit, Munterkeit und Frohſinn zugleich wieder erhalten.

So waren einige fröhliche Monate hingefloſſen, als nach und nach die muntere Laune unter den jungen Leuten ſich ſo ſichtbar zu verlieren anfieng, daß ſelbſt der Oberſte eine Veränderung an ihnen wahrnahm. Fahrmanns Geſicht nahm wieder etwas Düſtres an; er ſuchte öfters allein zu ſeyn und wandelte dann gern in ſchattigten Wäldern und an murmelnden Bächen. Selbſt in Geſellſchaft verſank er oft in tiefes Nachdenken, welches er, wenn der alte Ehrlichheim ihn daraus erweckte, auf die Lage ſeiner Angelegenheiten ſchob. Er that beinah nichts mehr ohne Zerſtreuung, und nie war er zerſtreuter, als wenn er ſich etwan mit Sophien allein befand. Oft ſchlich er ſich am ſtillen Abend, wenn Alles ſchon ſchlief, in ein nahgelegnes Buchengehölz

und phantaſirte da auf ſeiner Flöte noch einige Stunden weg.

Faſt dieſelben Symptomen zeigten ſich an Leonoren. Alle ihre vorige Frölichkeit, ihre muthwillige Laune, war dahin. Ihr Klavier rauſchte nicht mehr in Angloiſen und Walzern dahin, welche Tiſchen und Stühlen hätten Füſſe machen können, auch ertönte es nicht mehr von Frohſinn ſchaffenden Allegros und Preſtos. Nur langſam und melanchkoliſch lies ſie jetzt die Hämmer an die Saiten ſchlagen, welche ſchmelzende Adagios, zärtliche Andanten und herzſchmelzende Arien zurück gaben. Sonſt konnte ihr keine Lektür launigt und munter genug ſeyn. Die Itzehoer Müller, die Wielande, die Klaudiuſſe, die Blumauer, u. ſ. w. das waren ihre Leute, mit welchen ſie ſich unterhalten mochte. Von den empfindelnden Produkten des mondſüchtigen ſiebziger Jahrzehends, von Elegien und ähnlichen weinerlichen Dingen, konnte ſie kaum ſprechen hören. Und jetzt — verſchlang ſie die Leiden des jungen Werthers, den Siegwart, den Karl von Burgheim und andre Sächelchen von gleichem Schlage. — Gleich unſerm Sahrmann ſuchte ſie die Einſamkeit; gleich ihm

verſank ſie oft in Tiefſinn, war zerſtreut, und — was das Sonderbarſte war, — nie zeigte ſie ſich zerſtreuter, als wenn ſie ſich mit Fahrmann allein befand.

Mit Sophien ſelbſt, war eigentlich keine Verånderung vorgegangen; allein, da ſie, wie wir wiſſen, von Natur ein ſanftes, ſtilles Geſchöpf war, das zur Frölichkeit Veranlaſſung erhalten mußte; ſo ſtimmte ſie zur Geſellſchaft auch in den Ton der Mehrheit ein.

Wir haben ſchon erwehnt, daß es von dem guten Ehrlichheim gar nicht unbemerkt geblieben war, wie ſehr der Barometer der ſcherzhaften und muntern Laune ſeiner jungen Geſellſchaft gefallen war. Von unſerm Fahrmann wunderte ihm das, wie geſagt, noch nicht ſo ſehr, weil er es für eine natürliche Folge ſeiner Verhåltniſſe annahm. Aber, was er von ſeiner Tochter denken ſollte, darüber konnt' er nicht mit ſich einig werden. Zwar hatte er ſie ſchon einigemal ins Verhör genommen; allein Leonore wollte nichts geſtehen, weil ſie vielleicht ſich ſelbſt noch zu ſehr Råthſel war, um etwas geſtehen zu können. Ja, ſie wollt' es nicht einmal auf ſich kommen laſſen, daß ſie anders, als gewöhnlich ſey,

Der Oberſte mußte es endlich dabei bewenden laſſen und erwarten, ob die Zeit ihm über dieſe, ihm ſo unbegreifliche Umändrung eine Auflöſung geben werde, welche er aus Mangel an genugſamer Kenntniß im Fache der Herzensprüfung, ſich nicht ſelbſt zu geben vermochte. Wir wollen es vor der Hand wie der wakre Ehrlichheim machen.

Achtes Kapitel.

Der Verfaſſer ſpinnt weiter.

Eine gewiſſe Delikateſſe, die es unſerm Helden zum angelegenſten Wunſche machte, ſeinem Erretter näher bekannt zu werden, hatte ihn bewogen, ſobald er nur anhaltend ſprechen durfte, dem würdigen Ehrlichheim ſeine Geſchichte mitzutheilen. Der Oberſte fand die ihm anvertrauten Geheimniſſe ſo wichtig, daß er ſeinen jungen Gaſt ernſtlichſt anmahnte, mit denſelben aufs vorſichtigſte umzugehen. Er theilte nicht einmal ſeiner Tochter davon etwas mit. Auf ſein Anrathen, wurd auch ſein wahrer Name, von Sahrmann, in den, von Sahrenheit, verwan=

delt. Indeß nannte man ihn im Kreiſe der Familie, Sahrmann, weil man, noch ehe der Oberſte dieſe Vorſichtsmaasregel für nöthig hielt, ſich ſchon an den Namen gewöhnt hatte; und Sahrenheit hies er nur in Beiſein Andrer.

Aus gewiſſen Gründen, wovon einer der iſt, daß wir jetzt den angeſponnenen Faden noch nicht zerreißen mögen, verweiſen wir unſre Leſer, in Anſehung der frühern Geſchichte unſers Helden zu derſelben Geduld, welche das Stillſchweigen des Oberſten den lieben Mädchen Leonore und Sophie auflegte.

Der brave Ehrlichheim, der ſich ſo warm für unſern Freund intereſſirte, hatte in deſſen Angelegenheiten einen ſichern Menſchen abgeſchickt. Dieſer war jetzt zurück gekommen und brachte Briefe mit, die ſehr erfreuliche Nachrichten enthielten und Sahrmann — jedoch nur auf ſehr kurze Zeit — aufheiterten. — Die bald zurückkehrende Schwermuth deſſelben, machte den Oberſten ganz irre. Sahrmann war ihm nun ein ſo unauflösliches Räthſel als ſeine Tochter. Alle ſeine Muthmaßungen blieben in einer weiten Entfernung von der Grenze der Wahrheit. — Ihr Gebiet wäre für uns vielleicht eben ſo unzu-

gänglich, als die Inſel der Kalypſo geblieben, wenn nicht diejenige Erfahrung uns zum Wegweiſer gedient hätte, welche wir durch unſere Beleſenheit in Romanen rühmlichſt acquerirt haben. Vermöge derſelben ſind wir alſo im Stande, unſern lieben Leſern das Räthſel zu löſen, ohne uns erſt auf dem Dreifuſſe des Delphiſchen Apols räuchern laſſen zu dürfen.

Kund und zu wiſſen ſey es daher männiglich, daß der, an unſerm Helden ſo auffälligen Schwermuth nebſt deren Aeußerungen und Folgen keine andre Urſach zum Grunde lag, als — die Liebe. Gleiche Bewandniß hatte es mit der niedlichen, ſonſt ſo ſchalkhaften Leonore. Indem wir Ihnen dieſe Konfidenz machen, iſt es unſrer Gutherzigkeit zugleich aber äußerſt kränkend, daß wir den beiden Liebenden kein gutes Prognoſtikon ſtellen können.

Liebe macht oft ſehr glücklich, wenn Hofnung ihre Gefährtin und Gegenliebe ihr Lohn iſt. Aber — welche Leiden, welche kummer- und trauervolle Stunden bereitet ſie nicht, wenn ſie auf einen Gegenſtand fällt, welcher ſie nicht erwiedert! Im erſten Fall iſt ſie eine Huldgöttin, welche unſern Pfad mit Roſen beſtreut; im zweiten —

eine Furie, welche uns mit Nattern peitſcht. — Armer Fahrmann! bedauernswürdige Leonore! für Euch wird die Liebe kein Röschen pflücken: möchte die Egide Eures Schutzgeiſtes Euch nur wider ihre ſchmerzhaften Streiche bedecken! . . . .

„Wozu, dieſe Jeremiade?“ wird Mancher, der bis jetzt noch nicht die Oberfläche durchſchaut, unſre ehrbare Autorſchaft ziemlich unſanft anfahren. „Iſt nicht der Oberſte,“ wird man weiter deraiſoniren, „ein vernünftiger, ein im hohen Grade gütiger Mann, der ſeine Tochter aufs zärtlichſte liebt; der auch den guten Fahrmann hochſchätzt und ihm herzlich wohl will; und der bei ſeiner richtigen, geraden Art zu denken, gewiß der Vereinigung der beiden Liebenden kein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg legen wird? Und — da man nicht einſieht, wer anders als er dieſes könnte — wo iſt denn nun ein Grund zu jener traurigen Prophezeihung? Gewiß, die ganze Jeremiade iſt nur ein gewöhnlicher Autorknif! — —“

Diejenigen, welche ſo mit uns ſprechen — ſprechen, wenn wir es ſagen dürfen, wie der Blinde von der Farbe. Wer hat ihnen denn geſagt — wie

ſie doch ganz eigenmächtig voraus ſetzen, — daß eine Verbindung zwiſchen dieſen Beiden, das gemeinſchaftliche Intereſſe ihrer Liebe ſey? — Wie denn aber, meine Werthen, wenn nun Leonore gar nicht der Gegenſtand der Fahrmannſchen Liebe wäre, wie wir Ihnen, wenn Sie es hätten bemerken wollen, ſchon durch einen Wink zu verſtehen gegeben haben? — — „Oh!" — Ja, oh! — So gehts, wenn man Alles am beſten wiſſen will. — Diesmal will ich Sie noch, um der andern, nicht ſo vorlauten Leſer willen, auf den rechten Weg helfen. Allein, ich verbitte mir für die Zukunft dergleichen Eingriffe in mein Autorrecht und überhaupt jede Einmiſchung in Dinge, die ich am beſten wiſſen muß!

Hören Sie alſo. — Fahrmann liebte nicht Leonoren von Ehrlichheim, ſondern — Sophien, deren Freundin, und Leonore liebte zwar unſern Fahrmann, aber — wie Sie nun wohl einſehen werden — ganz hofnungslos, weil ſein Herz ſchon eine Andre gewählt hatte. Im Grunde müſſen wir — ohngeachtet unſers vörzüglichen Intereſſes für unſern Helden, die arme Leonore am meiſten beklagen; denn außer, daß in einem weiblichen Herzen eine Leidenſchaft

immer tiefer wurzelt als in dem männlichen, ſo liebte das arme Mädchen auch platterdings ohn' alle Hofnung; da ſich hingegen in Anſehung Fahrmanns noch immer die Möglichkeit denken läßt, daß das Marmorherz der ſpröden Sophie — obſchon ſie jetzt noch nichts der Liebe Aehnliches für ihn empfand — doch in der Zukunft ſich vielleicht noch werde erweichen laſſen. — Indeß bitte ich die gutmüthige Klaſſe der Leſer, die immer Alles hübſch einen guten Ausgang mögen nehmen ſehen, doch recht ſehr, dieſe angenommene Möglichkeit ja für nichts mehr, als für — eine Möglichkeit anzuſehen; die vielleicht nie realiſirt wird. Dieſe Warnung find' ich für nothwendig, um mich auf alle Fälle gegen nachherige Vorwürfe zu verwahren.

Da ich nun einmal angefangen habe, den Schleier des Geheimnißes zurückzuziehen, will ich alſo fortfahren ſo mit meinen Leſern umzugehen, als mit Leuten, welchen man nichts zu verſchweigen hat. Dem zufolge ſollen Sie ſogleich Alles haarklein erfahren, was ich von dem Liebesweſen unſrer jungen Leutchen weis.

Fahrmann war bald über die Natur ſeiner Empfindungen, — ſo neu ſie ihm auch waren

— mit ſich einig geworden. Eben ſo wenig konnt' er's ignoriren, daß Niemand anders, als die ſanfte Sophie der Gegenſtand derſelben ſey. Die Flamme, die in ihm loderte, ſchlug bei ſeinem Herzen voll feuerfangender Materie, bald ſo heftig in ihm auf, daß die Löſchungsmittel der Vernunft zu deren Unterdrückung nicht mehr helfen wollten. Es dauerte nicht lange, ſo ſtand der Entſchluß, ſich dem Gegenſtande ſeiner Liebe zu entdecken, feſt in ihm, und er ſuchte ſchon ſeit einiger Zeit eine Gelegenheit dazu, die er bis jetzt ſchon einigemal ungenutzt hatte vorbeiſtreichen laſſen, weil, ſo feſt ſein Vorſatz, ſeinen Empfindungen Worte zu geben, auch war, er doch jedesmal einer ihn plötzlich überwältigenden Furchtſamkeit nicht hatte Meiſter werden können. Ueber ſolche Widerſprüche bei der Liebe muß man ſich nicht wundern, denn ſie iſt ja deren Mutter.

Leonore ihrerſeits, war der Art, der in ihr vorgegangenen Verändrung nicht ſobald auf die rechte Spur gekommen, als Fahrmann; oder — wenigſtens hatte ſie ſich die Kenntniß ihrer Herzensbeſchaffenheit nicht ſobald eingeſtehen wollen. Am Ende konnte ſie ſichs aber doch nicht

länger verbergen, daß das, was ſie empfinde, Liebe ſey.

Wie hätte ſie auch — ohngeachtet aller ihrer Unerfahrenheit und Unſchuld — zweifelhaft bleiben können? Wie ſollte ſie die Empfindung nennen, die ſie unwiderſtehlich dahin zog, wo ſie Fahrmann vermuthete; die ihre Bruſt mit herzeinengender Wonne ſchwellte, ſo oft er ſie anredete; die ihr Geſicht mit hoher Röthe färbte, ihr Blut in ſchnellern Kreislauf brachte, wenn er ſie zufällig oder abſichtlich berührte; die ſie zerſtreut, verlegen und ſtumm machte, wenn ſie mit ihm allein war; die neidiſch, eiferſüchtig über jeden Blick war, den er nicht auf ſie richtete, über jedes Wort, das er mit Jemand anderm ſprach? Wie ſollte ſie, frag' ich, eine Empfindung, die alle dieſe ſo fremden, ſo neuen Wirkungen hervorbrachte, wohl anders, als — Liebe nennen? —

Ein weibliches Geſchöpf, in deſſen Herzen dieſe Leidenſchaft geniſtet hat, iſt weit übler dran als die Männer. Dieſe dürfen ſogleich offenſive Pläne entwerfen und zu deren Ausführung ſchreiten. Sie können das Herz, welches ſie erobern wollen, nach Gutbefinden blockiren, be-

ſchießen, bombardiren, oder gar beſtürmen; und — wenn ſie es auch unüberwindlich finden ſollten, ſo ziehen ſie doch den Nutzen aus dieſem offenſiven Gange, daß ſie bald erfahren woran ſie ſind; und daß ſie nicht lange eine Ungewißheit mit ſich herumtragen dürfen, die bisweilen beſchwerlicher, als die traurigſte Gewißheit ſelbſt iſt. — Mit den Fraunzimmern iſt es ganz anders. Ihr Schickſal iſt — ſo will es die weibliche Delikateſſe und der despotiſche Eigenſinn der Männer — ſich immer leidend zu verhalten; und — ſo groß ihre Ungeduld auch ſeyn mag, ſich mitzutheilen — es ruhig zu erwarten, wenn und ſogar — ob es dem Gegenſtande ihrer Wünſche wohl gefallen werde, ihnen ſein Herz anzutragen. Und ſo nähren ſie oft, bei immer hingehaltner Hofnung Jahre lang eine Leidenſchaft, die ſie nie beglücken ſoll; und unterliegen derſelben am Ende; ſtatt, daß ſie ſelbige auszurotten bemüht geweſen ſeyn würden, wenn Wohlſtand und Uebereinkunft es ihnen erlaubt hätten, ſich früh genug zu überzeugen, daß kein erwünſchter Erfolg ihre Liebe krönen werde. —

Neuntes Kapitel.

Herr Sebaſtian von Fahrmann — meine Leſer und Leſerinnen!

Wer ſich etwan gelüſten laſſen, dem Verfaſſer mit ſeiner voreiligen Einbildungskraft vorzugreifen und ſich aus eignem Mitteln ein Portrait unſers Fahrmanns zu entwerfen, der möchte vielleicht genöthigt werden, den Pinſel von neuem zur Hand zu nehmen, um das Gemälde ganz umzuarbeiten. Denn, zeichnete man etwan einen idealiſch ſchönen Jüngling, eine Kopie des belvederiſchen Apols, oder einen zweiten Antinous; lies man einen ſchlanken, hohen Jüngling ſitzen, mit blauen, in Zartgefühlen ſchwimmenden Augen, mit einer ſchöngebognen Naſe, mit roſigen Wangen, mit einem zum Küſſen gebildeten Munde, mit blonden lockigen Haaren: ſo betrog man ſich. — Doch ich will die Negativen bei Seite ſetzen und nun ſagen, wie und was unſer Fahrmann war.

Er zählte noch nicht volle fünf und zwanzig Jahr, und hatte die mittlere männliche Größe.

Der Bau ſeines Körpers war nichts weniger als ſchlank, ſondern vielmehr körnigt, gedrungen und muskulös. Ein kleiner Fuß, eine volle, runde Wade, ſtämmige Lenden, ein eingezogner Unterleib, eine breite Bruſt, ſtarke Schultern und nervige Arme, gaben ihm ein athletiſches Anſehen, das, wie man behauptet, einige Damen von feinem Geſchmack nach Verdienſt zu ſchätzen wiſſen. —

Der Kopf, dieſer Theil des menſchlichen Körpers, aus deſſen Profil ſapiens **Lavater** die Menſchen friſchweg zu Engeln oder zu Teufeln ſchaft; oder nach dem kunſtmäßigen Ausdruck, die Phyſionomie unſers Helden, bleibt uns noch zu ſkitziren übrig.

Eine freie, etwas erhabne Stirn, auf welcher Offenherzigkeit und Redlichkeit mit deutlichen Zügen geprägt ſtanden, erzeugte für das Ganze ein günſtiges Vorurtheil. Ein Paar dichte, ſchwarze Augenbraunen, die ſich in gut gewölbten Bogen über die Augen lehnten, gaben ihm ein etwas finſtres, äußeres Anſehen, welches aber nur im Anfang auffiel und hernach ſehr bald verſchwand. Sein braunes Auge war lauter Feuer, es hatte aber bei all ſeiner Lebhaftigkeit,

ſo einen gewiſſen ehrlichen Blick, der es machte, daß man unſerm Sahrmann nicht anders als gewogen ſeyn konnte. — Die Naſe war ziemlich groß und ein Wenig aufwärts gebogen. Der Mund — nun, der hätte zwar kleiner ſeyn können; aber zwei Reihen weißer, geſunder Zähne, ließen dieſen ſcheinbaren Fehler bald vergeſſen. — Die Lippen waren aufgeworfen und von einer lebhaften Röthe. Das Kinn war rund und mit einem Grübchen verſehen, das es gewiß nicht entſtellte. Volle, ausgeſtopfte Wangen, von einem bräunlichen Kolorit, gaben dem Ganzen einen Anſtrich von Jovialität und Temperamentswärme, deren Daſeyn man im Umgange mit Sahrmann ſehr bald bemerkte.

Sein braunes Nackenhaar trug er gewöhnlich in einem kurzen Zopf; den übrigen Theil der Friſur überlies er meiſt der Natur, welche ſein Haar etwas gekräuſelt hatte. — Seine Stimme war ein reiner, vollklingender Tenor; ſein Gang feſt und männlich, und ſeine Stellung hatte zuweilen wirklich etwas Edles.

So weit die Beſchreibung ſeines Aeuſſerlichen. Nun noch einen flüchtigen Blick in ſein Inneres und auf ſeinen Karakter. —

Die Offenherzigkeit Fahrmanns, war für einen Mann, der — wie wir wiſſen — in der Nähe des Hofes gelebt hatte, auſſerordentlich. Sein Herz glich einem ofnen Buche, deſſen Inhalt Jedem, der nur irgend in einem Herzen zu leſen wußte, verſtändlich war. Einige Erfahrungen hatten ihm bei reifern Jahren freilich die Nothwendigkeit gezeigt, dieſer Offenherzigkeit, die zum Theil eine Folge ſeiner Erziehung war, einige Schranken zu ſetzen; allein es hatte ihm niemals damit recht gelingen wollen. Es durfte nur Jemand ein erkünſteltes Gefühl, oder eine verſtellte Theilnahme heucheln: und er gab ihm willig die Geheimniſſe ſeines Herzens hin.

Theilnehmend, wohlwollend und gutherzig, war er ebenfalls in einem hohen Grade. Es waren dies mehr Temperamentstriebe eines Sanguinikus, als mühſam eingepflanzte Tugenden. Er konnte keinen Hülfsbedürftigen, keinen Nothleidenden, keinen Unglücklichen ſehen, ohne ihm Beiſtand zu leiſten; oder, ohne ihm wenigſtens Beiſtand leiſten zu wollen. Er that und gab, ohne auf Verdienſt zu ſehen, jedesmal nach Vermögen. Erſt nach der Zeit, da ſeine Glücksumſtände eingeſchränkter wurden und er bemerkte,

daß eine Mildthätigkeit ohne weiſe Haushältigkeit, ſich die Mittel benehme, da zu helfen, wo es am erſten Pflicht iſt: erſt dann fing er an, mit ſeinem Wohlthun Mäßigung und eine gewiſſe Klugheit zu verbinden.

Dies waren die hervorſtechendſten Züge auf der Fläche ſeines Karaktergemäldes: Züge, welche von einer ſchönen Seele gewiß ſprechende Beweiſe ſind.

Ausserdem beſaß er noch eine Menge liebenswürdiger und ſchätzbarer Eigenſchaften. Er war ein warmer, man könnte ſagen, ein leidenſchaftlicher Freund. Seine Dankbarkeit war unbegrenzt, wenn ihm Jemand gedient hatte. Rache, kannte er nur dem Nahmen nach. Es that ihm weh, wenn ſich ein Menſch ſo gegen ihn betragen hatte, daß er ihm nicht wohlwollen konnte; und ſeine Verſöhnlichkeit ging ſo weit, daß er ſeinem Beleidiger zuerſt die Hand zur Verſöhnung bot, wenn er nur irgend einen Wunſch dazu in demſelben wahrzunehmen glaubte. Man darf aber ja nicht wähnen, daß dieſe Nachgiebigkeit eine Folge von Kleinmuth oder Furcht geweſen ſey. Vielmehr hatte er Muth genug, wo er erfordert wurde, und eine Herzhaftigkeit, wel-

che zuweilen an Verwegenheit grenzte. Beweiſe davon wird man künftig finden.

Bei dieſen Vorzügen des Karakters und des Herzens beſaß er einen ſehr ausgebildeten Geiſt, viele nützliche und angenehme Kenntniſſe und einen Geſchmack in allen Dingen, den man fein nennen kann. —

Wir haben unſern Leſern in unſerm Herzen feſt verſprochen, Alles ſo hübſch ſublunariſch zugehen zu laſſen. Da man nun unterm Monde keinen Sterblichen ohne Fehler ſieht: ſo dürfen wir, um unſerm Verſprechen getreu zu ſeyn, alſo wohl auch die Schattenſeite unſers Helden nicht ganz vergeſſen.

Allerdings, hatte Sahrmann gleich allen Adamskindern auch ſeine Fehler. Allein, dieſe Fehler waren von der Art, daß ſie in einer genauen beinah unzertrennlichen Verbindung mit ſeinen guten Eigenſchaften ſtanden. Man kann ſagen: daß wenn er die Letztern in einem geringern Grade beſeſſen hätte, er den größten Theil ſeiner Fehler gar nicht gehabt haben würde. Sie waren eigentlich geile Auswüchſe ſeiner Tugenden, und meiſtentheils Folgen einer Erziehung, die

man dennoch nicht umhin kann, vortreflich zu nennen.

Ein Fehler dieſer Art war ſeine Unbedachtſamkeit, mit welcher er, ohne Rückſicht auf Perſonen und Umſtände zu nehmen, geneigt war, Alles zu ſagen, was er dachte; wodurch er ſich oft Schaden that und manche Verdrießlichkeit ſich bereitete. Da dieſer Fehler im geringſten nicht aus Schwatzhaftigkeit entſtand, indem er ein ihm anvertrautes Geheimniß gar wohl zu bewahren wußte; ſo ſieht man leicht, daß derſelbe diejenige liebenswürdige Offenherzigkeit und Freimüthigkeit zum Grunde hatte, zu welchen ſchon Natur den Keim in ihn gelegt, und welche man von ſeiner frühſten Jugend an, in ihm zu nähren, ſich bemüht hatte. — Seine Aeltern — die unſre Leſer noch kennen lernen werden — und ſeine Lehrer, hatten ſich ihm nie anders, als liebreiche, theilnehmende, rathertheilende Freunde gezeigt, und ſich dadurch ſein ganzes Herz zu eigen gemacht. Dies bewirkte in ihm ein ſo unbeſchränktes Zutrauen zu denſelben, daß es ihm zum Bedürfnis wurde, ihnen kaum einen Gedanken und ſelbſt keinen ſeiner kleinen Fehltritte zu verſchweigen. Da ſeine Offenherzigkeit alle=

zeit gute Folgen für ihn hatte: da er, auch wenn er ſich vergangen hatte, immer nur bemitleidende, tröſtende, warnende, rathgebende und aufmunternde Freunde fand; ſo iſt es wohl kein Wunder, wenn er das war, was wir an ihm gerühmt und getadelt hatten.

Seine Gutherzigkeit, ſein unbegrenztes Wohlwollen gegen alle Menſchen, ſeine warme Theilnahme an deren Schickſale, an deren Leiden und Freuden, wurden ebenfalls Quellen einiger ſeiner Fehler. Da ſein Vater das Wachsthum jener ſchönen Pflanzen auf keine Weiſe hatte hemmen wollen, weder durch Klugheitsregeln, wie man ſie aus der Erfahrung ſammelt, noch durch Bemerkungen und Lehren, welche ſich zum Theil auf den Unwerth der Menſchen beziehen; ſo ſchoſſen dieſe von der Natur eingepflanzten Tugenden, die durch keines der gewöhnlichen Hinderniſſe aufgehalten wurden, üppig auf; und es erzeugte ſich zugleich eine Vorſtellung von den Menſchen in ihm, welche leider! in dieſem ſterilen Zeitalter wenig Originale findet, und welche durch das Zutrauen, das er in dieſe idealiſchen Menſchen durchgängig ſetzte, ihn beſtändig in den Fall brachte, betrogen und gemißhandelt zu

werden. — Und wenn ihn auch in der Folge, Lektür, Studium der Geſchichte, ſeine akademiſchen Jahre und andre nachherige Erfahrungen, gelehrt hatten, daß die Menſchen im Allgemeinen bei weiten nicht ſo gut wären, als er ſie ſich bis dahin gedacht hatte; daß es ſogar ſchlechte und ſehr boshafte unter denſelben gäbe, gegen welche man nicht genug auf ſeiner Hut ſeyn könne; ſo zog er aus dieſer Ueberzeugung ſeines Verſtandes doch wenig praktiſchen Nutzen, da ſein Herz immer jedes Individuum, das ſich ihm irgend von einer guten Seite zu zeigen wußte, als eine Ausnahme anſah, und ſelbſt zu jeder Zeit bemüht war, für augenſcheinlich üble Seiten, Entſchuldigungen aufzuſuchen.

Bei unſers Fahrmanns warmen, leidenſchaftlichen Temperamente; bei ſeiner Empfänglichkeit für jeden ſinnlichen oder moraliſchen Eindruck, mußte ihm dieſe Stimmung äuſſerſt gefährlich werden. Der Verführer erhielt dadurch freie Gewalt ſich in ſein, durch kluges Mißtrauen nicht verwahrtes Herz, einzuſchleichen, ſich deſſelben zu bemächtigen und ihn zu ſeinem Zwecke hinzuleiten. Wir werden ihn in der Folge öfter in dieſem Falle erblicken: aber wir, die

wir ihn genauer kennen, wir wollen ihn deswegen nicht laſterhaft nennen, wenn wir ihn der Verführung unterliegen ſehen! —

Ohne unſern Helden eben ſchmeicheln zu wollen, kann man überhaupt ſagen, daß alle die an ihm gerügten Fehler nur in Beziehung auf die Beſchaffenheit des geſellſchaftlichen Lebens und der Menſchen, Fehler waren; Fehler dazu, die auch als ſolche — einige beſondre Kolliſionsfälle ausgenommen — immer nur den Fehlenden ſelbſt nachtheilig bleiben. In Wielands Welt unſchuldiger Menſchen, hätte unſer Sahrmann vielleicht auf Vollkommenheit Anſpruch machen können.

Das ſey genug für eine Skitze: denn dieſe wollt' ich meinen Leſern auch nur liefern. Am Ende des Werkes, werden wir unſern Helden völlig ausgemalt daſtehen ſehen, mit allen Veränderungen, welche Zeit und Umſtände in ſeinen Zügen indeß vorgenommen haben möchten.

Zehntes Kapitel.

Und das Band ſeiner Zunge ward los. —

In einer kleinen Entfernung von dem Landſitze des Oberſten, zog ſich zwiſchen zwei hohen felſigten Bergen ein enges, tiefes Thal hin, das ſchwarze Tannen, welche ſeit Jahrhunderten am Abhange wurzelten, mit einer ewigen Dämmerung bedeckten. Hier, in dieſer ſchauderlichen Einſamkeit, die recht dazu gemacht war, die Schwermuth eines Liebenden zu nähren, hatte unſer Fahrmann ſich ſein Lieblingsplätzchen gewählt, wo er manche Stunde verträumte und verſtöhnte.

Er ſaß gemeiniglich in einer Art natürlichen Grotte, welche mit Moos und Epheu bewachſen war, und über welche ein ſich herabneigendes Felſenſtück den Einſturz drohte. Nahe bei ſtürzte ein wildes Waſſer mit fürchterlichem Getöſe ſich über hervorragende Klippen herab und verlohr ſich rauſchend im ſumpfigen Thal. Traurige Echos verhallten in einem Haufen grauer Ruinen, welche am Abhange des Felſens die Verwüſtungen der Zeit bezeugten. Raubvögel, die hier niſte=

ten, hatten alle Singvögel aus dieſer ſchauderli=
chen Einöde vertrieben, und auſſer den hellſten
Stunden des Tages, da die Sonne die höchſten
Ränder des Thales mit einem ſchmalen goldnen
Saum umzog, hörte man hier immer das Un=
glück verkündende Geſchrei des Nachtvogels, und
nie verſtummte das melancholiſche Geſtöhne der
Unken im Sumpfe.

An einem ſchönen Junimorgen, ſchlenderte
unſer Fahrmann wie gewöhnlich, ſehr früh nach
ſeiner Eremitage. Die Herrlichkeiten der Natur,
die bei jedem Schritt, ihm aufſtießen und welche
die Heiterkeit des Tages, die auch ſeine Seele
ein Wenig aufgehellt hatte, ihm bemerkbar mach=
te, nebſt dem wohlthätigen Einfluße der balſa=
miſchen Luft auf ſeine Lebensgeiſter, hatten ihn
in eine Stimmung verſetzt, die ſchon ſeit langer
Zeit ihm fremd war. Das Hofnungsbäumchen
ſtand ihm auf einmal voller Blüten, die ihm die
ſchönſten Früchte für die Zukunft verſprachen,
und es erwachte dadurch in ihm ein Muth, den
er zu zeigen, bald Gelegenheit fand.

Als er ſeiner Grotte nahe kam, wunderte er
ſich nicht wenig ſeinen gewöhnlichen Platz mit ei=
ner ſchneeweißen, weiblichen Geſtalt beſetzt zu

ſehen. Er ſtutzte — entſchloß ſich aber doch, dieſelbe näher ins Auge zu nehmen, und da entdeckte er denn bald .... „ha, ha, Sophien!" — Schon wieder vorlaut? — Sie werden mich noch böſe machen, daß ich .... Doch nein, um meiner guten, geduldigen Leſer willen, unterdrücke ich meine Empfindlichkeit. — — Alſo — er entdeckte — Leonoren.

Um Sie der Mühe des langen Hin- und Herrathens über das wie? und warum? zu überheben, will ich Ihnen nur in wenig Worten ſagen, daß das Fräulein, das wegen Mangel des Schlafes alle Morgen ſchon früh auf den niedlichen Füßchen war, von ihrer Herzensunruhe umhergetrieben, durch ein Ohngefähr an dieſen einſamen Ort geführt worden war, den ſie ſonſt recht gut gekannt, aber ſeit langer Zeit nicht beſucht hatte, weil er mit ihrem Geſchmack kontraſtirte. Jetzt fand ſie ihn auſſerordentlich reizend, und ſie hatte ſchon länger als eine Stunde hier im Gebiete der Einbildungskraft herumgeſchwärmt, als Fahrmann ſie antraf. Der Eindruck, den dieſe unerwartete Zuſammenkunft auf die beiden Leutchen machte, war ſehr verſchieden.

Leonore fühlte, als ſie Fahrmann gewahrte, eine Beklemmung des Herzens, ein Herzudrängen des Blutes nach dieſem ſeinem Mittelpunkte, daß ſie weder aufzuſtehen, noch ein Wort zu ſprechen vermochte. Was ſie Alles gedacht und gefühlt haben mag, können wir ſo genau nicht ſagen, denn, wer mag der Liebe hinter alle ihre Schliche kommen! ihr, die ſich kaum einen Augenblick gleich iſt, die kaum einen Augenblick lang, denkt und gleich handelt. —

Von unſerm Fahrmann, können wir etwas Beſtimmteres angeben. Er hatte ſich zwar anfangs gewundert, Leonoren bei ſo frühen Morgen an dieſem Orte zu finden, wo er, auſſer irgend einen Hirtenjungen, vorher noch nie Jemand angetroffen hatte. Aber, unangenehm war ihm dieſe Begegnung gewiß nicht; auch nicht einmal verlegen machte ſie ihn bei ſeiner heutigen muthvollen Stimmung. Im Gegentheil hatt' er nach einem neuerlich entworfenen Plan ſchon längſt gewünſcht, Fräulein von Ehrlichheim ohne Zeugen und ohne Beſorgnis geſtört zu werden, ſprechen zu können. — Fahrmann redete ſie an.

Er. Guten Morgen, mein Fräulein! Schon ſo früh auf? — Fürchten Sie nicht durch einen ſo abgekürzten Schlaf Ihrem Teint zu ſchaden? Man ſieht, daß Sie keine Stadtdame ſind; denn dieſe, ſo wenig ſie auch größtentheils zu verlieren haben, ſind doch ſehr beſorgt dafür. —

Sie. (die alle ihre Kräfte aufgeboten, um ſich ein Wenig zu ſammeln) Ihre Dienerin, Herr von Fahrmann! — Aber — Sie irren — es iſt nicht ſo früh ... oder, iſt's es wirklich noch? — Ich weis es nicht recht. —

Er. Eben fünf Uhr. — Aber, mit was beſchäftigten Sie ſich ſo allein? —

Sie. (unwillkührlicher Seufzer) Ich — hatte mein Vergnügen an dem — Geſange der Vögel. —

Er. Sie ſcherzen! Könnten die Eulen, die hier reſidiren, Ihr Ohr ergötzen? denn — keinen andern Vogel giebts in dieſer Einöde doch nicht. —

Sie. (verlegen und erröthend) So? — Ich dächte doch, ich hätt' eine Nachtigal gehört....

Er. Die müßte blos hierher gekommen ſeyn, um Ihnen die Kour zu machen. —

Sie. (zerſtreut) Meynen Sie? — Aber — was wollt' ich doch ſagen... Ich bin doch

wohl zu früh aufgeſtanden; ich habe noch gar nicht ausgeſchlafen.

Er. Ich glaubs wohl; Sie ſind das nicht gewohnt. Ich bin indeß heute mit Ihrem Früh-aufſtehen ſehr zufrieden, weil es mir das Glück verſchaft, Sie hier zu finden, und ....

Sie. (von neuem erröthend) Sie ſind zu gü-tig. (furchtſam) Ich glaube nicht, daß meine Geſellſchaft Sie ſehr intereßirt....

Er. Können Sie daran zweifeln? — Doch, wenn Sie erlauben, ſetz' ich mich ein Wenig bei Ihnen —

Sie. (kaum hörbar) Wir haben beide Platz.

Er. (Nachdem er ſich geſetzt hat). Wie ſchön doch dieſen Morgen Alles iſt! — Sehen Sie nur, wie der weiße Nebel dort oben auf dem Gipfel des Berges, ſich auf den ſchwarzen Tan-nen ſchaukelt. — Hier im Thal iſt's zwar ein Wenig melancholiſch, aber — (ein Seufzer) es iſt doch ſo angenehm —

Sie. (auch ein Seufzer) Ja wohl —

Er. Sind Sie nicht glücklich, daß Ihre Be-ſtimmung bisher das Landleben war! Ich möch-te auch immer auf dem Lande wohnen: aber —

Sie. (unruhiger) Was kann Sie daran verhindern?

Er. (ein langer Seufzer) Mein Schickſal. — Weis ich's noch, wozu es mich auserſehen hat?

Sie. (warm) Sie werden, Sie müſſen recht glücklich ſeyn! (gerührt) Gewiß, Niemand wünſcht das mehr als ich. . . .

Er. Sie ſind ſehr gütig, Fräulein Leonore (ſich ermannend) Allein — dürft' ich es wohl mit einiger Hofnung wagen, Ihre Güte gegen mich auf eine Probe zu ſetzen?

Sie. (feuerroth und äuſſerſt verlegen) Ich — ich werde Ihnen gern dienen, wenn ich kann.

Er. (feurig) O, Sie können es, vortrefliche Leonore! Sie können es! Der Dienſt, um welchen ich Sie bitten will, ſoll Ihnen kein Opfer koſten; und mir wird er von äuſſerſter Wichtigkeit ſeyn. Von demſelben hängt das Glück und das Unglück meiner künftigen Tage ab.

Sie. (mit geſpannter, ängſtlicher Erwartung) Reden Sie! Erklären Sie ſich näher! Alles, was ich thun kann und — darf, ſag' ich Ihnen zu. —

Er. Nun, ſo hören Sie, gütiges Mädchen! — Ich liebe — (Leonorens Unruhe erſteigt den höchſten Grad) und Sie, theures Fräulein, Sie

können mir, die meinem Herzen ſo nothwendige Auskunft verſchaffen, ob Seeligkeit oder Verzweiflung mein Loos ſeyn ſoll. —

Sie. Verſchaffen! — (ungeduldig) Vollenden Sie, Herr von Sahrmann!

Er. Ja, dieſe Auskunft mir zu verſchaffen, erwart' ich von Ihrer Güte. — Ich ſelbſt — habe den Muth nicht dazu. Ich liebe. — Die Perſon, welche ich anbete, iſt — Ihre Freundin Sophie. Eröfnen Sie ihr das in meinem Namen, ſagen Sie ihr, daß mein Herz — ich ganz — ihr angehöre, ewig ihr angehören werde; daß von ihrem Ausſpruche meine Ruhe, mein Glück, mein Leben abhänge. Sagen Sie ihr....

Hier wurde Sahrmann erſt gewahr, daß Leonore blaß und beinah leblos an ſeiner Seite ſaß und dem Hinſinken nahe war.

Er. Was fehlt Ihnen, Fräulein? Himmel, wie ſehen Sie aus? — — (Er hält ihr Salz vor und ſie erholt ſich).

Sie. Nichts — Herr von Sahrmann (ſich mit Gewalt ermannend) Gewiß nichts, als eine kleine Uebelkeit, woran wohl — das frühe Aufſtehen Schuld hat. — Aber, Sie erlauben, daß ich mich nach Hauße begebe.... Ihren Wunſch

(ein

(ein tiefer unwillkührlicher, nur halb unterdrückter Seufzer) werd' ich erfüllen — Sie können darauf rechnen —

Er. Sie ſind gut wie ein Engel! Wie kann ich Ihnen meinen Dank ausdrücken? . . .

Sie. Nichts davon! — (mit Anſtrengung) Möchten Sie glücklich werden! — Aber ich muß machen, daß ich nach Hauſe komme — es iſt mir noch gar nicht recht wohl. . . .

Er. (reicht ihr den Arm) Ich begleite Sie. —

Und ſo ſchlich die arme **Leonore** an **Fahrmanns** Arm dem väterlichen Hauſe zu; aber, in welcher Stimmung — das überlaſſe ich dem Leſer, ſich ſelbſt vorzuſtellen. — Geredet wurde unterwegs wenig.

Eilftes Kapitel.

Berge und Thäler kommen nicht zuſammen, aber wohl — Menſchen: beſonders — wenn ſie ſich ſuchen.

Leonore war ſeit der mit **Fahrmann** gehaltenen Unterredung in einer Gemüthslage, die eigentlich mehr ein Gegenſtand der Vorſtellungskraft

als der Beſchreibung iſt; allein da wir ſo ziem=
lich unterrichtet ſind, wollen wir doch einen Ver=
ſuch damit wagen. — Das erſte, was ſich in ihr
regte, war — Empfindlichkeit der gekränkten
Liebe und — wie dies dabei wohl immer der Fall
iſt — der gekränkten Eitelkeit. Der Rath, den
dieſe ihr gaben, war: den undankbaren Fahr=
mann nicht nur aus ihrem Herzen zu reiſſen;
ſondern ihn von nun an zu — haſſen und ihn
durch ein Betragen, in welchem ſie ihm ſichtba=
re Geringſchätzung zeigen wollte, für ſeine Unge=
rechtigkeit gegen ſie zu beſtrafen. Sie war nicht
übel gewilligt, ihm nicht nur ihr ſo raſch gegebnes
Wort, (das vielleicht auch ſchon Würkung einer
weiblichen Empfindlichkeit war), nicht zu halten;
ſondern ſelbſt, ihm bei Sophien zu ſchaden, wenn
dieſe ja für Fahrmann ebenfalls etwas fühlen
ſollte. Sogar gegen ihre unſchuldige Freundin
wollte ſich ein heimlicher Unwille einniſten. —

Wir ſehen da unſre Leonore an einem ſehr
gefährlichen Wege ſtehen, der ein anderes weib=
liches Geſchöpf von weniger ſchönen Herzen, an
einen Abgrund geführt haben würde. Aber —
Fräulein von Ehrlichheim war nicht dazu ge=
ſchaffen, lange zu fehlen. Rache, Haß, Un=

wille, welche ihr ganz heterogene Empfindungen waren, fanden nicht in ihr den Boden, in welchem ſie gedeihen konnten. Ihr Herz legte ihr bald verſchiedne Fragen vor. Zum Beiſpiel: Warum ſollt' ich Sahrmann haſſen? — War er mir unter allen Töchtern Evens allein Liebe ſchuldig? War ich allein und ausſchlieſſend würdig, von ihm geliebt zu werden? Kann er mich durch die Wahl einer Andern zurückſetzen, da er meine Neigung zu ihm gewiß nicht einmal muthmaſſet? Darf ich ihn ungerecht nennen, da er mir durch nichts verpflichtet war? Und — was hat mir Sophie gethan? — Kann ich es ihr zum Vorwurf machen, daß ſie in Sahrmanns Augen mehr Reitze und mehr Verdienſte als ich hatte? Hat ſie mir ein Herz entriſſen, auf das ich mehr Recht als ſie habe? Hat ſie dies Herz an ſich zu ziehen, wohl ſelbſt die Abſicht gehabt? Scheint es nicht vielmehr, daß ſie ihm auch nicht die geringſte Aufmunterung gegeben, da er es nicht einmal wagt, von den Angelegenheiten ſeines Herzens ſelbſt mit ihr zu ſprechen?...

Dieſe und ähnliche Fragen brachten Leonoren wieder ins Gleis. Sie trug bald einen entſcheidenden Sieg über alle jene heftigen Regungen da-

von, welche eine ungegründete Empfindlichkeit in ihr hatte einpflanzen wollen, und ſie kam nach einigen letzten Kämpfen mit ihrer Weiblichkeit endlich ſo weit, daß ihre Gutherzigkeit, ihr Edelmuth und ihre Großmuth ein Prädominium in ihrer Seele erhielten, das ihnen nichts mehr ſtreitig machte.

Eine Folge hiervon war der Entſchluß, dem Glücke Sahrmanns nicht nur keinesweges hinderlich zu ſeyn; ſondern ſogar — wenn ſie auch bei S:phien einen Hang für denſelben fände — Alles anzuwenden, um dieſe Beide in den Hafen ihrer Wünſche zu ſteuern.

Daß ſchön und edelhandeln, wenn auch das ſchwerſte Opfer damit verbunden iſt, einen davon unzertrennlichen Lohn mit ſich führe: dieſe Wahrheit empfand auch Leonore. Die beſeeligende Zufriedenheit ihres Herzens über dieſen gefaßten Vorſatz, unterſtützte ſie gar ſehr bei ihrem widrigen Schickſal, das ſo manches ſchöne ſpaniſche Schlößchen in Staub und Schutt verwandelte, welches ihre Einbildungskraft aus lauter künftigen Freuden aufgeführt hatte. — Der Gedanke, das Glück einer werthen Freundin und zugleich dasjenige, eines ſchätzbaren Mannes

zu machen, den ſie immer noch über Alles liebte, und der nach kälterer Ueberlegung, nichts von ſeiner Liebenswürdigkeit in ihren Augen verlohren hatte, obſchon er nicht für ſie liebenswürdig zu erſcheinen, ſich angelegen ſeyn lies; machte ſie beinah vergeſſen, was ſie ſelbſt dabei verlohr.

Da Leonorens Entſchluß nicht bloßes Aufwallen einer rohen Gutherzigkeit, ſondern ein feſter, mit Beiſtimmung ihrer Grundſätze genommener Vorſatz war; ſo verweilte ſie nicht lange dabei, ohne zur Ausführung zu ſchreiten. — Sophien auszuforſchen, war nun das Erſte, wozu ſie Gelegenheit ſuchte. Da dieſe, wie wir bald ſehen werden, auch ſeit einiger Zeit Etwas auf dem Herzen hatte, weshalb ſie mit Leonoren ein Wort im Vertrauen zu ſprechen wünſchte; ſo konnte es nicht fehlen, daß ſo gleiche Abſichten ſie bald auf einen Punkt zuſammen brachten.

Wir finden die beiden Mädchen in einer abgelegenen Laube des Ehrlichheimiſchen Luſtgartens, in einem Geſpräch begriffen, von welchem wir nur mittheilen wollen, was zur Sache gehört.

Leonore. Wodurch verdien' ich dieſe Vorwürfe? Womit hab' ich Dir Anlaß gegeben, meine Freundſchaft gegen Dich für kälter als ehemals zu halten?

Sophie. Verzeih es der Aengſtlichkeit meiner Freundſchaft, die mir die Deinige ſo koſtbar macht — wenn ich es mit Dir zu genau nehme. Aber — das kannſt Du mir nicht abläugnen, daß du ſeit einiger Zeit eine Zurückgezogenheit gegen mich beobachteſt, die ich nicht länger ertragen kann, ohne wenigſtens deren Grund zu wiſſen. Sag' es ſelbſt — vermiedeſt Du ſonſt wohl ſo, mit mir allein zu ſeyn, als jetzt? Erlaubteſt Du mirs nicht — wünſchteſt Du's nicht ſogar, daß ich Dich überall, wo Du warſt, begleitete? — Und jetzt — o, Leonore! Du wirſt mich nie beruhigen, wenn Du mir die Urſach dieſer Veränderung nicht angiebſt. — Du kannſt mich nicht von dem Beſorgnis heilen, einen Theil Deines Vertrauens und Deiner Freundſchaft verlohren zu haben, wenn Du mich nicht wie ſonſt in Deinem Herzen leſen läſſ'ſt. —

Leonore. Wann ich Dir nun aber betheure, bei Allem, was mir heilig iſt, daß ich Dich eben noch ſo ſchätze, als jemals; daß meine Freund-

ſchaft zu Dir, auch nicht im Geringſten eine Verändrung erlitten habe — biſt Du da mit mir zufrieden?

Sophie. Du ſagſt mir ſehr Vieles zu meiner Beruhigung, liebes Mädchen; aber — Du läß'ſt es immer noch an Einem ermangeln — an dem Zutrauen. Sollteſt Du Deiner Freundin nicht ſagen, was die Urſach jener Schwermuth ſey, welche ſeit einiger Zeit über Dein ganzes Weſen gleich einem ſchwarzen Flor ausgebreitet iſt und die mich ſo beſorgt für Dich macht? — Sollteſt Du mir nicht entdecken, was Dich ſo oft von mir entfernt, warum Du Dich ſtundenlang einer Einſamkeit überläſſeſt, die ſonſt Deiner Freundin und dem geſellſchaftlichen Vergnügen gewidmet waren? — Nagt irgend ein geheimer Kummer an Deiner Seele, warum ſchütteſt Du ihn nicht in den Buſen Deiner Freundin aus, wenn dieſe dasjenige Zutrauen nicht verlohren hat, deſſen Du ſie ehemals werth hielteſt? — Du ſchweigſt? — Fühlſt Du Dein Unrecht, oder — ſtehſt Du blos an mir zu ſagen, wodurch ich ſoviel bei Dir verlohr? —

Leonore. Du ſollſt ganz befriediget werden, gute Sophie. Aber, vorher erlaube, daß wir

erſt einen andern Gegenſtand mit einander abmachen, der zwar Dich am nächſten angeht, der aber auch mich — — das Intereſſe der Freundin an Allem, was die Freundin betrift, gar nicht in Anſchlag gebracht — aufs lebhafteſte intereſſirt. Willſt Du mir einige Fragen recht aufrichtig beantworten?

Sophie. Fängſt Du auch an, meine Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen? — Wenn war ich anders, als aufrichtig gegen Dich? — Da ſiehſt Du, liebes Mädchen, wie gern wir unſre eigne Fehler auch bei Andern vermuthen....

Leonore. Du haſt recht, gute, ehrliche Seele! Ich bitte Dich um Verzeihung — ich meinte es nicht ſo übel. Wenn Du mit dieſer Genugthuung zufrieden biſt, ſo laß uns nun zur Sache kommen.

Sophie. Vollkommen —

Leonore. Vors erſte: Was denkſt Du von unſerm Sahrmann?

Sophie. So unerwartet mir die Frage iſt, ſo wenig ſeh ich den Zweck ein....

Leonore. Der, wird Dir wohl am Ende klar werden. Jetzt beantworte nur meine Frage.

Sophie. Ich dächte, darüber wären wir längſt einig. Wir haben uns ja ſchon ſo manchmal von ihm unterhalten und ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die er meines Erachtens verdient.

Leonore. Hätteſt Du auch allezeit das von ihm geſagt, was Du von ihm dachteſt? Niemals weniger?

Sophie. Du haſt mir ein für allemal auferlegt, mich um Zweck und Abſicht ganz unbekümmert zu laſſen — ich will gehorſamen, ſo ſonderbar mir das Alles auch vorkommt; will mich blos auf die Beantwortung Deiner Frage einſchränken. Ich erwiedre Dir alſo: ich habe Dir in Anſehung deſſelben nie mehr und nie weniger geſagt, als ich von ihm dachte.

Leonore. Ich ſehe, auf dieſem Wege gewinne ich nichts. Alſo — einen andern eingeſchlagen!

Sophie. Ich laſſe mir Alles gefallen.

Leonore. Haſt Du je von einer Empfindung gehört, genannt, Liebe?

Sophie. Wozu das? — Nun — ja.

Leonore. Haſt Du von Hörenſagen oder aus Büchern eine Idee von derſelben erhalten?

Sophie. Auch das.

Leonore. Haſt Du je in Deinem Herzen etwas empfunden, das demjenigen gleich käme, was Du von der Liebe gehört oder geleſen haſt?

Sophie. Nein.

Leonore. Mädchen — Wahrheit!

Sophie. Reine Wahrheit! —

Leonore. Da wären wir ſchon wieder am Ende. — Aber, noch ein Wenig geduldige Unterwerfung. — Höre alſo, wenn ein rechtſchaffener, ein junger, ein angenehmer Mann von Perſon und Geiſt, der Dich nun ſo recht herzlich — mehr, als ſein Leben liebte, zu Dir ſagte: Mädchen, hier iſt mein Herz und meine Hand — verſchmäh ſie nicht! Deine Verweigrung würde mich auf immer unglücklich, die Annahme derſelben, mich zum glücklichſten der Menſchen machen. O, nimm es an, dieſes Herz! gieb mir auch das Deinige und glaube, daß noch mein letzter Gedanke dahin ſtreben werde, Dich glücklich zu machen.... Wenn nun ein guter, rechtſchafner, liebenswerther, junger Mann das zu Dir ſagte: fühlſt Du Dich fähig, ihm zu willfahren? — Was meinſt Du?

Sophie. Aufrichtig — ich weis es nicht. Ich habe nie über einen ſolchen Fall nachgedacht. Ein armes, verwaißtes Mädchen, das zu delikat iſt, um ſich einem Manne hinzugeben, auf welchen es bei der Zweideutigkeit ſeiner Geburt und bei ſo armſeligen Glücksumſtänden, nie Anſpruch machen darf, und das thöricht handeln würde, ſeine Wünſche in eine höhere Region zu erſtrecken — muß gar nicht an Liebe und an Vergebung ſeiner Hand denken. — Was willſt Du mehr von mir, liebe Leonore?

Leonore. Daß Du mir meine Frage gehörig und beſtimmter beantworteſt. Ich habe Dich nicht gefragt: ob Du je an Lieben und Heirathen gedacht habeſt. Ich wollte nur wiſſen, ob ein Mann, wie ich ihn Dir dargeſtellt habe und unter den von mir feſtgeſetzten Umſtänden, nicht befürchten dürfte, ein Körbchen von Dir zu erhalten?

Sophie. Die Frage ſetzt mich in Verlegenheit. Ich möchte ſie Dir gern recht wahr und recht aufrichtig beantworten, und weis ſie Dir eigentlich doch nicht zu beantworten. — Mich dencht, um in Anſehung eines Mannes zu entſcheiden, ob man ihn lieben könne oder nicht,

muß man ihn — wäre man auch alles Guten und alles Liebenswürdigen von ihm verſichert — zuvörderſt doch ſelbſt ſehen. Die Liebe, glaub' ich, hat ſehr wunderliche Grillen. Die würde vielleicht auch die meinige haben, wenn ich einmal davon angeſteckt werden ſollte. — Ich bilde mir ein, um gegenſeitige Liebe zu bewirken, müſſe ein gewiſſes Zuſammentreffen der Seelen in einem ſympathetiſchen Punkt, da ſeyn, und ohne dieſes kann ich mir nicht vorſtellen, wie zwei Perſonen, — wären ſie auch beide noch ſo liebenswürdig — ſich eine Wechſelliebe einflößen können. — Ich weis nicht, ob ich mich richtig und deutlich ausgedrückt habe. Ich ſchöpfe nur aus dunkeln Gefühlen, aus unordentlich untereinander liegenden Ideen. . . .

Leonore. Ich habe dich verſtanden, und Du magſt wohl recht haben. Dies nöthigt mich nun ſogleich zu meiner letzten Frage überzugehen.

Sophie. Alſo noch immer eine Frage?

Leonore. Die wichtigſte. Diejenige zu welcher ſich die bisherigen, wie das Mittel zu ſeinem Zweck verhalten. Die kleine Schildrung, die ich Dir vorhin entwarf, hat wirklich ihr Ori=

ginal. Es exiſtirt wirklich ein Mann, der Dir ſein Herz und ſeine Hand anbietet; der Dich gewiß glücklich machen will und würde, und der wohl die Wahl eines Mädchens rechtfertigen könnte. Dieſer Mann heißt — Sahrmann. — Ich leſe in Deinen Augen Verwundrung — aber, es nicht anders. Er hat mich erſucht, Dich von ſeiner Liebe und von ſeinen Wünſchen zu unterrichten. — Meine Frage iſt nun: welche Antwort darf ich ihm in Deinem Namen geben?

Sophie. Ich will Dir ſie — und zum Beweis, daß ich aus dem Herzen rede, ſogleich und ohne mich zu beſinnen — ſagen. Merke wohl auf! — Ich ſchätze unſern Sahrmann auſſerordentlich; ich fühle ſogar, daß ſein Antrag mich beehrt und meiner Eitelkeit gar nicht mißbehaget: aber — hier find' ich ſchon, daß auch mein Herz ſeine Grillen habe — ich zweifle gänzlich, ob ich je etwas Anderes als Freundſchaft für ihn fühlen werde. Sag' ihm das, und erſuch ihn zugleich in meinem Nahmen, eine Empfindung zu unterdrücken, die ich gewiß nie werde erwiedern können und die nur unſre beiderſeitige Ruhe ſtören würde. — Dir, meine Leonore, dank' ich herz-

lich für die gütige Abſicht, welche ich in Deiner Einmiſchung in dieſe Sache, deutlich genug erkenne. — Haſt Du mir nun noch etwas über einen Gegenſtand zu ſagen, von welchem ich wünſchte, daß wir hernach auf immer ſchwiegen? —

Leonore wollte eben noch etwas erwiedern — was? — das können wir dermalen nicht wohl beſtimmen — als die beiden Mädchen den Oberſten um die Hecke herumkommen ſahen. Nun war der Faden dieſes intereſſanten Geſprächs urplötzlich abgeriſſen. Sophie hatte nur noch Zeit, Leonorren zu ermahnen, auch ihrerſeits das ihr gegebne Verſprechen zu erfüllen, welches dieſe ihr auch auf den Abend beim Schlafengehen zuſagte.

Da der Wohlſtand nicht verſtattet, ſich zu einer ſolchen Stunde in dem Schlafzimmer junger Mädchen einzufinden; ſo haben wir nicht Gelegenheit gehabt, die Fortſetzung des in der Laube abgebrochnen Geſprächs zu hören, woraus die natürliche Folge fließt, daß wir ſie unſern Leſern auch nicht mittheilen können. — Indeß haben wir doch nicht geraſtet, bis wir — wie? das kann Ihnen ja wohl gleich ſeyn — den Haupt=

inhalt von denjenigen erfahren haben, was die beiden Schönen unter ſich verhandelten.

Die Frage war jetzt an Sophien geweſen, und ſie hatte die gute Leonore nicht eher losgelaſſen, als bis ſie Alles haarklein wußte, was dieſe bisher ſo ſorgfältig in ihrem Herzen verſchloſſen gehalten hatte. Dieſe Eröfnung gab nun zu einem ſehr ſentimentalen Hin- und Herreden Veranlaſſung. Sophie ermüdete nicht, den Edelmuth und die Großmuth ihrer Freundin zu erheben; wobei die Beſcheidenheit der Letztern Gelegenheit erhielt, auch ihre Rolle zu ſpielen. — Ferner ergoß ſich die gute Sophie in Klagen über ein Misgeſchick, das ſie dazu erſehen habe, das unſchuldige Hindernis des Glückes ihrer Freundin zu werden. Das Finale von allen dieſem, war endlich eine Berathſchlagung, wie man ſich von beiden Seiten bei ſo bewandten Umſtänden zu verhalten habe, und wovon Folgendes das Reſultat war.

Leonore ſollte von heute an mit aller Macht eine Leidenſchaft bekämpfen, die ſie nicht glücklich machen konnte; welcher Beſchluß mit in ſich faßte, den Gegenſtand derſelben — ſo weit die Schicklichkeit es nur irgend erlaubte — mög-

lichſt zu vermeiden. Aus dieſem Grunde wurde ferner feſtgeſetzt, daß Leonore unſerm Fahrmann die Nachricht von dem ungünſtigen Erfolg ihrer Verwendung für ſeine Liebe, da ſie ihm ſelbige doch nicht gut verſagen könnte, ſchriftlich geben ſollte. — In Anſehung Sophiens, war zuletzt die Abrede, daß dieſelbe ihr bisheriges Betragen gegen unſern Helden nur in ſoweit verändern ſollte, daß ſie Alles ſorgfältig vermiede, was irgend einige Hofnung in dem unglücklich Liebenden anfachen oder nähren könne.

So zufrieden wir uns im Ganzen bei Endigung dieſes Kapitels in der Ueberzeugung fühlen, auch in demſelben vorzüglich den weiten Umfang unſrer Autorpflicht erfüllt zu haben; ſo finden wir doch auch Veranlaſſung zu einigem Misvergnügen. Dieſelbe beſteht darinn, daß der leidige herrſchende Geſchmack dieſes unempfindſamen Jahrzehends uns nicht erlaubt, den hier vorliegenden reichhaltigen Stof zu einer recht herzbrechenden Wertheriade zu benutzen. Auſſer, daß ſich unſre Bequemlichkeit beſſer dabei geſtanden hätte — indem es für einen Schriftſteller weit leichter iſt, winſeln und lamentiren, als — handeln zu laſſen; ſo hätten wir uns auch ein

Ver=

Verdienſt um ſo manches, jetzt ganz vernachläſſigte Herz, erwerben können, deſſen Geſchmack bei dem Modeton des Tages ſo wenig Nahrung findet.

Zwölftes Kapitel.

Es tritt abermals eine neue Perſon auf.

— monſtrum horrendum, informe, ingens.

Virg.

Frau Urſula Rundmann, gebohrne von Dürrbrand, die Ehehälfte des Herrn Paſtor Adam Lebrecht Rundmann, war von Mutterſeite eine Schweſter unſers lieben — (ich ſag' es im Namen aller meiner Leſer) — unſers lieben Oberſten Ehrlichheim. Die Mutter des Letztern hatte ſich nemlich nach dem Ableben des Majors von Ehrlichheim aus Konvenienz zu einer zweiten Ehe mit einem Präſidenten von Dürrbrand entſchloſſen, und in derſelben das Produkt ans Licht der Welt gebracht, welches wir eben näher wollen kennen lernen; das aber dieſe würdige Frau, deren wir ſchon im zweiten Kapitel rühmlichſt gedacht haben, nicht unter ihre

mütterliche Obhut nehmen konnte, weil ſie an den Folgen deſſelben Wochenbettes ſtarb.

Die Dame Rundmann war. . . . . Doch, meine theuerſte Leſer, ehe ich Ihnen eine kleine Skitze der körperlichen und geiſtigen Qualitäten derſelben zu entwerfen wage, muß ich Sie bitten, doch Ihre Einbildungskraft ein Wenig bei der Hand zu haben, um mir zu Hülfe zu kommen, wenn es mir etwan nicht glücken ſollte, mein Original frapant genug darzuſtellen.

Denken Sie ſich alſo eine weibliche Geſtalt von fünf Fuß zehn Zoll Höhe, die ſo wenig Embonpoint hat, daß ihr Körper auf einem anatomiſchen Hörſaale dem Profeſſorlegens eben ſo gut zur Erklärung der Oſteologie hätte dienen können, als — das ſauberſte und am beſten ausgekochte Skelet. Denken ſie ſich auf dieſem klapperdürren Leichname einen Kopf, den Mutter Natur in einer miſantropiſchen Laune gebildet zu haben ſchien, ſo ſcheuslich war er. — Denken Sie ſich an dieſem Kopfe ein ungeheures Maul, dem zwei bläulichte Lippen gleichſam zur Vormauer dienten; Lippen, die dem Anblicke einer eiternden Hiebwunde völlig glichen, und die bei einem grinſenden Lächeln, die Ausſicht in eine

Schlund eröfneten, deſſen mephitiſche Düfte das halbe Dutzend Zähne, die noch hin und wieder im Vordergrunde ſtanden, mit einem gelben Ruſe überlackirt hatten. — Denken Sie ſich über dieſes Mäulchen eine Naſe, die eine große Aehnlichkeit mit dem Veſuv hatte; eben ſo wie dieſer, mit kleinen Erhabenheiten überſäet war; eben ſo wie dieſer ſich entzündete, wenn eine Fermentation der innern Theile durch Aergerniß — (Frau Rundmann war ſehr oft ärgerlich,) — veranlaſſet wurde. — Denken Sie ſich endlich, ein Paar beinah unſichtbare Kalmuckenaugen, welche ohne die mindeſte Spur von Augenbraunen, tief in ihren Hölen liegend, grünlichgelbe Blitze hervor leuchten ließen, und — Sie haben den vollendeten Kontur dieſes Antipoden eines Grazienkopfes! —

Um dieſes Bild zu ergänzen, darf ich nicht vergeſſen, daß beſchriebner Schädel mit einem dünnen, hochrothen Haar bewachſen und von einer runzlichen, quittengelben Haut überſpannt war, auf der ſich die rubinfarbne Naſe ſehr vortheilhaft ausnahm. — Der Buſen — der Buſen? — Ja, meine Herren, ſo gern ich Ihnen auch etwas von einem, ſonſt ſo reitzenden Ge-

genſtande ſagen möchte; ſo ſteht das doch nicht in meiner Gewalt, weil — keiner da war. Frau Rundmann hatte ſich genöthiget geſehen, die eine Bruſt wegen eines Krebsſchadens, den ſie in einem ihrer zahlreichen Wochenbetten davon getragen hatte, dem Wundarzt zu überlaſſen, und die andre, die — exiſtirte nur noch im Grundriß.

Ihr moraliſcher Karakter — — ruf! ! . . . Erſt muß ich mich ein Wenig erholen. Die Schildrung dieſer Dame hat mich in der That ſehr — abgemattet . . . . Ihr moraliſcher Karakter, alſo? — der entſprach ihrem körperlichen Reitze völlig. Neid, Habſucht, Verläumdung, Schadenfreude, Geitz, Zankſucht, Unverſöhnlichkeit und noch eine Menge ſolcher liebenswürdigen Eigenſchaften, führten wechſelsweiſe das Prädominium in ihrer Seele. — Sie war mit einem Wort, eine würdige Schweſter der Dame Rebecka, die uns Maler Müller ſo ſchön karakteriſirt hat. Beide, wären würdige Kandidatinnen zur Furienwürde geweſen, wenn dieſes Aemtchen im Reiche des Erebus noch vergeben würde; beide hatten ihre Männer unter dem Pantoffel und lieſen ſie nach

ihrer Pfeife tanzen; beide beſaſſen eine auſſeror-dentliche Geläufigkeit der Sprachwerkzeuge, be-ſonders, wenn ſie in Hitze geriethen, welches nicht ſelten geſchah; beide waren gleich häßlich, gleich eckelhaft; beide hatten endlich das mit ein-ander gemein, daß ſie auſſerordentlich gewiſſe Flüßigkeiten liebten.

Die Veranlaſſung, welche das ehemalige Fräulein Urſula von Dürrbrand in die bürger-lichen Arme des Paſtor Rundmanns, und die-ſes Subjekt in Beſitz einer einträglichen Pfründe gebracht hatte, war ein ſogenannter faux-pas, geweſen. Ehrn Rundmann, der als Kandi-dat, ein rothbäckiges, gedrechſeltes Kerlchen war, erhielt bei dem, damals nicht ſo unange-nehmen Fräulein Urſel das reitzende Aemtchen ei-nes Lehrers. Eigentlich ſollte er ſie nur im Chri-ſtenthum und im Klavier unterrichten; allein, nachdem dieſer Unterricht einige Jahre gedauert, und das Fräulein bereits ſechzehn Sommer ver-lebt hatte, lies er ſich durch deren Wißbegierde verleiten, ihr wider die Inſtruktion des Vaters auch einen gewiſſen Theil der Experimental Phy-ſik vorzutragen. Unter einem ſolchen Lehrmei-ſter, nahm das Fräulein von Dürrbrand denn

bald ſo zu, daß ſelbſt dem Vater, die Fortſchritte ſeiner Tochter nicht verborgen blieben. Dieſer wollte anfänglich über das eigenmächtige Verfahren beider, des Lehrers und der Schülerin, aus der Haut fahren: da er aber im Grunde ein herzens guter Mann war; ſo lies er ſich bald beſänftigen, gab dem Kandidaten die eben vakante und ſehr einträgliche Pfarre auf dem Ehrlichheimſchen Landguthe, welche er als Vormund ſeines Stiefſohns zu beſetzen hatte, und — in der Perſon ſeiner einzigen, wohlgerathenen Tochter Urſel, eine Frau Paſtorin dazu.

Dreizehntes Kapitel.

Klapperſchlangen, Tiger, Pfaffen, Bäuche, Ehrn Rundmann, und etwas von dem Rundmannſchen Eheſtande.

Die Natur gab der Klapperſchlange eine Klapper, um ſie von andern ihres Geſchlechts zu unterſcheiden und den Menſchen durch deren Geräuſch ihre gefährliche Nähe anzuzeigen. Dem

Tiger ſchmückte ſie den Balg mit lebhaften Farben, damit man ſeinem hämiſchen Ueberfall bei Zeiten ausweichen könnte. Den Pfaffen gab ſie — aus welchem Grunde? überlaß' ich der Entſcheidung meiner Leſer — dicke Bäuche; weswegen auch der oft eben ſo wahre, als liebenswürdige Bahrdt *), ſie mit vieler Präciſion, Bäuche nennt. —

Es begab ſich aber manchmal, daß ein allzulebhaftes Knäblein der bildenden Mutter unter den Händen entſchlüpfte, ehe ſie noch dem übrigen Korpuskulo das Bäuchlein einverleibet hatte. Daher kommt es denn, daß wir zuweilen (im Ganzen genommen, ein ſeltner Fall!) auch einen magern Pfaffen ſehen. Ueberdem hatten viele der übrigen Erdenſöhne durch ein Ohngefähr auch Bäuche erhalten, die denn oft zu der unverdienten Ehre gelangten, von ihren Nebenmenſchen deswegen für Pfaffen angeſehen zu werden, und ſo geſchah es denn, daß jene Regel wegen der mancherlei Ausnahmen davon, nicht mehr allgemein anwendbar blieb.

*) In ſeinem Buche: Zamor', oder der Mann aus dem Monde.

Dieſes bewog das Geſchlecht der Sterblichen, ihren Pfaffen zu den natürlichen Kennzeichen noch künſtliche zuzugeſellen. Und — nun entſtanden: Wolkenperücken, Kragen, Bäffgen, Summarien, Kapuzen, Meßgewänder, Biſchofsmützen und Pabſtkronen, Tonſuren; weiſe, ſchwarze, braune und eſelsfarbige Kutten; Chorröcke, Bärte, Hirtenſtäbe, Fiſcherringe, Pantoffeln, Sandalen und all der Plunder, womit wir noch heut zu Tage magre und fettwampige Pfaffenperſonnagen umgeben ſehen. — Bei alledem bleibt der Bauch noch immer ein weſentliches Abzeichen der Prieſter. Begegnen Sie alſo, liebe Leſer, einer Menſchengeſtalt, die einen anſehnlichen Bauch vor ſich herträgt, und dabei mit einigen von oben benannten künſtlichen Unterſcheidungszeichen verſehen iſt: dann ſchlagen Sie drei Kreutze und — gehen fürbaß; denn ein Solcher iſt von der Natur und von den Menſchen zum — Pfaffen geſtempelt.

Einer von dieſer Gattung war denn auch Magiſter Adam Lebrecht Rundmann. Sein Vater, der auſſer ihm als dem Aelteſten, noch acht lebendige Kinder zu erziehen hatte, war ein

ehrlicher Schneider geweſen. Unſer kleine Rundmann hatte das unverhofte Glück, von einer alten Jungfer, für welche ſein Vater arbeitete und der er die fertige Arbeit immer ins Hauß brachte, in Affection genommen zu werden. Dieſe glaubte ſich eine höhre Stufe der Seeligkeit im Himmel zu erwerben, wenn ſie aus dem Knaben einen Geiſtlichen machte, und beſchloß daher dieſe himmliſche Eingebung auszuführen. Von Stund' an mußte der junge Rundmann die Stadtſchule beſuchen, die er von Oktava bis Prima im Schneckenſchritt durcheilte.

Sobald er ſich hier gehörig habilitirt hatte, bezog er auf Koſten ſeiner Wohlthäterin die Univerſität. Nach abſolvirten Studien kehrte Studioſus Rundmann in ſeine Vaterſtadt zurück, lies ſich examiniren, ward Candidatus reverendi Miniſterii, predigte ein paarmal gratis, weit öfter aber gegen ein erkleckliches Honorar von ſechzehn Groſchen, da er beſonders den weiblichen Zuhörern wegen ſeines durchdringenden Baſſes ſehr gefiel, und erwartete nun, daß ihm eine fette Pfründe ins Maul geflogen käme. Er harrte lange — beinahe acht Jahr — und würde

vielleicht noch lauern, da er weder Vettern noch Freunde hatte und auch ſeine Wohlthäterin geſtorben war, wenn nicht ſo ein Deus ex machina ins Mittel getreten wäre, wie wir im vorigen Kapitel des Nähern geſehen haben. — Sieben Söhne und fünf Töchter, die er in einem zwanzigjährigen Eheſtande mit ſeiner Gattin erzeugt hatte, wovon aber keines mehr am Leben war, dienten ſtatt eben ſo viel Beweiſen ſeiner pflichtmäßig thätigen Dankbarkeit gegen diejenige, die ſein Glück gegründet hatte.

Kundmann war übrigens ganz Pfaff: das iſt genug geſagt, um die Leſer mit ſeinem Karakter bekannt zu machen. Sein Aeuſſeres kontraſtirte ſehr mit dem ſeiner Gattin. Er mochte ohngefehr fünf Fuß zwei Zoll Länge meſſen, und war alſo um einen reichlichen Kopf kleiner, als Frau Urſel. Dabei war er ſo unförmlich dick, daß mancher Bauch, der ſonſt unter den Bäuchen einen ziemlichen Rang behauptete, neben dem ſeinigen doch wie eine märk'ſche Rübe gegen einen Erfurter Rettig, wegſchwand. — Dieſen ehrwürdigen Bauch unterſtützten ein Paar wohlbewadete Beine, die, wenn ſie wechſelsweiſe in

Bewegung kamen, dem übrigen Körper ein recht gravitätiſches Anſehen mittheilten.

Wir machen einen Sprung über das Gebirge des Bauches zum Kopf, den gewöhnlich eine ſchwarze, ungepuderte Perücke bedeckte, zu der ein Paar buſchichte, ſchwarze Augenbraunen ſehr wohl paßten. Zwei große graue Augen waren gleichſam die Wächter einer der reſpektabelſten Habichtnaſen, die je auf einem Mannsgeſichte ihren Sitz errichtet hat. Ein Mund endlich, der — genau nach den Regeln der Verhältnißlehre analiſirt — um ein weniges zu groß war, ſchloß mit einem dreifachen Unterkinne das Profil des Geſichts. Auf ſeiner von Fett glänzenden Wange, blühte noch jetzt in ſeinem drei und funfzigſten Jahre, die Farbe der Geſundheit, und ſeine Stimme war noch eben ſo ſtark, noch eben ſo imposant, als in ſeinen jüngern Jahren. Beſonders bemerkte man dies, wenn er auf der Kanzel den Zuhörern ſein Lieblingsthema, die ewigen Strafen der Sünder im Höllenpfuhl, vortrug; oder über die Vernachläßigung des Beichtſtuhles eiferte; wobei er jedesmal in eine Art heiliger Wuth gerieth. Seine Stimme glich dann dem Rollen des Donners und nicht ſelten geſchah

es, daß die größte Orgelpfeife die Reſonanz angab, wenn er gerade ihren Ton berührte. Man denke ſich die Stentorſtimme!

Aber dieſe Stimme war auch nur auf der Kanzel, wo er das Recht hatte allein zu reden, ſo ſtark. Zu Hauſe hatte der kreiſchende Sopran ſeiner Urſel, die beim geringſten Verſehen eines ihrer Dienſtbothen oder auch ihres Gatten, ſogleich ihre Zuflucht zum Keifen und Zanken nahm, ihn determinirt, ſeine ſonore Stimme zu einem kleinlauten Brummen zu reduciren, und ſo dem ewigen Nörgeln und Schelten ſeiner Xantippe einen ſokratiſchen Gleichmuth entgegen zu ſetzen. — Dieſem Gleichmuthe hatte Ehrn Rundmann es auch einzig und allein zu verdanken, daß ſeine Frau nie recht mit ihm anbinden konnte. Denn, da er ihre Schimpfworte und Drohungen unerwiedert ließ, ſo ſah ſie ſich genöthiget, entweder mit ſich allein zu zanken, oder gar ſtill zu ſchweigen, und dann hatte unſer Magiſter ja das erreicht, was er haben wollte — Ruhe!

Doch genug indeß von dieſen Beiden. Wir müſſen nun in der Folge ſehen, da wir ſie doch einmal hier eingeführt haben, was wir mit ihnen anfangen werden.

Vierzehntes Kapitel.

Der Verfaſſer ſpricht faſt immer allein, und unter andern auch von den feuer-ſpeienden Bergen im Mond.

Es hatte doch wenigſtens vier Tage gedauert, ehe Leonore ſich des Fahrmannſchen Auftrags an ihre Freundin entledigte, und hernach brauchte Fräulein von Ehrlichheim wieder ein paar Tage, ehe ſie mit Abfaſſung des Rapports von ihrer verunglückten Expedition auf Sophiens Herz, zu Stande kommen konnte; weil, wie man wohl einſehen wird, die Ausdrücke darin ſehr gewählt, jedes Wort genau gemeſſen und gewogen wurde, und ſogar kein Komma, ohne das küßliche Fingerchen bedenklich an das Näschen zu legen, aufgenommen worden war; nicht zu gedenken, der wiederholten Recenſionen und Reviſionen, welche das Ganze von beiden Mädchen noch auszuhalten hatte. Wir werden bald ſehen, was dieſe ſchwere Geburt für ein Meiſterſtück zur Welt gebracht habe, und ob Arnaud uns Wahrheit ſage, wenn er den Rath giebt:

„Evite l'art: un travail regulier
„Gâte ſouvent les traits de la nature. *)

Für unſers guten Sahrmanns Ungeduld waren das ſechs ſehr ſaure Tage. Der berühmte Herſchel kann nicht ſorgſamer nach den feuerſpeienden Bergen im Monde ſpähen, als derſelbe jeden Muskelzug auf dem Geſichte der Schönen beobachtete. Jedesmal, wenn er eines der Mädchen ſah, forſchte er, ob die Entdeckung wohl ſchon geſchehen ſey. In Leonorens Mienen ſuchte er eine erwünſchte Nachricht, und aus Sophiens Augen wollte er die Beſtätigung derſelben leſen. Man kann ſich keine ängſtlichere Lage als die des armen Sahrmanns denken, da er mit Anbruch des ſechſten Tages noch nichts mehr, als den erſten wußte. —

Man ſage mir ja nicht mehr, daß die Damen in der Stadt allein die Verſtellungskunſt gelernt haben! — Das liebe Geſchlecht iſt ſich wohl

---

*) „Vermeide die Kunſt: eine nach Regeln abgemeſſene Arbeit ſtumpft oft den Griffel der Natur ab.“

Ueberſ. d. Verf.

überall gleich. Wenn ja eine Verſchiedenheit ſtatt findet, liegt ſie höchſtens nur in dem Mehr und Weniger. — Dieſe beiden Dorfmädchen hatten ihre Geſichtszüge ſo unter dem Kommando, daß Sahrmann nicht das Mindeſte prognoſticiren konnte. Auch nahm ſich Leonore ſorgfältig in Acht, daß ſie ihm nicht allein in die Hände gerieth.

Eben wollte das Sahrmannſche Geduldsfädchen reiſſen, als am Abend des ſechſten Tages, nachdem er Leonoren in ſeiner Eremitage den bewußten Auftrag gegeben, dieſe ihm, da er ihr eben eine gute Nacht ſagte, in Sophiens und des Oberſten Gegenwart, ein Buch zuſtellte, welches ſie, wie ſie vorgab, ihm verſprochen habe. Unſer Freund durchſchaute ſogleich die wahre Bewandnis der Sache. Roth, wie Eiſen im Schmelzofen und ſtumm, wie eine Bildſäule, machte er Leonoren eine tiefe Verbeugung und eilte mit hochſchlagendem Herzen in ſein Zimmer. Er zerriß faſt das Buch, ſo haſtig öfnete er es. Er fand auf dem Schmutztitel ein kleines dünnes Briefchen mit Oblat verſiegelt und mit einer Nadel bedächtig angeſteckt. Es dauerte ihm eine ewige Zeit, eh' er es losmachen und öfnen konn-

te. Er verſchlang die im folgenden Kapitel befindlichen Zeilen mehr, als er ſie las.

Funfzehntes Kapitel.

Nachdem er das Briefchen geleſen hatte, ſo . . . . Zuletzt wird ein intereſſanter Beſuch angemeldet.

„Mein Herr von Sahrmann,

Wenn Glückſeeligkeit allezeit dem Verdienſte angemeſſen wäre; ſo müßten Sie gewiß ſehr glücklich ſeyn. Aber — leider! iſt das nicht allemal der Fall unter unſerm Monde. Auch gegen die beſten Menſchen iſt das Schickſal ſo oft in Erfüllung eben derjenigen Wünſche am aller unerbittlichſten, die ihnen am meiſten am Herzen liegen. Einen abermaligen Beweis dieſer Wahrheit werden Sie an ſich ſelbſt finden, und — wollte der Himmel, daß Sie dieſe Erfahrung nie wieder machten!“

„Dieſer Eingang läßt Ihnen vermuthlich errathen, welcher der Erfolg Ihres mir gegebnen Auftrages geweſen ſey. — Sie dürfen nicht zweifeln,

ſeln, daß gewiß Niemand mehr Hochachtung gegen Sie hegt, als meine Freundin: allein, mit dieſer werden Sie ſich auch begnügen müſſen. Sie iſt überzeugt, daß ſie Ihnen nie wird diejenige Empfindung zurückgeben können, welche Sie ihr zu widmen die Güte haben. Sie dankt Ihnen indeß für den Beweis, den Sie ihr von Ihrer guten Meinung in Anſehung ihrer Perſon geben, auf eine Art, die dem Werthe angemeſſen iſt, welchen ſie auf dieſelbe ſetzt. Zugleich aber erſucht ſie Sie — und ich rathe Ihnen gleichfalls dazu, als eine Freundin, der Ihr Glück nicht gleichgültig iſt — Alles, was auf jene Abſichten Bezug hat, aus Ihrer Seele zu wiſchen, da die Nährung einer Empfindung, für welche Sie nie den erwünſchten Lohn erwarten dürfen, Ihnen nur mißvergnügte Tage ſchaffen und meine Freundin beunruhigen würde!"

„Seyn Sie übrigens überzeugt, daß ich herzlich gewünſcht hätte, Ihnen eine angenehmere Nachricht geben zu können; als auch, daß ich mit einer ſehr vorzüglichen Hochſchätzung und mit ſteter Theilnahme an Ihrem Glücke, mich unterſchreibe!" u. ſ. w.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Ich will nicht verſuchen, die Würkung in ihrem Detail zu ſchildern, welche dieſe Zeilen in unſerm Sahrmann hervorbrachten. —

Hundertmal in einem Athem nannte er ſich den unglücklichſten der Menſchen; das Stiefkind des Schickſals, das ihn zu endloſen Leiden beſtimmt habe, und in der ganzen Natur fand er kein Weſen, das an Elend und Quaalen ihm gleich käme. Als er ſeine Lunge eine ziemliche Weile ſo fatiguirt hatte, verfiel er in ſtille Wehmuth und aus dieſer in eine Art Wahnſinn, um von neuem in Wehmuth zu verſinken. So wechſelte das mit ihm bis an den hellen Morgen, da er ganz ermattet mit Stiefel und Sporn dem Lager zu ſank und bald in einem feſten Schlaf gerieth.

So ſehr das, vor dieſer eiſernen Epoche der Gefühlloſigkeit, wider das Koſtüm der Liebenden geweſen wäre, unter ſolchen Umſtänden jetzt ſchon ſchlafen zu können, bei welchen man in den ſchönen, ſchwärmeriſchen Zeiten der Miller, wenigſtens ein acht Tage hintereinander, weder gegeſſen noch getrunken, immer nur gewinſelt, geweint und geſtöhnt hätte, und dann in ein hitziges Fieber verfallen ſeyn würde: ſo iſt es doch

nicht minder wahr, daß — o tempora! o mores! daß unſer Fahrmann bis um ſieben Uhr ſchlief, und — ſo viel wir wiſſen — nicht einmal von bangen, ſchrecklichen Träumen, gequält und aufgeſchreckt wurde. Zwar ward nach dem Erwachen das unglückliche Briefchen von neuem vorgenommen, und auch einigemal ein verzweiflungsvoller Blick an die Decke geheftet und dabei geſeufzt, daß — die kalten Wände ſich 's hätten erbarmen mögen; allein das Alles gleitete doch am Ende an dem Ableiter der Hoffnung ab, welchen dieſe Göttin anzubringen, indeß Zeit gewonnen hatte. —

Warum aber ſogleich Alles verlohren geben, kleinmüthiger Fahrmann! ſprach er zu ſich ſelbſt. Hat man das nicht ſchon öfter gehabt, daß ein Mädchen grauſam geweſen und zuletzt doch durch Ausdauer und geprüfte Treue erweicht worden iſt, daß ſie dem Schmachtenden ihr Herz nach langem Harren hingegeben? — Muth alſo! — So fern Sophiens Herz noch frei iſt — wie es den Anſchein hat — ſo iſt noch nicht Alles verlohren. Beſtändigkeit iſt das Opfer, das die Härte der Schönen ſchmelzen wird. . . . . Und, wer weis noch, ob ſie gar ſo hart iſt, als ſie ſich

ſtellt! — Vielleicht — iſts nur ihre Jungferlichkeit, welche mir den Sieg ſtreitig macht .....

Auf einem Spaziergange, welchen er nach eingenommenen Frühſtück — „wieder eine Unſchicklichkeit, einen Liebenden in der dermaligen Lage frühſtücken zu ſehen!“ — welchen er nach eingenommenen Frühſtück, ſag' ich, bei einem klaren, kühlen Morgen machte, ward dieſer troſtreiche Monolog fortgeſetzt, und zuletzt der Entſchluß gefaßt, die angefangene Belagerung der Feſtung unter Sophiens reitzenden Buſen, in eine enge Blokade zu verwandeln.

Er bekam die beiden Schönen nicht eher, als beim Mittagseſſen zu ſehen. Auf allen Seiten war das Betragen gezwungen und das Geſicht zuſammengeſetzt. Man kann ſich nichts ſteiferes und abgezirkelteres, als die Unterhaltung bei Tiſche denken. Der Oberſte, der ſo gern heitre und frohe Menſchen um ſich hatte, konnt' es endlich nicht länger mit anſehen und begann:

„Wenn ich nur wüßte, was wir mit unſerm Sahrmann anfangen ſollen, daß er uns einmal wieder ein fröhlich Geſicht ſehen ließe. Entweder — Ihr Mädchens verſteht es nicht; oder die jungen Herren ſind nicht mehr, was wir

zu meiner Zeit waren. — Sapperment, als ich Fähndrich war — das war 'n Leben, wenn ich in 'n Haus kam, wo 's junge Mädchen gab! Das Necken und Schäkern hatte kein Ende. Wo ich war, mußte gelacht werden, und fand ich irgend 'nmal ſo 'nen kleinen Sauertopf — ja, der Teufel! ich wußt' ihm wohl die Fältchen auszuſtreichen. — Chriſtjan, — gieb 'ne Flaſche alten Hochheimer! — Kommen Sie, lieber Fahrmann, ſtoſſen Sie 'nmal an! Will doch ſehen, ob ich unſerm Kopfhänger da, nicht 'n bischen Muth eintrinken kann.“ . . . . . .

Es war ein Glück für ſämtliche Zuhörer, daß der Oberſte das Alles in einemweg geſagt hatte, ohne Zeit zur Antwort zu laſſen; ſonſt hätt' er unſre junge Leutchen gewiß noch zehnmal verlegner gemacht, als ſie es ſchon waren. So, aber hatten ſie Muſe, ſich etwas zuſammen zu nehmen. Die Mädchen zwangen den Mund ein wenig zum Lächeln, gaben ſich eine ſchlaue Miene — welche vielleicht bei Sophien am meiſten wahr ſeyn mochte; ſagten aber kein Wörtchen. So, ſah ſich alſo der arme Fahrmann allein in der Nothwendigkeit, zu ſprechen. — „Sie werden verzeihen, Herr Oberſt, daß

ich die Farbe meines Mißgeſchicks mit in Ihren Zirkel bringe: allein“ . . . . . . „Laſſen Sie die Alleins, lieber Sahrmann,“ fiel ihm der Oberſte recht apropos ein; — (denn wir können wirklich nicht errathen, was unſer Held ſeinem „Allein“ hätte wollen nachfolgen laſſen). „trinken Sie lieber aus!“ —

Durch Einſchenken und wieder Austrinken, gelang es dem braven Ehrlichheim endlich, unſern Sahrmann ein Wenig munterer zu machen; wodurch auch die Mädchen, indem ſie den Stein der Verlegenheit etwas von ſich abwälzen fühlten, in eine weniger ſchenirte Lage verſetzt wurden. Alles war ſo auf einem ziemlich guten Wege, als Chriſtjan einen Beſuch des Rundmannſchen Ehepaars auf den Nachmittag ankündigte, wodurch ſich denn ein neuer Stof ergab, welcher das Geſpräch nun bald allgemein machte, da alle Individuen daran Theil nehmen konnten, ohne irgend einen anſtößigen Punkt zu berühren.

Sechzehntes Kapitel.

Beantwortung eines: Warum? — Der Beſuch.

Warum wir bisher von der Rundmannſchen Familie noch in des Oberſten Hauſe Niemand geſehen haben? — Das will ich Ihnen in wenig Worten klar machen. Frau Magiſtern war nehmlich wegen einer Erbſchaftsangelegenheit einige Monate abweſend geweſen, und den Herrn Gemahl hatte ein kaltes Fieber abgehalten, in der Zeit auf dem Edelhofe Beſuch zu machen. —

Nun iſt das Warum? ja wohl ſchon befriedigend beantwortet! — Alſo weiter. — Da Madam nur erſt ſeit zwei Tagen zurückgekehrt war, und ſich ihr Rundmännchen — wie ſie ihren Mann bei einer guten Laune zuweilen ſehr graciös nannte — nur erſt ſeit kurzem vom Fieber befreit fand, auch noch am letztverwichnen dritten Sonntage poſt Trinitatis ſich 's vier Groſchen und eine Mahlzeit hatte koſten laſſen, daß der Herr Kandidat Trockenbrod für ihn gepredigt hatte; ſo wäre wahrſcheinlich — bei der

ziemlich lauen Freundſchaft zwiſchen den verſchwiſtert und verſchwägerten Häuſern — die Viſite noch ein Wenig aufgeſchoben geblieben, wenn nicht beſondre Motiven eingetreten wären.

Es hatte nehmlich die Frau Magiſtern bald nach ihrer Rückkunft ihre Zutrittsdamen, die Frau Schulmeiſterin Langbein und die Frau Schnäppermaul, des Schulzen Ehegenoßin, beide ein paar in ſehr ehr- und tugendſamen Geruch ſtehende Matronen, zu ſich entbieten laſſen, um neue Mähr von ihnen zu vernehmen. Die hatten ihr denn unter andern Anekdoten, welche größtentheils aus der chronique ſcandaleuſe der Dorfgemeinde waren, auch von dem jungen Fremden erzehlt, welcher dermalen auf dem Schloſſe hauſete. Die Art, wie er dahin gekommen und noch mehr das vortheilhafte Gemälde, welches man ihr von demſelben entwarf, ſtellten ſogleich den Entſchluß feſt, ſchon des morgenden Tages das brüderliche Haus heimzuſuchen, um eine ſo intereſſante Bekanntſchaft zu machen. Was auch der vom Fieber etwas ovalgewordne Rundmann, von Mangel der Kräfte und von der dabei befindlichen Gefahr, ſich ſo zeitig an die Luft zu machen, vorbringen mochte: es half

nichts. Die Frau Gemahlin wußte ihn zu ſeinem gewöhnlichen kleinlauten Brummen zu verweiſen.

Kaum hatte die Schloßuhr drei geſchlagen, als auch ſchon die Frau Magiſtern, angethan mit einer Andrienne von ſchweren, milchweiſen Moir, welcher über einem anſehnlichen Fiſchbeinrock prunkte, und der mit ihrem Teint angenehm kontraſtirte, in das Beſuchzimmer hineinrauſchte. Ihr Mann folgte ihr keuchend, als Apendix, auf dem Fuße.

Nachdem man ſich Rundmannſcher ſeits mit der Familie gehörig beknixt und beſcharrfußt hatte, ſuchten die Augen der Frau Paſtorin den ihr verkündeten Fremden auf, welchen ihr der Oberſte eben entgegenführte, um ihn ſeiner Schweſter vorzuſtellen. Sie machte ihm einen der anſtändigſten Knixe, wobei ſie das Haupt ein Wenig hinterwärts nach der rechten Seite neigte, und verſicherte ihm mit einer Stimme, die während ihres zwanzigjährigen Eheſtandes nicht ſo ſanft aus ihrer Kehle gekommen war, daß „ſie ſich unendlich gratulire, die Ehre zu haben, ſeine Konnoiſſanz zu machen.“ — Jahrmanns Gegenkompliment war ein Wenig zu

nachläßig für die Erwartung der mehr prätendirenden Dame Rundmann, und legte den erſten Grund zu dem Unwillen, welchen dieſelbe nachmals gegen unſern Helden faßte.

Während dem Geſchäft des Kaffe- und Theetrinkens, bei welchem man ziemlich ein paar Stunden verweilte und wobei der gute Oberſte und deſſen ſchwarzer Herr Schwager einen meerſchaumnen Pfeifenkopf nach dem andern leer dampften, führte Dame Urſel ihrer löblichen Gewohnheit nach das Wort. Sie erzählte ſehr viel von den Beſchwerden und Fährlichkeiten ihrer Reiſe; unter welchen letztern ſie beſonders in Anſchlag brachte, daß ſie einen Theil des Kriegsſchauplatzes paßirt ſey, wo ein keuſches Fraunzimmer von ungeſitteten Huſaren alles zu beſorgen habe. Sie unterlies auch nicht, gefliſſentlich der reichen Erbſchaft zu erwehnen, wodurch ihr das, was ſie ausgeſtanden, vergütet worden ſey. Indem ſie das ſchöne Silberzeug, die herrlichen Tafelgedecke, die feine Bettwäſche, die Juwelenringe, die orientaliſchen Perlen und alle die Herrlichkeiten herrühmte, welche ein alter Knauſer von Onkel ihr hinterlaſſen hatte, war der Frau Magiſtern Abſicht — denn ſie that

und ſagte ſo leicht Nichts ohne Abſicht — ihren Bruder und ihre Nichte auf die Zinne des Tempels zu ſtellen und ſie die Wichtigkeit ihrer künftigen Verlaſſenſchaft überſehen zu laſſen, damit ſie — wo nicht niederfallen und ſie anbeten — doch wenigſtens recht viel Achtung gegen ſie bezeigen möchten, mit welcher ihre Eitelkeit dann vor den Bauern ſtolziren könnte.

In der That nahm der Oberſte, ſo wenig er auch habſüchtig war, doch einige Rückſicht auf eine mögliche Erbſchaft und lies ſich von der chere ſoeur manches gefallen, was er ſonſt nicht ſo geduldig mitgenommen haben würde. In dieſer Rückſicht ermahnte er auch immer Leonoren, deren Lebhaftigkeit ſich zuweilen gegen die etwas impertinenten Anmaſſungen der gnädigen Tante empören wollte, gleichfalls zur Geduld, welcher ſich die gehorſame Tochter denn auch beſtmöglichſt befleißigte. Bei dem ſanften Lämmchen Sophie, war eine ſolche Ermahnung nicht einmal nöthig. Dieſe ertrug Alles mit einer Diskretion, welche ſie der Schweſter ihres Wohlthäters ſchuldig zu ſeyn glaubte; ſo unedel und grob das Betragen der Dame Rundmann auch manchmal gegen das arme Mädchen war: in-

dem ſie ſelbiger nicht ſelten das Gnadenbrod und dergleichen recht höniſch vorwarf.

Als die Frau Magiſtern ſich ein Wenig erſchöpft hatte und der Oberſte der Art Unterhaltung herzlich überdrüßig zu werden anfing: ſchlug derſelbe eine Partie Whiſt vor, welche, da das Rundmannſche Ehepaar ſehr gern ſpielte, auch ſogleich beliebt wurde. Die beiden Mädchen blieben Zuſchauerinnen; aber der arme Fahrmann, der heut einen der langweiligſten Nachmittage ſeines Lebens gehabt hatte, mußte den vierten Mann machen. Da die beiden Eheleute ſich ausgebeten hatten, immer zuſammen zu ſpielen und von Frau Fortuna recht herzlich angelächelt wurden; ſo gewannen ſie ganz allein: drob das liebe Paar in die angenehmſte Laune verſetzt wurde. Die gute Art, mit der unſer Fahrmann ſein Geld verlohr (das ihm, unter uns geſagt, überhaupt nicht ſehr ans Herz gewachſen war) — ſöhnte die Dame für jetzt wieder mit ihm aus, ſo, daß das nachläßige Kompliment ziemlich vergeſſen wurde.

Bei Tiſche, wo er das koſtbare Glück hatte, neben der Frau Magiſtern zu ſitzen, trieb ihn die geläufige Zunge derſelben, die ihm mit unter

nicht wenig Artiges und Verbindliches ſagte, vollends in die Enge. Nach Maßgabe, daß die vor ihr aufgepflanzten Bouteillen vom Friſchen hatten abgelöſ't werden müſſen, wurde ſie auch immer zuvorkommender gegen unſern Fahrmann, dem es bei ſeiner dermaligen Stimmung doppelt ſauer wurde, ihr einige Gemeinplätze der konventionellen Galanterie zurückzugeben.

Endlich befreite ihn der Nachtwächter von ſeinem ennüyanten Poſten, indem er durch ſein indiskretes „die Glock' hat eilf geſchlagen!" die Dame nolens volens zum Aufſtehen und Abſchiednehmen bewegte, bei welchem ſie nicht unterlies, unſern Helden recht angelegentlich einzuladen, ihr doch ja die Ehre zu erzeigen, ſie zu beſuchen.

Siebzehntes Kapitel.

Es zieht ein Ungewitter auf.

Fahrmann hatte viel zu viel mit ſeinem Selbſt und mit einem gewiſſen andern Weſen zu thun, das ihm wenigſtens eben ſo viel als ſein Selbſt galt, als daß er an einen Gegenſtand hätte denken können der in einer ſo weiten Entfernung von jeder ſeiner

Empfindungen lag, als die Frau Magiſtern. Es kam ihm gar nicht ein, ihr einen Beſuch zu machen, und ſelbſt an der Gegenviſite, welche die Ehrlichheimſche Familie dem Rundmannſchen Hauſe acht Tage darauf machte, Theil zu nehmen, ſah er ſich nicht ungern durch eine leichte Verrenkung des Fuſſes verhindert. Obſchon der Oberſte unſern Helden deshalb der Wahrheit gemäs entſchuldigte; ſo konnte ihm die Dame dieſen Mangel an Achtung, wofür ſie den bisher unterlaſſenen Beſuch — nicht ganz unrichtig — auslegte, doch nicht verzeihen. Und alsbald ſtand jenes nachläßige Kompliment auch wieder vor ihrer Seele und erregte, vereint mit der neuern Veranlaſſung zum Unwillen, in ihrem Herzen eine Regung, welche dem Haſſe ſo ähnlich, als ein Ei dem andern ſah.

Man ſagt im Sprüchwort: ein Unglück kommt ſelten allein: dieſes wurde auch an unſerm bedauernswürdigen Freunde wahr. Des andern Morgens, als eben die Dame Rundmann ihr Gebetbuch zumachte, mit welchem ſie es eben ſo pünktlich, als Gellerts Betſchweſter hielt, erſchien die Zutrittsdame Langbein. Gott weis es, welcher ſchadenfrohe Dämon es ihr ver=

rathen hatte, daß Fahrmann vor vierzehn Tagen bei frühem Morgen mit Leonoren am Arm, dem Schloſſe zugeſchlendert war. Eine gewiſſe Art Leute erfährt Alles, weil — ſie ſich um alles bekümmert. — Dieſe Neuigkeit war es denn, welche ſie nach mancher erbaulichen Deklamation über die jetzige ſchlechte Aufführung der jungen Mädchen und beſonders ſolcher, welche andern ein Beiſpiel geben ſollten, der Frau Magiſtern hinterbrachte.

Dieſer gieng alsbald ein Licht auf, das ihr ſogleich Alles hell und klar machte. Sie ſah nun den Grund der Sahrmannſchen Vernachläßigung, die, — ich darf es meinen Leſern wohl nicht verſchweigen — ihren Planen und ihren Anſprüchen auf denſelben, ganz zuwider und ihrer Eigenliebe ganz unbegreiflich geweſen war. Nichts, war ihr nun ausgemachter, als daß ein Liebesverſtändniß zwiſchen ihm und ihrer Nichte ſtattfinde, welches ſie ſich — in Hinſicht auf ihre Morgenpromenade — von einer Art dachte, die nicht vertraulicher ſeyn kann. Der ſchon ziemlich zum Haß gegen unſern Helden verarbeitete Stof, der in dem Gall' erfüllten Herzen der Frau Magiſtern fermentirte, erhielt urplötzlich ſeine Voll-

kommenheit und gieng bald zu Wuth und Grimm über, von Eiferſucht und beleidigter Eitelkeit beſeelt.

Das Erſte, was ſie zu thun ſchuldig zu ſeyn glaubte, war: ihren Bruder von der Schande zu benachrichtigen, womit Leonore die Familie bedrohte! — So ſehr es ſcheint, daß der guten Dame Gedächtniß in Anſehung ihrer eignen Lebensgeſchichte, ziemlich ſchwach geweſen ſeyn müſſe, da ſie von einer, in ihrer Einbildung exiſtirenden Sache ſo viel Aufhebens machen wollte, die ſie — um nicht zu gewiſſen Rückerinnerungen Gelegenheit zu geben, lieber nicht hätte rügen ſollen; — ſo finden wir doch auf der andern Seite, daß dieſes Gedächtniß nicht ſo ganz ſchwach geweſen ſey, weil ſie für gut befand, die Entdeckung, welche ſie gemacht zu haben glaubte, ihrem Bruder nicht in ſelbſteigner Perſon, ſondern durch ihren Ehemann mitzutheilen, welcher bei ſeinem Hirtenamte ein doppeltes Recht erhielt, über das Gebiet der Sitten ein wachſames Auge zu haben. Schon beim Mittageſſen gab ſie ihm ihre Willensmeinung zu erkennen.

Ich laſſe das liebe Ehepaar ſelbſt ſprechen. —

Sie.

Sie. (Meſſer und Gabel heftig auf den Tiſch werfend). Ne, 's is nich mehr auszuhalten! Magiſter, ich ſag's 'm, daß Er 's abåndert. Kurz und gut, ſo 'n ruppiger, verloffner Kerl ſoll mir nich beim Bruder långer bleiben! Hört Er 's? — Wie er nu da ſitzt! wie 'ne alte Memme!

Er. (kåuend) Ach, du lieber Gott! — nicht mal ruhig eſſen kann man! Warte doch, Frauchen! bis ich ſatt bin: dann wolln wir davon ſprechen.

Sie. J, ſieh doch mal an! (ihn nachåffend) warte doch, bis ich ſatt bin! — (ſchreiend) wenn mir 's nun aber nich gelegen is? he? — Freſſen kann Er profekt, das muß man Ihm laſſen; abers — wenn Er ſeiner Frau 'n Gefallen duhn ſoll, da is Er nich zu Hauſe. (tritt vor ihn hin beide Arme in die Seite geſtåmmt) Ich ſag's 'm nu zum letztenmal, Er ſchaft mir den Backebunten vom Bruder weg, oder — ich kratz' m weeß Gott! d' Ogen aus 'm Kopp. Danach kann Er ſich richten!

Er. (zum Himmel blickend) Na, Gott ſey's geklagt! —

Sie. Als wenn 's wunder 'ne Kunſt wåre! Abers, der Eſel will nur nich —

Er. Nicht ſo laut, Frauchen —

Sie. 's is doch wahr —

Er. Das Wollen iſt wohl da, aber — das Vollbringen fehlt, wie geſchrieben ſteht. — Sag' mir 's nur wie es anzufangen?

Sie. Wie es anzufangen, wie 's anzufangen? Er is 'n Studirter und weeß das nich! Ueber den Schafskopp! — Nu — man ſetzt dem Bruder 'n Floh ins Ohr, ſagt 'm, daß der Sahrenheit 'n ſchlechter Menſch is —

Er. Ein Nequam, ein Nebulo, ein — ſey. O, nun weis ich 's! Nun laß mich nur machen, liebes Urſelchen! Nun will ich . . . . .

Sie. (mit freudiger Simme) Das is noch nich genug. Man ſagt 'm, daß der Kerl Schimp und Schande über ihn bringen werde . . . .

Er. Und daß er nicht die Perlen vor die Såue werfen můſſe . . . .

Sie. Daß er ihm die Tochter verführe — daß er ſich ſchon heimlich mit ihr beſtelle — daß er ſie zur Hure machen werde — daß . . . .

Er. Und daß Undank ſein Lohn ſeyn werde...

Sie. (freundlich) So iſt's recht, Magiſter! —

Das endliche Reſultat dieſer und ähnlicher Konferenzen war: daß Ehrn Rundmann einen Beſuch beim Oberſten abſtatten ſolle, da er ihm denn als Schwager und Beichtvater die Gefahr, in der ſeine und ſeiner Tochter Ehre und nicht minder der Letztern Seele ſchwebe, entdecken, und ihn vor dem reiſſenden Wolfe in Schafskleidern, (womit denn unſer, von dem Wolfsgeſchlechte ſo ganz entfernte Sahrmann gemeint war,) — warnen ſollte. Der nächſte Sonntag ward zu dieſem chriſtlöblichen Unternehmen beſtimmt. Der Magiſter wollte nach geendigtem Nachmittagsgottesdienſt auf dem Schloſſe vorſprechen, wo er ſich im völligen Prieſterornate mehr Ehrfurcht und Zutrauen erwerben zu können, glaubte.

Achtzehntes Kapitel.

Es donnert, aber — wir hoffen, es ſoll nicht eingeſchlagen haben.

Der Sonntag, den Ehrn Rundmann zur Ausführung ſeines edeln Vorhabens beſtimmt hatte, erſchien. Nach gehaltner Nachmittagspredigt verfügte er ſich zum Oberſten, den er im

Küchengarten fand. — Wie wär's, wenn wir wieder dialogiſirten? —

Oberſte. Ihr Diener, Herr Schwager! Wie komm' ich zu der Ehre?

Rundm. (Mit einem kleinen Vorbeugen des Kopfes über den Bauch) Gleichfalls der Ihrige, lieber Herr Schwager! —

Oberſte. Wollen Sie nicht mit vor ins Haus kommen?

Rundm. Wir bleiben wohl lieber hier. Ich denke, wir ſind hier am ungeſtörteſten, und ich möchte Sie gern wegen einer Sache von großer Wichtigkeit allein ſprechen.

Oberſte. Wie's Ihnen beliebt, Herr Schwager.

Rundm. (nachdem er ſich einigemal geräuſpert.) Die Abſicht meines heutigen Beſuchs beruhet auf einem Gegenſtand von großer Wichtigkeit. . .

Oberſte. (gleichgültig wie vorher.) Aber, das Stehen wird Ihnen ſauer werden. Wollen Sie ſich nicht hier auf die Bank ſetzen?

Rundm. Nun ja. — Was ich ſagen wollte — die Abſicht meines Beſuchs iſt, über eine

großwichtige Sache mit dem Herrn Schwager zu ſprechen.

Oberſte. (etwas ungeduldig.) Ich weis es wohl. Nur heraus damit, Herr Schwager!

Rundm. (räuſpernd) Sintemal es eine der vornehmſten Pflichten eines geiſtlichen Hirten iſt, auf das Seelenheil der ihm anvertrauten Schäflein ſein vorzügliches Augenmerk zu richten, damit er einſt mit gutem Gewiſſen ſagen könne: „Ich bin ein guter Hirte und erkenne die Meinen und bin bekannt mit den Meinen;“ Johannis am zehnten Kapitel im vierzehnten Verſikulo — als hab' ich es für eine Pflicht meines heiligen Amtes gehalten, Sie, mein Vielgeliebter in Chriſto und werther Herr Schwager, für ein räudiges Schaf zu warnen, das ſich in Ihren Schafſtall eingeſchlichen hat und ein Lämmchen anzuſtecken drohet — oder — welches Gott verhüte! vielleicht ſchon angeſteckt hat.....

Oberſte. Sie machen mich faſt neugierig —

Rundm. (eifrig.) Das räudige Schaf iſt der heilloſe Bube, der Fahrenheit, und das Lämmchen, Ihre Tochter Leonore, ...

Oberſte. (ärgerlich aber ruhig.) Das erſte, was ich höre! Ich halte den Fahrenheit für einen honetten, braven Menſchen.

Rundm. Quod nego! — Er iſt ein Bube, und alles, was er bey Ihnen genießt, ſind Perlen für die Säue geworfen. Sie nähren eine Schlange in Ihrem Buſen, die Sie ſtechen wird. Kurz und gut, ich ſag' Ihnen Kraft meines heiligen Amtes und als ein Diener und Nachfolger Jeſu Chriſti: „thut von Euch das Böſe!"

Oberſte. (noch ärgerlicher.) Herr Schwager bey mir gewinnt man nichts ohne Beweiſe.

Rundm. Aber ich ſag' Ihnen ja, ich — ich, kenne das Früchtchen, 's iſt 'n wahrer Nebulo! — Sie werden mir als einem Diener des Wortes doch wohl glauben? —

Oberſte. Wenn Sie beweiſen, was Sie vorgeben — o ja!

Rundm. So iſt es mit den Kindern dieſer Welt: ſie haben Augen und ſehen nicht, und haben Ohren und hören nicht. — Wenn ich Ihnen nun ſage, daß Sie es bey Gott zu verantworten haben, wenn Sie Ihrer Tochter Seele nicht dem grauſamen Wolfe aus dem Rachen reiſſen....

Oberſte. (ſehr verdrießlich.) Ei ſo beweiſen Sie mir's doch erſt, daß ein Wolf da ſey!

Rundm. Ihr Glaube war, leider! immer ſehr ſchwach, wie bey allen Officiren: aber ich ſag' Ihnen, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen kann, ehe ein Officier in den Himmel kommt.

Oberſte. Herr Schwager — es iſt mir nicht lieb, daß ich's Ihnen in meinem Garten ſagen muß — Sie mißbrauchen meine Geduld! Zu was ſo viel Senf? wenn Sie was wiſſen, ſo ſagen Sie's heraus —

Rundm. Undank ſind wir gewohnt, und ein rechter Jünger Chriſti läßt ſich dadurch nicht irre machen in ſeiner Pflicht. — Doch, Sie verlangen Beweis. — Werden Sie mir dann glauben, daß der Fahrenheit, ein niederträchtiger, undankbarer, höchſtböſer Menſch ſey, der Ihre Tochter verführt und mit ſich in den Abgrund zieht, wo wird ſeyn Heulen und Zähnklappern: wenn ich Ihnen ſage, daß er mit derſelben nächtliche Zuſammenkünfte auſſer ihrem Hauſe hält? —

Oberſte. Sind Sie Augenzeuge geweſen?

Rundm. Das wohl nicht: aber — ich hab' es von ſichrer Hand. Man hat das feine Paar

bey Tagesanbruch vom Schieferberg herkommend nach Hauſe gehen ſehen. Bedenken Sie, Herr Schwager, wenn er Ihnen das Mädchen zur H. . . !.

Oberſte. Ich will Sie nicht ausreden laſſen, um nicht in Zorn zu kommen. — Um überhaupt eine Unterhaltung nicht zu verlängern, der ich herzlich ſatt bin, will ich Ihnen nur ganz kurz den Rath geben, daß, wenn wir künftig gute Freunde bleiben wollen, Sie ſich um das Innre meines Hauſes und um das, was blos mich, als Vater, angeht, ganz unbeſorgt laſſen müſſen.

Rundm. Nun, wie Sie wollen. — Ich habe das Meine gethan. Ich waſche meine Hände in Unſchuld. . . Sie werden den Baum an den Früchten kennen lernen. Sie werden ihn kennen lernen, den Wolf im Schafskleide. Sie werden ihn kennen lernen (mit dem Finger drohend) und an mich denken — aber, zu ſpät! — Ich empfehle mich Ihnen.

Hiermit trollte Ehrn Rundmann ſeiner Wege, ſehr beſorgt über die Aufnahme, welche ſeiner zu Hauſe harrte, wenn ſeine Urſel den ungünſtigen Erfolg ſeiner Miſſion erfahren werde.

Neunzehntes Kapitel.

Wenn 's doch viel ſolche Våter gåbe!

Mancher bedåchtige Vater möchte den Kopf wohl gewaltig ſchůtteln, daß der Oberſte die Erőfnung des ehrwůrdigen Magiſters ſo auf die leichte Achſel nahm. Dieſem, můſſen wir denn zur Rechtfertigung unſers Ehrlichheims ſagen, daß, außer dem geringen Vertrauen, darinn Ehrn Rundmann und deſſen Relationen bey ihm ſtanden, und außer dem unbeſchrånkten Zutrauen, welches er in die Rechtſchaffenheit und in die Ehre ſeines lieben Fahrmanns und in ſeiner Tochter Tugend ſetzte, er auch von jener Promenade, welche zu dem Rundmannſchen Lårmblaſen die Veranlaſſung gegeben, ſchon unterrichtet war. Da Leonore ihm gar kein Geheimniß daraus gemacht hatte, daß Sahrmann ſie beim Schieferberge an jenem Morgen angetroffen, daß ſie dort von einer Unpåßlichkeit überfallen worden und dieſer ſie nach Hauſe geführt habe; ſo vermochte der Argwohn ſelbſt, kaum etwas Verdåchtiges dabey zu finden; vielweniger ein Vater, dem ſei-

ne Tochter nie Anlaß gegeben hatte, anders, als das Beſte von ihr zu denken.

Indeß — ohngeachtet, daß durch die Rundmannſche Anklage des Vaters gute Meinung von Leonoren nicht verringert worden war, blieb die mit dem Paſtor gehabte Unterredung doch nicht ganz ohne einige Folgen. Vermöge eines theils natürlichen, theils zufälligen Ideenganges fiel dem Oberſten bey, es könne immerhin möglich ſeyn, daß zwiſchen ſeiner Tochter und Fahrmann wirklich eine gegenſeitige Neigung exiſtire. Dieſe Möglichkeit, als ſie die Fiebern ſeines Gehirns in gewiſſen Perioden wiederholt berührt hatte, erhielt bald das Gepräge einer Wahrſcheinlichkeit, wenn er ſich der Verändrung erinnerte, die er ſeit einiger Zeit an Leonoren und an Fahrmann bemerkt hatte, und noch, ſo gewohnt er derſelben auch war, immerfort bemerkte; und indem er dieſelbe mit dem zuſammenhielt, was er von den Wirkungen der Liebe gehört und zum Theil in jüngern Jahren ſelbſt erfahren hatte.

So wenig unſer Ehrlichheim Hypochondriſt war, und ſo wenig er ſich ſonſt im Ganzen um Sachen zu bekümmern pflegte, die noch im Gebiete des Seynkönnens lagen; ſo betraf doch

dieſe einen ſeinem Herzen zu wichtigen Gegenſtand, um ſo darüber hinſchlüpfen zu können. Es hing von der Entſcheidung derſelben das Glück ſeiner Tochter ab! — Unter ſolchen Umſtänden entſchloß er ſich, die Sache näher zu erforſchen.

Indeß dies in dem Oberſten vorging, verfolgte Sahrmann immer ſeinen Plan bey Sophien, doch mit ſehr abwechſelnder Hofnung. Er ließ keine Gelegenheit vorbeygehen, wo er ihr nur irgend mit einer Artigkeit oder mit einer kleinen Dienſtleiſtung zuvorkommen konnte. Eben ſo wenig verſäumte er's, wenn er Veranlaſſung erhielt, ihr etwas Verbindliches, oder etwas Empfindſames, oder wohl gar etwas — Verliebtes zu ſagen; jedoch that er das — wenigſtens das Letztere — allezeit mit einer gewiſſen Verblümtheit.

Sophie ihrerſeits, vermied ihn, wo ſie konnte und ſo gut der vertrauliche Fuß es erlaubte, auf welchen man auf dieſem Landſitze miteinander lebte. Beſonders nahm ſie ſich in Acht, ihre Abgezogenheit dem Oberſten merken zu laſſen. — Was unſre Leonore betrift, die lebte in einem beſtändigen Kampfe zwiſchen ihrer Leidenſchaft, die bey der ſteten Gegenwart des Ge=

genſtandes derſelben ſo viel Nahrung erhielt, und zwiſchen ihrer Vernunft, die ihr deren Unterdrükkung aus mehr als einem Grunde gebot! —

Ehrn Kundmann — laborirte an den Folgen einer derben Kopfnuß, welche ihm Frau Urſel im erſten Aufbrauſen ihres Zornes, mit ihrer knöchernen Hand verſetzt hatte, als ſie den verdrießlichen Schifbruch ihres Planes von demſelben vernahm. Es nagte ihr ſeitdem der Aeger am Herzen, gleich einem Krebsſchaden, und die giftige Eiterung ergoß ſich in die Maſſe ihres Blutes. In acht Tagen wagte kein Menſch in ihrem Hauſe ein lautes Wort zu ſprechen, und es war eine rechte Erleichterung für unſern guten Paſtor, daß der Sonntag und ein eben von hoher Landesobrigkeit verordneter Buß = Bet = und Faſttag, ihm Gelegenheit gab, ſich einmal wieder reden zu hören und einen Abſtecher von dem bekannten kleinlauten Brummen zu machen, zu welchem er ſeit einiger Zeit ununterbrochen verdammt geweſen war. Beſonders war ihm der Bußtag ſehr bequem, ſich der zu Hauſe aufgeſammelten Galle, gegen die unbußfertigen Sünder zu entledigen.

Dies wäre ſo ohngefähr die dermalige Lage der Akteurs, welche eben auf der Bühne ſtehen. — Der Oberſte machte einige Zeit den Beobachter, ohne daß es ihm gelingen wollte, ſich einige Gewißheit zu verſchaffen. Im Gegentheil ward er, jemehr er forſchte, immer unentſchloßener, was er denken ſollte. Leonore, war wie vorher niedergeſchlagen:

„Für ſie war Spiel und Tanz vorbey

„Das Lachen war vorüber" —

und nicht ſelten entſchlüpfte ihr ein Ausreiſſer von Seufzer, in ſo enger Verwahrung ſie dieſelben auch in ihrer Bruſt hielt. Und — dabey blieb ſie in einer Entfernung von unſerm Fahrmann, die ſelbſt dieſer — ſo ſehr er auch mit Sophien beſchäftigt war — nicht ganz unbemerkt lies. — An Fahrmann fand der Oberſte eine eben ſo traurige Figur als an ſeiner Tochter, und ob er ſich wohl nicht ſo zurückhaltend gegen dieſelbe, wie ſie gegen ihn betrug; ſo konnte der gute Ehrlichheim doch aber auch nicht das Geringſte wahrnehmen, was zu ſeiner Muthmaſung paßte.

Daß zwiſchen unſerm Helden und Sophien der kleine Blinde im Spiel ſeyn ſollte, darauf

fiel er gar nicht, weil Sophie die Einzige war, welche wenig oder nichts von ihrer Unbefangenheit verlohren hatte, und weil Fahrmann aus mehr als einem Grunde ſich gar ſehr in Acht nahm, in des Oberſten Gegenwart etwas von dem Vorzuge merken zu laſſen, deſſen Sophie in ſeinem Herzen genoß.

Als unſer Ehrlichheim aus dieſem Labyrinthe gar keinen Ausweg zu finden vermochte, beſchloß er endlich, von Leonoren ſich zurecht weiſen zu laſſen. Wir treffen ſie mitten im Geſpräch. —

Oberſte. Lorchen, wenn Du mir das leugneſt, verkenn' ich ganz meine Tochter, die ſonſt ſo aufrichtig und ſo offenherzig gegen ihren Vater war, daß ſie auch nicht das Geringſte verſchwieg. — Du wirſt mich nie überreden, daß Du noch das muntre, harmloſe Mädchen ſey'ſt, das Du ſonſt warſt. —

Sie. Ich wüßte aber doch gar nicht. . . .

Oberſte. Du wüßteſt nicht? — Hier, Mädchen! ſieh mir mal gerade ins Geſicht. — Nun — nur dreiſt — die Augen nicht niedergeſchlagen! Konnteſt mich ja ſonſt anſehen. . . . Ha! wie ſie roth wird! Mein Seel bis an die Stirn!

Nun leugne noch mehr, daß nichts dahinter ſtecke.

Sie. Lieber Papa!

Oberſte. Nichts, nichts! Das mal ſchmeichelſt Du Dich nicht los. Du mußt beichten, oder — ich ſag' Dir die ganze Freundſchaft auf. —

Sie. Aber. —

Oberſte. Die Abers laß mir nur ganz weg, Lorchen! — Beichten, beichten — mußt Du. Ich laß Dich hier nicht von der Stelle, bis ich die Urſach weis, warum Du die Flügelchen ſo hängen läßeſt. —

Sie. O, mein beſter, beſter Vater — verſchonen Sie mich. —

Oberſte. Dasmal nicht. Wenn Du mich lieb haſt, ſo. . . .

Sie. Ach, ich will Ihnen ja gern nichts verſchweigen — aber. —

Oberſte. Aber?

Sie. Aber — ich kann's nicht ſagen.

Oberſte. Nun, vielleicht kann ich ins Mittel treten. Ich will verſuchen, ob ich Dir's abfragen kann. — Nur reine Wahrheit zur Antwort! Hörſt Du, Lorchen? — Weiſt ja, daß Du Dich vor Deinem Vater nie fürchten durfteſt. —

Sie. (gerührt.) O, mein guter, theurer Vater! (küßt ihm die Hand.)

Oberſte. (klopft ihr auf die Wange.) Biſt mein liebes Mädchen! — Doch, nun zur Sache! — Sollte die Urſach Deiner Verändrung wohl in Deinem kleinen Herzen liegen, das ſich ſeiner achtzehn Jahre bewußt wird?

Sie. (feuerroth, ſehr verlegen.) Mein Vater. —

Oberſte. Keine Ausflucht. —

Sie. Ach!

Oberſte. Soll ich das ach für eine bejahende Antwort annehmen?

Sie. (furchtſam) Ich. —

Oberſte. Ja, oder nein, Lorchen!

Sie. (ſich Gewalt anthuend) Ja. —

Oberſte. So iſt's recht. Nur hübſch aufrichtig! — Warum wollteſt Du's auch nicht ſeyn? Du weißt ja, daß Du keinen Tirannen zum Vater haſt. Dein Glück iſt immer dasjenige, was dieſem Herzen das Nächſte iſt. — Aber, nun weiter. Alſo, Du liebſt — nun, nun, närrſches Mädchen, halte nur nicht die Hände vor die Augen! — 's iſt ja keine Sünde. Wenn nur Alles hübſch ordentlich zugeht! und

das

das weis ich gewiß, iſt bey Dir der Fall. — Doch, ich vergeſſe meine zweite Frage. Du liebſt alſo: aber wen? —

Sie. Lieber Papa. —

Oberſte. Ich ſeh ſchon, ich muß Dir's wieder abfragen. Vielleicht treff' ich eben ſobald den rechten Punkt, als vorher. Sollte der böſe Kaper, der meines Lorchens Herz ſo zur guten Priese gemacht hat, wohl mit uns unter einem Dache wohnen?

Sie. (fällt vor dem Oberſten auf die Knie.) Mein Vater. —

Oberſte. Steh auf, Lorchen, ſteh auf! Das iſt 'ne Stellung für Verbrecher, und bis jetzt ſeh ich noch kein Verbrechen an Dir. Du liebſt Fahrmann? — Ich finde dabey nichts auszuſetzen, als — daß Du es Deinem beſten Freunde nicht eher geſagt haſt. Und — auch das iſt verzeihlich. Man weis ja wohl, daß ihr Mädchen nicht gern von ſo etwas ſprechet. — Nun, Lorchen, wie ſteht Ihr aber denn zuſammen? Iſt's ſchon zwiſchen Euch zur Sprache gekommen?

Leonore. (Welche anfängt, ſich ein Wenig zu erholen) Nein, lieber Papa.

Oberſte. Gewiß nicht?

Leonore. Auf Ehre, nicht.

Oberſte. Ich glaube Dir. — Aber noch eins. Welche Hofnung haſt Du wohl? — Verſteh mich recht; ich will ſagen: was hoffſt Du in Anſehung Fahrmanns? Meinſt Du, daß er Dich wieder liebe?

Leonore. (raſch) Nein.

Oberſte. Nein, Das ſollte mir leid thun, wenn das wahr wäre. Aber die Gewißheit dafür iſt wohl nicht ſo groß. — Man weis recht gut, daß die Liebe zuweilen Alles fürchtet.

Leonore. (mit einem Seufzer) Es iſt gewiß ſo. Wenn Sie verſprechen, Väterchen, daß Sie mich nicht verrathen, will ich Ihnen mehr ſagen.

Oberſte. Du kennſt mich. Sag her!

Leonore. Fahrmanns Herz iſt nicht mehr frei. —

Oberſte. Woher weißt Du das?

Leonore. Von ihm ſelbſt.

Oberſte. So? — Das iſt mir doch 'n Räthſel. Du haſt mich verſichert, es wäre zwiſchen Euch nicht zur Sprache gekommen — und doch. —

Leonore. Ja — nicht über das, was wir gegen einander empfinden oder empfinden könnten — aber wohl hat mir Herr von Fahrmann als Freundin — denn er ahndet nicht, daß ich ihm mehr bin — eine Vertraulichkeit gemacht. An jenen Morgen, da wir ſo früh miteinander vom Schieferberge herkamen, entdeckte er mir ſeine Liebe für — Sophien.

Oberſte Für Sophien!

Leonore. Ja, und bat mich, ihm zur Vorſprecherin zu dienen.

Oberſte. Du armes Mädchen! Das war alſo die Urſach Deiner Unpäßlichkeit?

Leonore. (ſeufzet) — In der Verwirrung, worin ich mich befand, verſprach ich's ihm ein Wenig unüberlegt, und ſah mich daher genöthiget, Wort zu halten.

Oberſte. Und was ſagte Sophie?

Leonore. Sie hat den guten Fahrmann gänzlich abgewieſen. —

Oberſte. Nun, das nenn' ich mir eine eigenſinnige Verwicklung des Schickſals! Lieber — recht ſehr lieb wär' es mir geweſen, wenn....

Leonore. Nichts davon, mein gütiger Vater! — Ich muß eine Neigung überwinden,

welche mich nicht glücklich machen kann. — Ich dank's Ihnen recht, mein theurer Vater, daß Sie mir das Geſtändniß einer Sache entriſſen haben, die mir doppelt auf dem Herzen laſtete, weil ſie Ihnen ein Geheimniß war. — Ich weis, daß mir nun mein Sieg noch eins ſo leicht werden wird. —

Oberſte. Freilich, freilich, iſt der Kampf nothwendig. —

Hier endete die Ankunft eines Beſuches aus der Nachbarſchaft ein Geſpräch, über deſſen Gegenſtand es hernach mehrmals zwiſchen Vater und Tochter zur Sprache kam. — Dem braven Ehrlichheim war es, wie wir ſchon bemerkt haben, gar nicht recht, daß die Liebe hier ſo ganz wider ſeinen Plan ſich poſtirt hatte. Denn dieſer gute Vater hatte, ſobald er etwas von Liebe zwiſchen Fahrmann und Leonoren muthmaßte, ſich ſogleich vorgenommen, wenn die Beiden ſich wirklich liebten, aus ihnen ein Paar zu machen; weil er keinen Mann kannte, den er ſich lieber zum Schwiegerſohne gewünſcht hätte, als eben dieſen, unſern Helden.

Zwanzigſtes Kapitel.

Chriſtjan, ſattle flugs den Rappen und Deinen Schimmel!

So, wie wir im vorhergehenden Kapitel geſehen haben, blieb 's in dem Kreiſe, in welchem wir uns bisher herumgedreht haben, einige Monat lang, und wir können den Leſern, wenn wir uns nicht der Todſünde der Langweiligkeit und der Wiederholung ſchuldig machen wollen, aus dieſem Zeitraume durchaus nichts ſagen. Wir übergehen denſelben daher billig mit Stillſchweigen und laſſen ihn, unverewigt durch unſre Feder, in den nimmerſatten Rachen des alten, grauen Schluckhanſes, mit Stundenglaſ' und Hippe, hinab fallen.

Aber — Du, junge Zukunft, zu Stunden und Tagen genährt von jugendlichen Minuten, ſey uns willkommen! Dein Füllhorn, aufgeblåht von wunderbaren Zufällen und Begebenheiten, tråufelt reichen Stof in unſern ausgetrockneten Kiel, deſſen Leitung zu übernehmen, die guten Muſen nicht verſagen werden. — Und nun friſcher dran, liebe Feder! Eile, deines Seegens

dich auf dem Papiere zu entledigen, damit nichts davon verlohren gehe! —

Wenn wir Luſt hätten, aus unſerm Fahrmann einen Iluminaten — einen jener ſeltſamen Seher zu machen, welche mit ſcharfem, geläufigem Blick die ſubtilen, dem gewöhnlichen Auge unſichtbaren Fäden entdecken, woran ihre künftigen Schickſale hängen; ſo hätten wir eben eine recht gute Veranlaſſung dazu. Allein — wir wollen unſerer gewöhnlichen Aufrichtigkeit auch dasmal nicht untreu werden und hübſch Alles ſagen, wie wir es vor dem Richterſtuhle der heiligen Wahrheit verantworten können. —

Alſo, anſtatt die traurige Stimmung, in welcher unſer Held ſich an einem trüben, aſchgrauen Tage des Herbſtmonats befand, einer Ahndung zuzuſchreiben, welche er von dem ſchon über ſeinem Haupte ſchwebenden Unglücke gehabt habe: wollen wir lieber geſtehen, daß dieſelbe eine Folge der ſeit kurzem recht ſichtbar zu nehmenden Kälte Sophiens war, zu welcher dieſelbe, als einem nach ihrer Meinung unfehlbaren Hülfsmittel gegen die Fahrmannſche Liebeskrankheit ihre Zuflucht genommen, und die ſie dem armen Schmachtenden an dem Morgen des Tages von

welchem wir ſprechen, in einem verſtärkten Grade hatte empfinden laſſen.

Er konnte es im Schloſſe nicht aushalten und ſchwärmte den ganzen Vormittag im Freien herum; allein, anſtatt hier ſeine Schwermuth zu vermindern, erhielt dieſelbe bey dem melancholiſchen Schleier, welcher die ganze Natur bedeckte, nur neue Nahrung. Von einem feinen Staubregen ganz durchnäßt, kam er erſt kurz vor Mittag nach Hauſe.

Der Oberſte, der ihn ſchon im Schloſſe und überall umher ſuchen laſſen, und ſelbſt geſucht hatte, kam ihm an der Thüre entgegen und führte ihn mit einer gewiſſen geheimnißvollen Miene in ſein Zimmer. Hier gab er ihm einen Brief, den, wie er ihm ſagte, ein Unbekannter abgegeben habe, der ſich aber nicht einen Augenblick verweilen wollen. Fahrmann, der die Hand der Aufſchrift nicht kannte, öfnete eilig das Siegel und fand ein Schreiben ohne Unterſchrift. Er las es, veränderte die Farbe und reichte es dem Oberſten, der, als er es geleſen hatte, faſt eben ſo viel Beſtürzung zeigte. — Da unſere lieben Leſer unſer Zutrauen in einem nicht geringern Grade haben, als der Oberſte das Fahrmannſche beſaß; ſo können wir ih-

nen den Inhalt des Schreibens gleichfalls nicht vorenthalten. Hier iſt es ganz.

„Ein Freund, der ſich mit Wärme für Sie inte- reſſirt, meldet Ihnen, daß Sie in Ihrem gegenwär- tigen Zufluchtsorte keinen Augenblick mehr ſicher ſind. Ihre Feinde, die Sie bisher für todt hielten, ſind von dem Gegentheil unterrichtet worden, ſo wie auch von Ihrem Aufenthalte. Man hat Sie ſogleich bey dem * * * * ſchen Hofe als einen Staatsverbrecher reklamirt, und es iſt kein Zwei- fel, daß dieſer die förderſamſten Maasregeln nehmen werde, ſich Ihrer Perſon zu verſichern, um Sie auszuliefern. Fliehen Sie daher unver- züglich! Am beſten würde es ſeyn, wenn Sie Ihren Weg auf L * * nähmen. — Man hat da- ſelbſt Anſtalt getroffen, daß das N. . . ſche Han- delshaus Ihnen gegen Vorzeigung dieſer Zeilen, wovon daſſelbe Kopie hat, 1000 Dukaten aus- zahlen wird, um damit dem erſten Bedürfniſſe abhelfen zu können. So viel in Eile!"

Das Reſultat einer kurzen Berathſchlagung, welche der Oberſte und Fahrmann nach Leſung dieſer Zeilen hielten, war: daß dieſer ſogleich Floßberg (ſo hies das Ehrlichheimiſche Landguth) verlaſſen ſolle, ohne daß ein Menſch davon wiſ-

ſe. Selbſt Leonoren und Sophien — ſo wollt' es der vorſichtige Ehrlichheim — ſollte dieſe ſchnelle Abreiſe ein Geheimniß bleiben.

Seine Abſicht dabey, iſt leicht einzuſehen. Er wollte den beiden unglücklich Liebenden den Abſchied erſparen. Um dieſe Abſicht gewiß erfüllt zu ſehen, lies er unſern Freund nicht aus den Augen. Er begleitete ihn auf deſſen Zimmer und half ihm ſeine Habſeeligkeiten zuſammenpakken, welche ihm, ſo war die Abrede, unter Adreſſe des gedachten Handelshauſes, nach L** nachgeſchickt werden ſollten. Als dieſes berichtiget war, wurde Chriſtjan geklingelt und ihm der Befehl ertheilt, welchen wir als Ueberſchrift dieſes Kapitels geleſen haben, nebſt der Weiſung, hinter dem Garten am Erlenbüſchchen ihrer zu warten.

Ehe man das Schloß verlies, wollte der Oberſte unſerm Helden noch eine volle Börſe aufdringen. Allein dieſer nahm ſie nicht an, weil ſich noch über hundert goldne Pferdchen in ſeinem Beutel befanden, welche er, da ſeine Mörder ihm dieſelben gelaſſen, mit hieher gebracht hatte. — Indeß mußte er aber doch ſein Wort von ſich geben, ſich bey jedem künftigen Geldmangel an

Niemand anders, als an den würdigen Ehrlichheim zu wenden. Auch konnte er am Ende nicht ausſchlagen, den Rappen, den er reiten ſollte, zum Geſchenk anzunehmen. Mit dem Schimmel ſollte Chriſtjan ihn bis nach einem, drei Meilen entfernten Städtchen begleiten, welches an der Heerſtraſe nach L** lag.

Nun giengs durch die Hinterthüre, dem Garten entlang, dem Erlenbüſchchen zu, wo Chriſtjan faſt zu gleicher Zeit mit den Pferden ankam. Stillſchweigend ſchloß der Oberſt unſern Sahrmann in ſeine Arme. Dieſem, war es auch von mancherlei ſich in ihm kreuzenden Empfindungen ſo eng ums Herz, daß er gleichfalls nichts ſagen konnte. Erſt als er ſchon zu Pferde ſaß, vermochten ſie ein paar Worte zu ſprechen. „Reiſen Sie glücklich, mein guter Sahrmann!" ſagte der Oberſte; „ewig, ewig, wird mein Herz Ihnen danken, großmüthiger, edler Mann!" ſagte unſer Freund, und drauf giengs davon, als hätten Rapp' und Schimmel Flügel.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Rückblicke in die Vergangenheit.

Endlich iſt in unſerm geheimen Konſeil die unumgängliche Nothwendigkeit erkannt, und beſchloſſen worden, die Neugierde unſrer lieben Leſer in Anſehung der frühern Begebenheiten unſers Helden, nicht länger unbefriediget zu laſſen, und wir beginnen ohne weitern Aufſchub die Erzehlung derſelben.

Als Sahrmann den Schoos ſeiner Mutter verlies, um ein Bewohner dieſer beſten Welt zu werden, welche Menſchen ſo oft zur Hölle umſchaffen; war ſein Vater einer bedeutendſten Männer der * * *ſchen Regierung. Ohne reich, ohne vom Adel zu ſeyn, hatte derſelbe ſich durch vorzügliche Talente, durch eine Rechtſchaffenheit welche jeder Verſuchung widerſtand, zu dem Poſten hinangeſchwungen, den er bekleidete, und den er in ſo manchem andern Lande — (wo man noch dem verjährten Vorurtheile für oft unwürdige Erben einer Reihe betitelter Ahnen, das Wohl

der Unterthanen aufopfert) — gewiß nicht erhalten haben würde.

Ehe er *** ſcher Geheimrath wurde, war er Prediger in einem benachbarten Fürſtenthume. Zu dieſem Stande hatte ihn mehr der Wille ſeines Vater, als eigne Neigung beſtimmt. Denn, da derſelbe Superindendent — und zwar Superindendent mit Leib und Seele — war; ſo glaubte er für das Wohl ſeines Sohnes nicht beſſer ſorgen zu können, als wenn er ihn gleichfalls die Bahn betreten lieſſe, auf welcher er ſein Glück gefunden hatte. Ob der Sohn in das Fach, welchem er ihn beſtimmte, paßte, das kam bey dem Vater nicht zur Frage. Genug, er ſollte und mußte auch auf den Superindendenten losſtudiren.

Wir übergehen billig die Schuljahre des jungen Johannes, (wie der Vater unſers Helden hies.) Er legte ſie zur Zufriedenheit ſeines Vaters und aller ſeiner Lehrer zurück, und bezog im neunzehnten Jahr die Univerſität als der ärgſte Pedant, als ein ſo kraſſer Nachbeter, wie man nur irgend einen, mit Wolkenperükke und Kragen angerthan, finden kann. Ein herrliches Teſti-

monium und viele Empfehlungsſchreiben begleiteten den angehenden akademiſchen Bürger.

Auch in G.. blieb er die vier Univerſitätsjahre über im alten Gleiſe. Die Kollegien, welche er beſuchte, waren ihm von ſeinem Vater vorgeſchrieben, und da kann man leicht denken, daß Alles was er hier hörte, nichts anders als Fortſetzung von dem war, was er vom Gymnaſium mitgebracht hatte. — Sein unermüdeter Fleiß ſelbſt, der ihn in Vereinigung mit der Sparſamkeit, zu der die Kargheit des Superindenden ihn nöthigte, an ſein Zimmer feſſelte; war ein großes Hinderniß mit, daß er nicht zur Kenntniß einer andern Weisheit gelangen konnte, als die war, welche er mit vollen Zügen bisher eingeſchlürft hatte. Seine Eingezogenheit entfernte ihn übrigens vom Umgange mit Menſchen, welche ihn in ſeiner Selbſtgnügſamkeit hätten ſtören können.

Der Superindendent hatte nach Vollendung ſeiner akademiſchen Jahre einige Zeit als Hofmeiſter in dem Hauſe eines vielvermögenden Mannes geſtanden, welcher ihn, wie man zu ſagen pflegt, ins Brod geholfen hatte. Dieſen Weg ſollte auch Johannes nehmen. — Das Anſehn,

welches ihm ſein Amt verlieh, ſeine Konnexionen nebſt dem guten Rufe, welchen der junge Kandidat ſich von Seiten ſeiner Sitten und ſeiner Gelehrſamkeit erworben hatte, erleichterten die Ausführung ſeines Vorhabens. Er erlebte bald das Vergnügen, ſeinen Sohn als Hauslehrer in einem gräflichen Hauſe angeſtellt zu ſehen. Allein — wie es nun leider, ſo oft im menſchlichen Leben zu gehen pflegt — das, was der Superindendent als ein Glück anſah, wurd ihm in der Folge die Quelle eines Kummers, welchen er mit ins Grab nahm.

Der Graf, in deſſen Haus der junge Sahrmann kam, verband mit ſehr großen Miniſtertalenten, einen erhabenen Geiſt, einen durchdringenden Verſtand, eine richtige und ſchnelle Beurtheilungskraft und alle die Eigenſchaften, welche den Mann in jedem Stande achtungswerth machen. Er war einer der aufgeklärteſten Köpfe. Ueber Alles hatte er ſelbſt und zwar ſehr gut gedacht. Schulgelehrſamkeit ſchätzte er nur als rohe Materialien, welche der philoſophiſche Selbſtdenker erſt ſichten und ordnen müſſe, um ſich deren mit Nutzen und ohne Unluſt bedienen zu können. Seine Philoſophie war eine praktiſche;

das heißt: Studium derjenigen Weisheit, welche lehrt, ſein Daſeyn aufs beſtmöglichſte zu benutzen. Seine Religion enthielt keine andre Dogmen als ſolche, welche ſich mit der Vernunft vertragen wollten und welche dieſe als nothwendig und nützlich anerkannte. Sie war daher ſehr einfach und von Myſterien gänzlich geſäubert. Die Vernunft hatte für ihn die höchſte Autorität. — Seine Moral war ſtreng — in Anſehung ſeiner ſelbſt: aber tolerant und nachſichtig gegen Andre; denn er hatte den Grundſatz: daß wir nur in den wenigſten Fällen ein richtiges Urtheil über den Werth und Unwerth der menſchlichen Handlungen zu fällen vermögen, weil der beträchtlichſte Theil derſelben, die Motifen, uns gemeiniglich unbekannt bleiben, und nur deren kleinſter Theil, die Reſultate, zu unſrer Kenntniß gelangen. Neben dieſem Allen beſaß der Graf einen ſehr feinen, ſehr richtig entſcheidenden Geſchmack im Gebiete der Litteratur, der Künſte und alles Schönen. In ſeinen jüngern Jahren war er Dichter geweſen, und noch jetzt fand er ſeine angenehmſte Erholung von den Geſchäften in der Lektür, in der Muſik und in einem auserleſenen geſellſchaftlichen Kreiſe, zu welchem nur die beſten

Köpfe und die beſten Menſchen den Zutritt hatten.

Ein ſolcher Mann war der Graf von S. . . Er war dazu geſchaffen, auf jedes Individuum zu wirken, das in ſeinen Wirkungskreis verſetzt wurde. Da der Graf den Lehrer ſeiner Kinder nicht wie einen Bedienten, ſondern als den Mitarbeiter an dem künftigen Glücke derſelben anſah; ſo behandelte er ihn auch mehr wie einen Freund als einen Untergebenen. Dieſe Behandlung brachte den jungen Fahrmann dem Grafen oft in die Nähe und gab ihm nicht ſelten Gelegenheit, ſich ſtundenlang mit demſelben zu unterhalten. Der Graf überzeugte ſich bald von den ſchätzbaren Seiten ſeines Hofmeiſters und von deſſen nicht gemeinen Gelehrſamkeit; aber zugleich bemerkte er auch, wo es ihm noch mangle. Er beſchloß, ihm zu Hülfe zu kommen.

Zuvörderſt brachte der Graf den Vater unſers Helden auf dem Weg des Selbſtdenkens. Er betrat denſelben mit Aengſtlichkeit, und das war ſehr natürlich bey dem Heere von Vorurtheilen, das mit ihm aufgewachſen war. Vermöge derſelben, war er von hoher Ehrerbietung gegen gewiſſe Autoritäten durchdrungen, welche man

ihm

ihm von jeher als unfehlbar geſchildert, und deren Ausſprüche in Zweifel zu ziehen, man ihm immer zum Verbrechen gemacht, ſo wie man ihm unbedingten Glauben an dieſelben hingegen, als die heiligſte Pflicht empfohlen hatte. Er ſah daher eine Menge Dinge als bloſſe Gegenſtände des Glaubens an, als ein für die Vernunft geheiligtes noli me tangere, und ſelbſt bey ſolchen Gegenſtänden, wobey man der Vernunft noch einige Wirkſamkeit gelaſſen hatte, glaubte er dieſelbe doch einem blinden Glauben ſubordiniren zu müſſen, ſobald ein Kolliſionsfall einträte. — —

Durch die unermüdete Bemühung des Grafen, durch das Leſen der vorzüglichſten Werke, welche dieſer ihm in die Hände gab und welche dazu gemacht waren, in einem ſonſt gehörig organiſirten Kopfe aufzuräumen, und endlich durch das dadurch bewirkte hellre Aufglimmen des bisher in ihm erſtickten Funkens ſeines Genies, gelang es, ihm nach manchem Kampfe zuletzt, das Vorurtheil, als ob es Gegenſtände gäbe, womit die Vernunft ſich nicht befaſſen dürfe, gänzlich zu beſiegen. Das erſte und gröſste Hinderniß war nun aus dem Wege geräumt. — Befreit von den Feſſeln, welche ſeinen Geiſt bisher ein=

geengt hatten, durcheilte derſelbe nun den gebahntern Pfad mit Rieſenſchritten und gelangte bald an die Grenze des glücklichen Reichs, wo die Wahrheit ihren hellglänzenden Thron errichtet hat und allen denjenigen mit Befriedigung und Glückſeeligkeit lohnet, welche ihr huldigen und ihren Unterricht ſuchen.

Der junge Sahrmann hatte nun drey Jahr in dieſem gräflichen Hauſe zugebracht. Schon einigemal hatte der Superintendent um eine Pfarrſtelle für ſeinen Sohn angeſucht. Auf der andern Seite äuſſerte der Miniſter den Wunſch, daß er die theologiſche Laufbahn mit der profanen Stelle eines Kabinetsſekretairs vertauſchen möchte, wozu er ihm behüflich zu ſeyn verſprach. Seine gegenwärtige Denkart machte ihn ſehr geneigt, dem Rathe des Grafen zu folgen; allein, der Wille ſeines Vaters ſtand ihm mächtig im Wege. Er beſchloß endlich ihn in Perſon zur Genehmigung ſeines neuen Plans zu leiten. Er theilte ſeinem Prinzipal dieſen Entſchluß mit, der ihn gut fand und ihm gern geſtattete auf einige Wochen nach ſeiner Vaterſtadt zu reiſen.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Die Liebe macht auch — Paſtoren!

(Fortſetzung der Rückblicke in die Vergangenheit.)

Dieſe Reiſe hatte einen Erfolg, welcher dem Entzweck derſelben ganz entgegengeſetzt war. Der junge Fahrmann hatte ſeinen Geburtsort ſeit ſechs Jahren nicht geſehen. Während dieſer Zeit war eine ſeiner Geſpielinnen, die Tochter des zweiten Predigers, zu einer vollkommenen Schönheit aufgeblüht. Sie war es, die ihn die Liebe kennen lehrte. Sein Vater und deſſen Kollege waren Nachbarn: ein Umſtand, welcher den Weg, den er zu gehen hatte, abkürzte. In vierzehn Tagen war er ſo weit gekommen, daß er an der Gegenliebe ſeines Mädchens nicht mehr zweifeln durfte —

Dieſe Angelegenheit ſeines Herzens hatte die Abſicht ſeiner Reiſe ihm völlig aus den Augen gerückt. Jetzt, da er nun der Beiſtimmung ſeiner Geliebten zu ſeinen Wünſchen verſichert war, entſtand bald das Verlangen in ihm, ſich in vollkommnen Beſitz derſelben zu ſetzen. Es kam dar-

über zwiſchen den beyden Liebenden zur Sprache. Er theilte ſeinem Mädchen ſeine Ausſichten mit, durch die Protektion des Miniſters eine Stelle im Kabinet zu erhalten. Auf der andern Seite erklärte Roſalie, daß ihr Vater ſie nie einem andern Manne, als einem Geiſtlichen geben werde. —

Dieſe Erklärung brachte an dem bisher ſo heitern Glückshimmel des verliebten Fahrmanns eine ſchwarze Wolke zum Vorſchein, welche aber einem Sonnenblick aus dem Auge ſeines Mädchens, bald wieder wich, und es dauerte hierauf nicht lang, ſo ſtand der Entſchluß feſt, dem Willen des Superintendenten und dem Gebote der Liebe zu folgen, und ſtatt dem Staate, der Kirche zu dienen. Zwar wendeten Grundſätze und Gewiſſenhaftigkeit ſo Manches wider dieſe Wahl ein, bey welcher jene verleugnet und durch Verleugnung derſelben dieſe verletzt werden mußte. Allein, man weis ja wohl, wie es geht, wenn man mit einer Gegenpartei ſtreitet, welche eine unſerer Leidenſchaften zum Sachwalter hat. —

In kurzer Zeit dachte er ſich auf eine ſolche Art in ſeine künftige Laufbahn hinein, bey der Grundſätze und Gewiſſenhaftigkeit, ſo ziemlich ungekränkt blieben. Er fand, daß ja in jedem

Fache, dem der Menſch ſich widmet, er an gewiſſe Vorſchriften gebunden ſey, welchen er nachleben müſſe, obſchon ſie nicht allerdings mit ſeinen Grundſätzen ſtimmten. So dachte er ſich den philoſophiſchen Richter, der dem Buchſtaben des Geſetzes gemäß, das Todesurtheil ſprechen muß, ſo ſehr er auch von der Unzuläſſigkeit der Todesſtrafe überzeugt iſt. Er dachte ſich den Mann im Kabinet, der ein Manifeſt zu verfaſſen, ſich genöthiget ſiehet, wodurch einer offenbaren Ungerechtigkeit, einer ſchändlichen Treuloſigkeit, der täuſchendſte Anſtrich der guten Sache gegeben wird. — — Wenn man denn in allen Ständen wider ſeine Ueberzeugung zu handeln gezwungen iſt, raiſonirte er weiter; ſo iſt es ja wohl gleichviel in welchem man es thut....

Nach andern ähnlichen Ueberlegungen, und da er ſich noch vollends am Ende die ſeinem guten Herzen ſo ſchmeichelhafte Idee ausbildete, wie nützlich er bey gutem Willen auch in dieſem Wirkungskreiſe ſeyn könne; wurd' er endlich ſo mit dem Gedanken an Mantel und Kragen ausgeſöhnet, daß er nicht mehr das Geringſte dawider einzuwenden fand. Eins machte ihm nur noch einige Sorge. Wie ſollte er ſeinem, ſo

ſehr verehrten Grafen die Umändrung ſeines Plans beybringen? Welche Gründe ſollte er ihm anführen, um demſelben nicht in einem nachtheiligen Lichte zu erſcheinen? —

Seit einigen Tagen gieng er mit dieſem Gedanken um, als eine Nachricht einlief, die auf einer Seite ihn tief betrübte, auf der andern aber, ihn aus einer großen Verlegenheit half. Ein Schlagfluß hatte dem Leben des edeln Grafen plötzlich ein Ende gemacht. — Nun hatte er keine andre Rückſicht zu nehmen, als ſeine Sache mit den beyden Vätern in Richtigkeit zu bringen.

Roſalie war die einzige Tochter des Ihrigen, der ihr einſt ein ziemliches Kapital hinterlies. Sein Vater hatte auch anſehnliche Mittel. Auf dieſer Seite war die Parthie gleich; auf der andern, war die Braut ein ſchönes Mädchen und der Bräutgam ein wohlgebildeter Mann, der bey den hervorſtechendſten Eigenſchaften, die wünſchenswertheſten Ausſichten beſaß, ſein Glück zu machen. Unter ſolchen Umſtänden wurde es den Eheluſtigen nicht ſchwer, die herzliche Einwilligung der beyden Alten zu erhalten, zwiſchen welchen obendrein gleiche Grundſätze und gleiche

Denkart ein enges Freundſchaftsband geknüpft hatten.

Nun war die wichtigſte Angelegenheit der Väter, dem Sohne ein Amt zu verſchaffen. Der Tod ſeines Beſchützers, des Grafen, hatte ihm zu ſeiner Beförderung im Vaterlande, eine wichtige Stütze geraubt. Der Umſtand, daß der neue Miniſter ein ehmaliger Feind des Verſtorbenen war, ſchnitt ihm vollends die Hofnung dazu ab. — Der Schwiegervater wußte endlich Rath. Ein Oberconſiſtorialrath in dem benachbarten Fürſtenthume, war ſein Blutsfreund. An dieſen wendete er ſich, und es war noch kein halbes Jahr verſtrichen; ſo befand ſich der Vater unſers Helden im Beſitz einer einträglichen Dorfpfarre und ſeiner geliebten Roſalie dazu.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

„——— rara avis!“

(Fortſetzung der Rückblicke in die Vergangenheit.)

Das Glück, welches der angehende Paſtor an der Seite einer Gattin empfand, die ſein ganzes Herz beſaß und verdiente, vermochte doch keines-

weges ihn fühllos gegen die unangenehmen Seiten ſeines neuen Standes zu machen. Sein Vorgänger war der unwiſſendſte, kraſſeſte Orthodox geweſen, den man ſich in einem Staate nur denken kann, wo unter der Regierung eines philoſophiſchen Fürſten, auf die reine Lehre der unverfälſchten Augsburgſchen Confeſſion, eben nicht ſtreng gehalten wurde. Er fand die Köpfe ſeiner Bauern ſo voll abſurder religiöſer und moraliſcher Vorurtheile, welche er auszurotten, anfänglich kein Mittel ſah. Solches auf der Kanzel zu verſuchen, hätte ihn unwiederbringlich um allen Kredit bey dieſer altgläubigen Gemeinde gebracht. Und doch, koſtete es ihm auſſerordentliche Ueberwindung, ſeiner beſſern Ueberzeugung ſo ſchnurſtraks zuwider, Unſinn predigen zu müſſen: da eine vernunftmäßigere Lehrart ihn in Gefahr gebracht hätte, das Zutrauen und die Zuneigung ſeiner Zuhörer — welchen ſein neumodiſcher Vortrag, wie ſie ihn nannten, ſo nicht gefallen wollte — gänzlich zu verlieren. Ein ſolcher Verluſt aber, zog natürlich denjenigen der Hofnung nach ſich, in ſeiner Gemeinde je etwas Gutes wirken zu können. —

Nach mancher unruhigen Stunde, welche die Hinderniſſe ihm verurſachten, die ſich ſeinem Wunſche, nützlich zu werden, widerſetzten, kam er endlich mit einem Plane zu Stande, deſſen Ausführung zwar langſam und mühſam, aber eines edeln, menſchenfreundlichen Herzens vollkommen würdig war, und den er mit einer Geduld, mit einer Standhaftigkeit, mit einem Eifer verfolgte, deren Lohn der befriedigendſte Erfolg war.

Durch Wohlthaten, die Herzen ſich geneigt zu machen, war die Baſis, auf welcher ſein ganzer Plan beruhte. Hatte er ſich erſt der Herzen ſeiner Gemeinde verſichert; ſo war auch der größte Theil des Weges zu ihrem Zutrauen zurückgelegt, welches er dann, mit der erforderlichen Klugheit, zu Erreichung ſeiner anderweitigen Abſicht, nach Gefallen benutzen konnte. Wohlthun, dieſe ſeinem Herzen ſo reitzende Obliegenheit, war hier alſo das Mittel und der Zweck zugleich.

Er hatte ſich aus Geſchmack von jeher ſehr mit der Naturlehre und der Phyſik beſchäftiget und darinn nicht gemeine Kenntniſſe erworben. Derſelbe Geſchmack bewog ihn auch, ſich mit deren Verwandtinnen, der Botanik und der Anatomie, und mit der

Heilkunde bekannt zu machen. Nicht minder hatte er aus dem Grundſatze: daß ein Gelehrter in keinem Fache ganz Fremdling ſeyn dürfe, auch ziemlich viel Theorie im landwirthſchaftlichen Fache geſammelt *). Das waren insgeſammt ſehr brauchbare Kenntniſſe, um ſich ſeinen Kirchkindern nützlich zu machen.

Beſuchte er z. B. die Kranken, ſo erkundigte er ſich gelegentlich nach deren Zufällen und ihrer Krankheitsgeſchichte. Er ertheilte ihnen Rath; er warnte ſie für die Rathſchläge unverſtändiger Perſonen und für die Gifte der Quackſalber; er

---

*) Nach meiner geringen Einſicht, ſollte ein Jeder, der ſich dem Predigerſtande widmet, ſich auf die hiergenannten Kenntniſſe legen. Wenigſtens ſtiftet, beſonders ein Landgeiſtlicher, damit bey ſeiner Gemeinde gewiß mehr Nutzen, als durch eine oberflächliche Bekanntſchaft mit alten Sprachen, die blos dazu gut iſt, um gewiſſe widerſpänſtige Stellen eines alten, nicht mehr verſtändlichen Buches, in den phylologiſchen Nothſtall zu zwängen

Anm. des Verf.

ſuchte ſie von der Schädlichkeit gewiſſer Hausmittel und einer eingeführten verkehrten Diät zu überzeugen; er verordnete ihnen dagegen eine heilſamere Lebensordnung und gab ihnen einige einfache, paſſende Medikamente; beſonders ermahnte er ſie zu einer großen Reinlichkeit, wobey er ſie die Mittel lehrte, wie ſie in ihren engen niedrigen Stuben die Atmoſphäre verbeſſern ſollten. — Bey dem Landvolke, das gemeiniglich einer unverwahrloſeten Leibesbeſchaffenheit genießt, iſt bloſſe Lebensordnung oft hinlänglich, ihm die verlohrne Geſundheit wiederzugeben. Es war daher ganz natürlich, daß der menſchenfreundliche Paſtor auf die eben gemeldete Art in kurzem mehreren Perſonen das Leben rettete. —

Auf einer andern Seite, trug er durch ſeine ökonomiſche Kenntniſſe nicht wenig zur Verbeſſerung des Wohlſtandes ſeiner Gemeinde bey. — Durch Belehrung allein, war zwar anfänglich wenig über ſie zu gewinnen: denn, welche Redekunſt, welche noch ſo kräftige Gründe, vermöchten wohl bey den Bauern über die vom Urältervater auf die Urenkel fortgeerbten Vorurtheile zu ſiegen! — Er machte die Verſuche von dem, was ihm gut und nützlich dünkte, auf ſeinen eigenen

Feldern, in ſeiner Haushaltung, und lenkte die Aufmerkſamkeit der Bauern darauf. Sahen dieſelben dann den guten Erfolg davon, ſo machten ſie es ihrem Prediger bald nach. —

Kurz in allen Stücken zeigte er ſich ihnen als kluger Rathgeber, als wohlmeinender Freund, als Wohlthäter. In Jahren des Mißwachſes ward gewiß mehr als die Hälfte ſeines Einkommens darauf verwendet, die Unvermögenden mit Geld, mit Saatkorn und andern Bedürfniſſen zu unterſtützen. Hülfloſe Wittwen und elternloſe Waiſen ernährte und kleidete er. Geneſende Kranke ſpeiſete er aus ſeiner Küche, um durch gute, geſunde Nahrung ihnen recht bald wieder zu ihren verlohrenen Kräften zu helfen. — Ein Gegenſtand, der am meiſten ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war die Erziehung der Jugend.

Gleich im zweiten Jahre nach dem Antritt ſeiner Stelle, war der alte Schulmeiſter geſtorben. Er hatte deſſen Platz zweckmäſſig, mit einem ganz in ſein Fach paſſenden Mann beſetzt; dem er — da man höhern Orts ſich zu nichts verſtehen wollte — aus ſeiner Kaſſe eine anſehnliche Zulage gab, weil der Schulmeiſtergehalt nicht von der Art war, um ein gutes Subjekt gebührend

zu belohnen. Er ſorgte vor Allem dafür, daß die Jugend einen vernünftigen Religionsunterricht erhielt. Das Gedächtniß derſelben ward hier nicht mit unnützen Streitfragen und unzulänglichen Beweiſen zweckloſer Hypotheſen beſchwert. Alles, was man die Kinder lehrte, mußte gradezu dahin abzwecken, ſie für die Geſellſchaft nützlicher: das iſt, beſſer und ſie ſelbſt glücklicher zu machen *). Nächſt dem Unterricht in dieſem, durchaus zweckmäßigen, zu ſeiner urſprünglichen Simplizität zurückge-

*) Möchten doch Alle, zu Lehrern des Volks Eingeweihte es beherzigen, daß es weit rühmlicher ſey, für das ſittliche Betragen und für die Ehrerbietung gegen die Tugend zu eifern, als für die Erhaltung der Einheit eines beſondern Gottesdienſtes zu entbrennen! Möchten ſie beherzigen, daß Tugend und Regelmäſigkeit der Sitten, weit mehr zu dem Glücke des Menſchen und des Staats beytrage, als das unfruchtbare Gewebe eines todten Glaubens oder irgend eines äuſſerlichen Gottesdienſtes! **Wunſch d. Verf.**

brachten Chriſtenthume, mußte ein jedes Kind fertig leſen, ſchreiben und rechnen lernen. Jedem mußte eine oberflächliche Kenntniß von der Naturlehre, von der Naturgeſchichte und von der Erdbeſchreibung beygebracht werden, und ſelbſt wurd' es nicht als unnütz angeſehen, ihnen eine kurze Ueberſicht der Weltgeſchichte zu geben. . . . .

Als Paſtor Sahrmann dieſen ſeinen wohlthätigen Plan einige Jahre verfolgt hatte, beſaß er das Zutrauen ſeiner Dorfgemeinde ſchon in einem ſolchen Grade, daß nichts vorfiel, worüber er nicht zu Rathe gezogen wurde, und da dieſe guten Leute ſahen, daß ſie ſich allezeit wohl dabey befanden, wuchs daſſelbe endlich ſo ſehr, daß er nun ſchon, ohne Gefahr verkezzert zu werden, ſich an eine Reform ihrer religiöſen Vorurtheile wagen durfte; auch mit guter Wirkung an der Verbeſſerung ihrer Moralität arbeiten konnte.

Der Lohn für dieſe ſo edle, menſchenfreundliche Bemühungen blieb nicht lange aus. Er bemerkte mit unausſprechlichem Vergnügen, mit derjenigen Wonne, welche dem Edeln ſo volle Vergeltung für einige Aufopferung gewährt, die Fortſchritte im Guten, welche er in ſeiner Gemeinde bereits bewirkt hatte. Schon hörte er ſo

manchen hellern Kopf über alte Meinungen und Vorurtheile mit Mißbilligung ſchwatzen; ſchon ſah er ſo manches Laſter — wo nicht ausgerottet — doch weniger Anhänger haben. Die Ueberzeugung, daß nur Rechthandeln, nicht myſtiſche Religionsgebräuche und blinder Glaube die Glückſeeligkeit dieſes und des künftigen Lebens gründen und befördern könne, nahm immer mehr überhand, und mit derſelben auch das Bemühen beſſer zu werden.

Der Kanzelunterricht, welchen man ſonſt mit Lauigkeit angehört, oder gar verſchlafen oder verſäumt hatte, war jetzt eine Unterhaltung für dieſe Landleute, welcher ſie ſich nie ohne Noth entzogen, weil Alles, was ſie da hörten, ihnen deutlich und nützlich war und geraden Weges zum Herzen gieng; ſo, wie ihre von Unſchicklichkeiten und Unſinn gereinigte Gottesverehrung aus dem vollen Herzen kam.

Kaum gab es noch einige graue Dummköpfe, welche über die neue Lehrart ihres Paſtors, die nun immer mehr von der ehemaligen, aus Noth und Klugheit beybehaltenen abwich, gemurrt hätten, und dieſe, da ſie beyweiten die Minorität ausmachten, wurden bey aller Ge-

legenheit überſtimmt. Statt, daß man ſich ſonſt im Wirthshauſe um die Vernunft geſoffen und dann zu Zänkereien und Schlägen gekommen war, ſtillte man daſelbſt nun blos auf eine angenehmere Art den Durſt, und betrachtete die Schenke als einen Verſammlungsort, wo man nicht hinkam, um ſich den Ausſchweifungen einer wilden lärmenden Freude zu überlaſſen, welcher Trägheit zu den Geſchäften des andern Morgens folgt: ſondern um der Ruhe eines von mühſeeliger Arbeit freien Tages in unterhaltendem Geſpräch und traulicher Geſelligkeit zu genieſſen. Man ſprach über Wirthſchaftsſachen, über die Zeitung, die ihr Prediger jedesmal dahin ſchickte, und nicht ſelten über einige neue aus der Predigt geſchöpfte Wahrheiten.

Der Paſtor ſelbſt miſchte ſich zuweilen an dieſem Ort der Erholung unter ſie, und ſtiftete durch die Herablaſſung, die ihm ein guter Theil ſeiner benachbarten Amtsbrüder ſehr übel nahm, oft mehr Gutes, als mancher Jahrgang dogmatiſcher Predigten ſtiften mag; indem er da über Materien diskurirte, die theils auf die Kanzel nicht geradezu gehörten, theils mehr Zeit erfordern, als dieſe verſtattet. —

Vier

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Wir drehen uns immer noch in der Vergangenheit herum, und beiläufig beweiſet der Verfaſſer, daß ſich unterm Monde nichts Neues mehr zutrage.

So hatte Paſtor Fahrmann auf ſeinem Dorfe zehn Jahr im Schooße ſtiller Ruhe verlebt. Er wurde mit ſeinem Zuſtande täglich zufriedner und fühlte ſich glücklich in dem Hochgefühl, Glückliche zu machen. — Er ahndete nichts von dem Ungewitter, das langſam ſich herangewälzt hatte, und welches bereit war, über ihn loszubrechen, um ihn plötzlich von der mühſam erſtiegnen Höhe herab, in den Staub zu werfen.

Ein neuer Fürſt hatte den Thron beſtiegen. Dieſer, der von jeher ſich nur den Anreizungen ſeiner Temperamentswärme überlaſſen; der immer aus den Armen einer Buhlerin in die einer andern taumelte: bekam jetzt plötzlich den Tick ſich mit der Religion und mit der Aufrechthaltung der Orthodoxie in ſeinen Staaten zu befaſ-

ſen. Dieſer Einfall, ſich zum unbefugten Richter über das Gebiet der Meinungen aufzuwerfen, war das Werk eines verdorbenen Kandidaten der Theologie, welcher — auf Gott weis welch einem Schleichwege — ſich ſeines Ohrs und ſeines Zutrauens bemächtiget hatte, und der, nachdem er ſich bald zu den höchſten Staatsbedienungen aufgeſchwungen, obendrein das Amt eines Großinquiſitors übernahm, um ein berüchtigtes, von Unſinn und Widerſprüchen ſtrotzendes Religionsedikt, welches bald erſchien, zur Ausführung zu befördern.

Durch welche Mittel es ihm gelang, dem Fürſten dieſe Richtung zu geben, iſt vielleicht leichter auszufinden, als man beſtimmen kann, welches Intereſſe den Exkandidaten vorzüglich dabey leitete. — Vielleicht bediente er ſich verſchiedner Mittel zugleich, um ſeinen Zweck zu erreichen. Vielleicht benutzte er die Schwäche des Fürſten, ihn zur Frömmeley hinzulenken, zu welcher Menſchen, die ſich eines eben nicht tugendhaften Wandels, zu gewiſſen Stunden der Erſchöpfung und des Ennui, bewußt werden, ſo gern ihre Zuflucht nehmen, weil die Religion, in deren Arme ſie ſich werfen, ſo manches Arka-

num darbietet, um ſich von einer gewiſſen periodiſchen, ſehr beſchwerlichen innern Beängſtigung zu befreyen. Hatte man erſt einen Frömmler aus ihm gemacht, so hielt es nicht ſchwer, ihn wider alle Gegner einer **ihm** ſo wohlthätig gewordnen Religion in Harniſch zu bringen; oder ſeine Gutherzigkeit zu dem Irrthum zu verleiten, daß es etwas eben ſo Verdienſtliches um die Menſchheit ſey, dieſelbe zu zwingen, durch blinden Glauben an die Lehren dieſer Religion, ſich deren Wohlthaten ebenfalls theilhaft zu machen; als es Gott wohlgefalle, ſein Reich durch die Ausbreitung des allein ſeeligmachenden Glaubens, vermehrt zu ſehen. — Wahrſcheinlich wird auch die Eitelkeit des Fürſten nicht ganz unbenutzt geblieben ſeyn, indem man ihm in einer reitzenden Perſpektive den Ruhm und die Celeberität zeigte, welche er ſich durch eine ſo landesväterliche Vorſorge für das Seelenheil ſeiner Unterthanen, erwerben werde. Zuletzt mochte man ſich wohl auch noch des Vorurtheils, daß die ſo einreiſſende Freydenkerey in Religionsſachen eine Mutter der Sittenloſigkeit ſey, und den Revolutionsgeiſt erwecke und nähre, zu Erreichung ſeiner Abſicht bedient haben; indem man ſolcher-

geſtalt dem Fürſten durch Furcht und Intereſſe die Sache vollends recht ans Herz legte. —

Dem ſey, wie ihm wolle; genug, es erſchien ein Edikt, worinn den Predigern und Lehrern jede Abweichung von den von der Kirche von Alters her feſtgeſetzten Glaubenslehren, aufs ſtrengſte verboten und einer unausbleiblichen Ahndung unterworfen wurde. Dies war das Signal, welches den bisher in ſeine Schlupfwinkel verwieſenen Verfolgungsgeiſt aus dem Exil zurück rief. Mit neuer Wuth fiel der zur Wirkſamkeit wieder erweckte Feuereifer eines Torquemada *) über Alle her, welche dem Ungeheuer als Heterodoxe verdächtig ſchienen.

Paſtor Sahrmann ward auch eines ſeiner Opfer. Der Irrlehre auf das Zeugniß einiger zweydeutigen Menſchen beſchuldiget, wurde er in Inquiſition genommen. Er vertheidigte ſich mit derjenigen Unerſchrockenheit, welche das Be-

*) Torquemada, ein Dominikanermönch, eröfnete wie bekannt, den ſchrecklichen Gerichtshof der Spaniſchen Inquiſition.

Anm. des Verf.

wußtſeyn einer gerechten Sache einflößt, und auf eine Art überhaupt, welche ihm den Sieg über ſeine Feinde zu ſichern ſchien. Nicht minder vortreflich und gründlich war die Defenſion ſeines gerichtlichen Beyſtandes, welcher, trotz der Macht der Gegner des angeklagten Predigers, trotz der Gefahr, ſich ſelbſt üble Folgen zuzuziehen, den rühmlichen Muth hatte, ſich der guten Sache ſeines Klienten auf eine Art anzunehmen, welche ſeinen Verfolgern gänzlich die Mittel benahm, ihm auf dem geraden Wege des Rechts etwas anzuhaben. Er ſcheute ſich ſogar nicht, bedeutende Böſewichter und in Anſehen ſtehende Niederträchtige zu entlarven und in ihrer ſchändlichen Blöße aufzuſtellen. Ueberdem verwendete man ſich noch von allen Seiten für den verfolgten Paſtor. Mehrere ſchriftliche Zeugniſſe von achtungswerther Hand, bezeugten deſſen untadelhaften Wandel, deſſen treuen, redlichen Eifer in Erfüllung jeder ſeiner Amtspflichten, inſonderheit derjenigen, durch Lehre und Beyſpiel gute und glückliche Menſchen zu bilden; und bewieſen dieſes Zeugniß durch die in ſeiner bisherigen Gemeinde herrſchende Sittlichkeit und Ordnung, und durch deren Folgſamkeit und Unter-

würſigkeit gegen ihre Obrigkeit und deren Verordnungen. Von Seiten der Gemeinde ſelbſt, wurde die Zufriedenheit mit ihrem Lehrer an den Tag gelegt und inſtändigſt um deſſen Beybehaltung gebeten.

Wer hätte bey allem dieſen nicht das Beſte für den Beklagten erwarten ſollen? — Das Juſtizkollegium, eine Verſammlung von Männern, welche eben ſo unbeſtechlich als von Furcht frey waren, wenn es auf Erfüllung ihrer erhabnen Pflichten ankam; Männer, welche insgeſammt würdig geweſen wären, auf dem Richterſtuhle eines Brutus zu ſitzen; — das Juſtizkollegium, ſag' ich, konnte einer ſo vollkommenen Rechtfertigung des Beklagten die Freyſprechung deſſelben von aller Schuld und Strafe nicht verweigern.

Schon triumphirten alle Freunde der guten Sache, und diejenigen des Prediger Fahrmanns wünſchten ihm Glück zu dem über ſeine Widerſacher erfochtenen Siege: als, zum Erſtaunen aller Welt, eine Kabinetsorder ergieng, durch welche, Kraft eines Machtſpruches, das gefällte Urtheil vernichtet und der Paſtor ſeiner Pfarrſtelle entſetzt wurde. Das edle Gericht bekam einen

Verweis und wurde zum Theil ſogar zu Strafe verurtheilt, blos, weil es — gerecht geſprochen hatte. Der Schutzgeiſt des Landes weinte eine Thråne über einen ſolchen Despotism; die guten Patrioten ſeufzten in der Stille, und die Unterthanen verlohren den Troſt, in Zukunft in der Regelmåſſigkeit ihres Betragens einen Schutz wider Uebel zu finden, die nach Recht nur über das Verbrechen verhångt werden. Keiner konnte jetzt mehr ungeſtört von Furcht, der Güter des Lebens genieſſen, weil er nicht mehr ſicher war, ob vielleicht ein måchtiger Feind, gegen den Recht und Geſetz ihn nicht mehr zu ſchützen vermochten, nicht ſchon über den Anſchlag brütete, ihn dieſer Güter, ja vielleicht ſeines Lebens ſelbſt zu berauben. . . .

Wir wollten zehen gegen eins wetten, daß unſern Leſern bey dieſem Theile der Geſchichte des Vaters unſers Helden, die Aehnlichkeit auffållig geweſen ſey, welche ſich zwiſchen der, dem Paſtor Fahrmann wiederfahrnen Behandlung und einer andern, Jedermann bekannten Thatſache, findet. Es wird gewiß auch nicht an Solchen fehlen, die verführt durch dieſe Aehnlichkeit, geradezu den ihnen bekannten Fall und den von uns

erzehlten, für eine und dieſelbe Sache halten und uns daher einen Anachronism ſchuld geben werden. — Wir bitten aber recht ſehr, werthe Herren, uns durch Ihre voreilige Vorausſetzung keine ſchlimme Händel auf den Hals zu ziehen! — Wir haben an die Sache, welche Sie in Gedanken haben, gar nicht gedacht. Wie könnten wir auch ſo etwas wagen? — Alles, was wir von unſerm Paſtor Sahrmann erzehlt haben, bezieht ſich blos auf denſelben, und wir meynen das Recht zu haben, Glauben fordern zu können! —

„Aber — wo? und wann? hat ſich denn der Fall zugetragen, in welchen Sie Ihren Paſtor verſetzen, und welcher der uns bekannten, ſpätern Begebenheit, die doch unſers Wiſſens in ihrer Art einzig iſt, ſo frapant ähnlich ſieht, als ein Ey dem andern?“ hören wir noch einige ungläubige Thomaſſe fragen.... Hier iſt unſre Antwort, geehrte Herren! — Ihnen zu entdecken, wo? und wann? ſich das von uns erzehlte Faktum zugetragen habe, verbietet uns, die unſerm Helden zugeſicherte und bisher gewiſſenhaft beobachtete Verſchwiegenheit in Anſehung der Oerter und der Zeit, da Dieſes und Jenes ſich zugetragen hat. Uebrigens iſt es eben ſo we-

nig unſre Schuld, daß derjenige Vorgang, welchen wir Ihnen mitgetheilt haben, Ihnen nicht zu Ohren gekommen iſt; als Sie in Abrede ſeyn können, daß ſehr Vieles geſchehen mag, ohne daß es zu Ihrem Wiſſen gelanget. Was die Aehnlichkeit des Faktums mit einem Neuern betrift; ſo ſollte Ihnen dieſelbe nicht einmal auffällig ſeyn. Auf dieſem Erdenrund trägt ſich nichts Neues mehr zu. Alles, was wir vorgehen ſehen, iſt ſchon da geweſen unter einer mehr oder weniger veränderten Geſtalt. Wer die Geſchichte kennt, muß uns hierinn Recht geben. — Um unſern Satz zu beweiſen, liefern wir hier einige Beyſpiele von ſehr verſchiedner Art — bunt durch einander, wie ſie uns eben beyfallen.

Heut zu Tage predigen die Neufranken Freyheit und Gleichheit; und waren, als ſie am meiſten davon poſaunten, weder frey noch gleich. — Vor Zeiten war das der Fall bey den Griechen.

Heut zu Tage entziehen ſich die Franzoſen dem Joche der Königswürde und guillotiniren einen Ludwig. — Im vorigen Jahrhundert thaten daſſelbe die Britten und enthaupteten einen Carl I. Vor Chriſti Geburt verjagten die

Römer die Tarquinier und ſtifteten auch eine Republik.

Cyrus raubte einem Monarchen von Aſſyrien, einem Krǒſus, Kron' und Reich. — Späterhin machte es Alexander mit dem Darius von Perſien und mit andern Königen nicht beſſer. — Heutiges Tages ſpielt man dem Königreich Polen das Garaus.

Die Römer konnten ſich gewaltig entrüſten, wenn ein andrer Uſurpator einen minder mächtigen Fürſten unterdrückte, und ſie ſelbſt erlaubten ſich jede Uſurpation. — Heut zu Tage ſchreyt man gewaltig darüber, daß die Neufränkiſche Nation es wagte, den Thron ihrer Könige umzuſtürzen, und kein Menſch ſoll darüber muchſen, wenn fremde Mächte den Polniſchen Thron zertrümmern.

Vor Zeiten gab ſich ein Weib mit dem Geiſtercitiren ab, und ſelbſt König Saul lies ſich von ihr zum Narren haben. — In unſern Tagen nahmen ſichs der verdorbne Kaffeeſchenk Schröpfer und Nachfolger heraus, den Riegel von der Pforte des Todes wegzuſchieben und die Schatten auf die Oberwelt zurückkehren zu laſſen: und Fürſten und Herren, Miniſter und Hof=

ſchranzen, ſtellten ſich mit aufgeſperrtem Maule vor die Gauchlerbuden, glaubten an die Wunder und lieſſen ſich Naſen drehen. —

Die Römer mordeten in dem eroberten Jeruſalem ſo jämmerlich, daß es die Juden noch bis jetzt nicht vergeſſen können. — Tilly erwürgte vor anderthalbhundert Jahren die Einwohner Magdeburgs und ſein Name ſtinkt noch in der Geſchichte. Heut zu Tage metzeln die Ruſſen zwanzigtauſend Menſchen in Prag nieder, wovon aber wenig geſprochen wird. —

Die heidniſchen Nerone, die Diokletiane verfolgten die Chriſten und lieſſen ſie peinigen und hinrichten, wo ſie ſie fanden. — Der rechtgläubige König Ferdinand läßt die Saracenen braten. Seine Nachfolger röſteten in Ermangelung der Mahumedaner, Juden und Chriſten. — Die allerchriſtlichſten Könige in Frankreich lieſſen die chriſtlichen Hugenotten entweder ermorden, oder jagten ſie zum Lande hinaus.

Chriſtus predigte wider die Jüdiſchen Pfaffen und deren Firlfanz und Tiranney und untergrub das Pabſtthum zu Jeruſalem. — Funfzehn Jahrhundert ſpäter machte es Luther nicht beſſer mit der chriſtlichen Pfafferey und dem ältern

Papſtthum zu Rom. — Die Neufranken ängſtigen in unſern Tagen das moderniſirte römiſche Papſtthum, und machen aus dem Zwitter von Pfaffen und Monarchen wahrſcheinlich einen — Biſchof von Rom.

Eine Semiramis lies ihren Ninus ermorden, um allein zu herrſchen. — Es fehlt uns in unſern neuen Tagen auch an einer Semiramis nicht! — —

Doch, das iſt ſchon genug zum Beweiſe unſers Satzes. — Wir könnten einen ungeheuern Folianten anfüllen, wenn wir, wie es füglich angeht, für Alles das, was unter unſern Augen vorgeht, Parallelen in den verſchiedenen Epochen der Vergangenheit aufſuchen wollten; denn es iſt gewiß: es geſchieht Nichts unter unſerm Monde, was nicht ſchon da geweſen iſt. — Warum ſollte alſo auch nicht ein Kompagnon zu dem exiſtiren, was unſerm Paſtor Fahrmann begegnet iſt? — — Nachdem wir dieſe Angelegenheit abgemacht haben, ergreifen wir wieder den abgeriſſenen Faden unſerer Erzehlung.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Unſer Held Sebaſtian von Fahrmann, erblickt das Licht dieſer Welt.

Auſſer dem Verluſt ſeiner Pfarre, hatte der gemißhandelte Paſtor auch noch den Schmerz, ſich eine geliebte Gattin entriſſen zu ſehen, welche Schreck und Kummer über die ſo unerwartete als traurige Wendung, ſo die Angelegenheiten ihres Mannes nahmen, ins Grab legten. Er ertrug ſein Unglück mit derjenigen Standhaftigkeit, welche die Ueberzeugung, ſolches nicht verſchuldet zu haben, einflößet. Indeß floh er ein Land, wo er nach demjenigen, was er darinn erlebt hatte, keine Sicherheit mehr für ſich ſah. Er kehrte in ſein Vaterland zurück, wo er die neue Kränkung erlitt, von ſeinem Vater und von ſeinem Schwiegervater zurückgeſtoſſen zu werden. Sie betrachteten ſeine Abſetzung als eine Strafe, die er mit Fug und Recht verdient habe. Keiner der beiden Väter wollte ihn ſehen: die Stimme des Blutes und der Verwandſchaft war verſtummt! . . . . . .

So, von allen Seiten verfolgt, zurückgeſtoſſen, begab ſich der Vater unſers Helden nach der Hauptſtadt. Hier hatten ſich die Sachen in ſeiner Abweſenheit ſehr geändert. Der Miniſter, der Feind des verſtorbnen Grafen von S.. war, weil man — obwohl ein wenig ſpät — eingeſehen hatte, daß er ſein Amt nach ſehr eigennützigen und für das gemeine Beſte, verderblichen Grundſätzen verwaltete, abgeſetzt worden. Eingedenk der treflichen, von der letztern ſo ganz verſchiednen Geſchäftsführung des gedachten Grafen, ſetzte man alle diejenigen Perſonen wieder in ihre Aemter ein, welche unter deſſen Verwaltung Bedienungen gehabt, und welche der verabſchiedete Miniſter durch ſeine Kreaturen verdrängt gehabt hatte.

Unter ſolchen Umſtänden fehlte es unſerm Expaſtor weder an Freunden noch an Protektion: denn er hatte alle dieſe Männer, die jetzt wieder am Ruder ſaſſen, in des Grafen von S.. Hauſe gekannt und ſich ihre Gunſt erworben. Man kam ihm zuvor und bot ihm eine Stelle an, ehe er darum anhielt. — So begann er nun eine neue Laufbahn. Seine Geſchicklichkeit, ſein Fleiß, ſeine Pünktlichkeit, ſeine unerſchütterliche

Redlichkeit, die hier — wider die Regel der Hö=
ſe — ihm zum Verdienſt angerechnet wurde,
und die Verheyrathung mit der Tochter eines viel=
vermögenden Mannes, der ſeine Vorzüge geltend
zu machen bemüht war, ebneten ihm den Weg
zu den erſten Staatsbedienungen. Ein Adels=
diplom, war endlich der Vorgänger ſeines Ein=
tritts ins geheime Konſeil, wo er als Geheim=
rath Sitz nahm. Sein Werth war ſo allgemein
anerkannt, daß er ſich ſogar in ſeinem Poſten
behauptete, als ein neuer Fürſt zur Regierung
kam, welcher eine große Reform vornahm, weil
— es einmal Mode iſt, daß angehende Regen=
ten reformiren müſſen; oder — weil ihnen eben
kein anderes Mittel zu Gebote iſt, von ſich reden
zu machen.

Geheimrath von Sahrmann war mit einer
Lage recht zufrieden, welche ihm in Standt ſetzte,
nützlich ſeyn zu können. Ueberdies, war er ge=
liebt, geehrt und von dem Fürſten wegen ſeiner
Brauchbarkeit geſchätzt. Er fand ſich in ſeiner
zweiten Ehe nicht minder glücklich, als in der
erſten; ja in gewiſſer Hinſicht war er noch glück=
licher mit ſeiner gegenwärtigen Gattin, da die=
ſelbe ihn mit einem Sohne beſchenkt hatte. Und

dieſe Zufriedenheit ſicherte er dadurch gegen manche Unterbrechung, daß er ſich in einer weiſen Entfernung von Hofintrigue und Hofkabale hielt. Seine liebſte Rekreation von den Geſchäften fand er in der Sorgfalt, welche er auf die Erziehung ſeines Sohnes wendete.

Nachdem unſer Sebaſtian unter der Aufſicht ſeines Vaters und unter der Sorgfalt auserwählter Lehrer, ſich zu der akademiſchen Laufbahn gehörig vorbereitet hatte, brachte er vier Jahr auf der Univerſität zu, und kehrte dann ins väterliche Haus zurück, um an der leitenden Hand des Geheimraths, ſich nun auch den Geſchäften zu widmen. Dieſer war von jeher bemüht geweſen ihn zu mehreren Fächern geſchickt zu machen: der Jüngling hatte alſo bey dem ausgedehnten Wirkungskreiſe ſeines Vaters, eine ziemlich unbeſchränkte Wahl, welche beſtimmt durch einige Nebenumſtände, ſich endlich zum Finanzfache hinneigte, bey welchem er auch angeſtellt wurde. Wenn er ſich hier in einigen Jahren bis zur Rathsſtelle hinanarbeitete; ſo war das nicht ſowohl durch Vorſchub ſeines Vaters, der zu gewiſſenhaft und zu delikat dachte, um einen zu eigennützigen Gebrauch ſeines Einflußes zur Ver-

größerung ſeiner Familie zu machen; ſondern er verdankte ſein ſchnelles Emporſteigen zum Theil ſeinem Fleiße und zum Theil der Gunſt, in welcher er bey dem Bruder des Fürſten ſtand.

Bis jetzt hatte unſer Held nur einen mit Roſen beſtreuten Pfad gewandelt. Keine Dornen des Lebens hatten ſeine Ferſe verwundet. Er kannte Leiden und Kummer nur den Namen nach. In einem Zuſtande gebohren und erzogen, der mehr als gemächlich war; gebildet unter der Aufſicht von Aeltern, die ihn zärtlichſt liebten, die mit unermüdetem Streben in allen Stücken für ſein gegenwärtiges und zukünftiges Wohl ſorgten, und die wiederum ſeiner ganzen Liebe und Hochachtung würdig waren, erreichte er unter ſo glücklichen Umſtänden das Jünglingsalter. Kaum hatte er ſeine Lehrjahre überſtanden, ſo kam er in einen Poſten, welcher ihn ehrte, welcher ihm ein eignes gemächliches Auskommen reichte, der ihm die beſten Ausſichten eröfnete, bald höher zu ſteigen: und das Alles wurde ihm in einem Alter, in welchem ſo Mancher mit Anſtrengung aller Kräfte um ein kärglich zugetheiltes Stückchen Brod arbeiten und ängſtlich um Protektion ſchmeicheln und oft — betteln muß. —

Was konnte er noch wünſchen? Ueber welchem Mangel, über welches Uebel konnt' er klagen? — Aber, ach! es ſcheint als ob das Schickſal ihn nur darum auf eine ſo hohe Staffel des Glücks geſtellt hatte, um ihn deſto tiefer zu ſtürzen; um ihn die Widerwärtigkeiten, welche bald von allen Seiten auf denſelben und auf die, welche er liebte, hereinſtürmten, recht ſchmerzlich empfinden zu laſſen.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Zwey ſehr verſchiedne Maitreſſen.

Um die ganze Geſchichte des Glücksumſturzes unſers Helden im Zuſammenhange zu überſehen, iſt es nothwendig, daß wir abermals etwas zurückgehen.

Der Fürſt, welchem er diente, war bey ſeinem Regierungsantritt ein Jüngling, der im Grunde kein übles Herz hatte, und der bey einem geraden, geſunden Verſtande, viele Anlagen zu einem guten Regenten beſaß. Sein unbegrenzter Geſchmack für das andre Geſchlecht, war einer ſeiner herrſchenden Fehler: ein Penſchant,

das bey einem Regenten — beſonders bey einem Solchen, deſſen Schwächen ihn der Abhängigkeit preisgeben — von nicht zu berechnenden Folgen ſeyn kann. Sein Vater hatte ihn ſtreng gehalten; kaum war er aber durch den Tod des alten Fürſten von dieſem Zwange befreit und regierender Herr geworden; ſo zeigte er deutlich genug die Abſicht ſich zu entſchädigen. Er haſchte überall nach Gegenſtänden, welche die Leere ſeines Herzens ausfüllen und ſeinen lüſternen Begierden Genuß darbieten möchten.

Der gute Genius des Landes verwahrte ihn vor den Schlingen, welche herrſchſüchtige Buhlerinnen auf allen Seiten ſeiner Reitzbarkeit legten, dadurch, daß er ſein Herz an eine Perſon hingab, welche bey vielen ſchätzbaren Eigenſchaften keinen andern Fehler als den hatte, daß ſie zu ſchwach war, den verführeriſchen Lockungen eines liebenswürdigen Fürſten und dem zudringlichen Einreden ehrſüchtiger Verwandten zu widerſtehen, welche durch ſie ſich zu heben dachten. Ihre Uebergabe war mehr das Werk der Ueberraſchung, der Liſt und der Schwachheit, als einer überlegten Einwilligung, und fand ja etwas Freywilliges dabey ſtatt, ſo lag demſelben

Liebe, nicht aber herrſchſüchtiges Intereſſe oder Eitelkeit zum Grunde.

Gewöhnlich iſt das Schickſal der Favorittinnen der Fürſten, daß ſie verabſcheut werden, weil ſie gemeiniglich Abſcheu verdienen. Hier war der Fall umgekehrt. Fräulein von Waldheim war durchgängig geliebt und geſchätzt, weil ſie durch ihre Eigenſchaften und durch den Gebrauch, welchen ſie von ihrer Allgewalt über den Prinzen machte, Aller Liebe und Hochachtung werth war. Selbſt die ſogenannten Strengen wagten es nicht, ſie zu verdammen; indem, wenn ſie auf der einen Seite eine Schwachheit tadelten, welche die weibliche Tugend nicht gut heißen kann; auf der andern Seite eine Menge vortreflicher Eigenſchaften und edler Handlungen, ein ſtetes Streben nützlich und wohlthätig zu ſeyn, die Getadelte mächtig in Schutz nahm.

Da ſie ſich dem Fürſten aus Neigung und nicht aus erniedrigendem Eigennutze hingegeben hatte; ſo ſuchte ſie ihn nie zu etwas zu bewegen, was ein nachtheiliges Licht auf ſeine Perſon oder auf ſeine Regierung werfen könnte. Seine Ehre war ihr ſo theuer als ſein Glück. Schon aus dieſem Grunde würde ſie ſich's verſagt haben,

irgend etwas wider das Wohl des Landes zu unternehmen, wenn auch ihr ſchönes Herz ſie nicht zugleich angemahnt hätte, das Glück der Unterthanen wenigſtens nicht zu verhindern. Sie begnügte ſich überhaupt nur, dem Fürſten zu gefallen, und befaßte ſich mit den Angelegenheiten gar nicht, weil ſie beſcheiden genug war einzuſehen, daß es ihr an den nöthigen Kenntniſſen mangle, um auch bey dem beſten Willen nicht zuweilen etwas Schädliches durchzuſetzen. Sie brauchte daher ihre unumſchränkte Gewalt über ihren gekrönten Liebhaber in Anſehung Andrer nie, als um wohl zuthun, und wenn ja der ſeltne Fall eintrat, daß ſie ſich einmal für oder wider eine öffentliche Angelegenheit verwendete, ſo geſchah es nur dann, wann einſichtsvolle und rechtſchaffene Leute ſie überzeugt hatten, daß es dem allgemeinen Beſten heilſam ſey. Man konnte ſie in der Rückſicht, daß, wenn ſie nicht Favoritte geweſen wäre, vielleicht eine Pompadour, eine Dübarry, oder eine R * * *, ihren Platz eingenommen und das Land unglücklich gemacht hätte, einen Schutzengel des Staats nennen.

Unter dieſen Umſtänden, da, wie wir ſchon gehört haben, am Staatsruder tüchtige und red-

liche Männer ſaßen, und da überdies der Fürſt in ſeinem von Natur guten Willen, ſein Volk zu beglücken, nicht gehindert wurde; ſo befand ſich das Land in einem ſehr glücklichen Zuſtande. Unterthanen und Regierung ſtanden in der ſchönſten Harmonie, weil beyder Intereſſe im Einverſtändniſſe war. Der Fürſt ſah ſich von den Unterthanen geliebt, und wenn in benachbarten Ländern das Mißvergnügen in die Poſaune des Aufruhrs ſties; ſo war hier Alles im tiefen Frieden, weil Nichts zum Gegentheil Anlaß gab. Da der Fürſt und die Regierung ſolchergeſtalt keine Gefahr ſah, konnte auch das Vorurtheil, daß man um die Ruhe zu erhalten, die Freiheit der Unterthanen, inſonderheit Denk- und Preßfreiheit einſchränken müſſe, kein Feld gewinnen. Die Schriftſteller durften über jeden Gegenſtand mit gleicher Freimüthigkeit ſchreiben. Selbſt unſer Held wagte es, über eine Materie als Schriftſteller aufzutreten, deren Abhandlung ihn in einem andern Lande um ſeine Freiheit hätte bringen können. Ein höchſt deſpotiſches Verfahren einer andern Regierung gegen die allgemeinen Menſchenrechte, war die Veranlaſſung, welche ihm die Feder in die Hand gab. Wir wollen ihm

nicht das Verdienſt zuſchreiben, etwas Neues geſagt zu haben; allein, er ſagte Etwas, das nicht oft genug wiederholt werden kann, und ſagte dies mit einer Freimüthigkeit, wie ſeine günſtige Lage ſie ihm verſtattete, und mit einer Wärme, mit einem Eifer, die aus ſeinen Grundſätzen herfloſſen. Der Hauptzweck ſeines Werkes war: eine genaue Beſtimmung der angebohrenen, unveräußerlichen Menſchenrechte, als auch der Grenzen derjenigen Aufopferungen, welche eine Regierung zum Beſten des Ganzen von den Individuen fordern könne, ohne ſich des Rechts auf Gehorſam verluſtig zu machen. Sein Buch machte Aufſehen, und zwar mehr Aufſehen, als es gemacht haben würde, wenn Diejenigen, welchen an der Unterdrückung deſſelben gelegen war, nicht die zweckwidrige und höchſt unkluge Maasregel genommen hätten, es öffentlich zu verbieten. Man gab den Erſtlingen der Sahrmannſchen Autorſchaft dadurch eine Wichtigkeit, welche Jedermann darnach neugierig machte, und dieſe Neugierde, dieſer Trieb nach allen demjenigen zu ſtreben, deſſen Erlangung uns ſchwierig gemacht wird, nöthigte ihn bald eine zweyte und ſogar eine dritte Auflage ſeiner Schrift zu veran=

ſtalten. Im Vaterlande machte ſie wenig Senſation. Man las ſie, lobte oder tadelte Dieſes und Jenes und vergaß es bald, daß ſich Einer zum Vertheidiger von Gerechtſamen aufgeworfen, welche hier nicht gekränkt wurden. Man erinnerte ſich derſelben erſt wieder zu einer Zeit, da ihr Verfaſſer ſelbige faſt vergeſſen hatte, und ſie wurde deſſen Feinden eine Waffe, deren ſie ſich gegen ihn bedienten.

Das Schickſal eines Staates iſt eben ſowohl, als das Schickſal des Individuums zuweilen von ſehr geringfügigen Umſtänden abhängig. Der Untergang des Glücks des *** ſchen, wurde durch die Kinderpocken verürſacht. Dieſe Seuche, welche eben in der Hauptſtadt wüthete, grif auch das vortrefliche Frauenzimmer an, welche das Herz des Fürſten beſaß. Ohngeachtet aller angewandten Kunſt der Aerzte; ohngeachtet der Verzweiflung ihres erlauchten Liebhabers; ohngeachtet der unzählichen heißen Wünſche, für ihre Wiedergeneſung, wurde dieſe Edle doch ein Opfer derſelben. Es wurden im Lande um dieſe Favoritte mehr Thränen in der That vergoſſen, als oft eine Zeitungsnachricht ein Volk um einen König oder um eine Königin weinen läßt.

Die erſten vierzehn Tage fürchtete man, wo nicht für das Leben, doch für die Vernunft des Fürſten. Die zweyten vierzehn Tage beweinte er die verlohrene Geliebte und begann Troſtgründen Gehör zu geben und ſich einige Zerſtreuungen zu erlauben. Und — ſechs Wochen nach dem Ableben derjenigen, der er ſo oft in den Tod zu folgen geſchworen hatte, beugte ſich ſchon der Hof vor der Baroneſſe Rehthal, als der neuen Beherrſcherin des fürſtlichen Herzens. — Wenn ich ſage, der Hof, ſo verſteh ich darunter blos jenes verächtliche Geſchmeis, das immer nur ſein kleinliches Intereſſe vor Augen hat, und das, um daſſelbe zu beſorgen, ſich nicht ſchämt dem Laſter zu ſchmeicheln und ſelbſt vor einem Schooshunde das ſklaviſche Knie zu beugen, wenn es dadurch einen gnädigen Blick erſchleichen kann. Die Guten, die Freunde des Landes und des Fürſten, ſeufzten in der Stille über die neue Wahl und bereiteten ſich zum Theil, ihre Plätze zu verlaſſen, die ſie ſchon im Voraus in den Händen unwürdiger Kreaturen und niedrer Schmarotzer ſahen.

Wer den *** ſchen Hof und das Land vorher geſehen hatte, würde es das Jahr darauf

nicht mehr gekannt haben; ſo hatte ſich Alles verändert. Statt jener weiſen Oekonomie, eine Folge der beſcheidenen Forderungen der vorigen Favoritte, ſah man jetzt eine Verſchwendung, eine Pracht, eine Schwelgerey, welche dem Auge der eiteln Gaffer Bewundrung abzwangen. Luſtbarkeiten und Feſte ſchienen der einzige und höchſte Zweck zu ſeyn. Man ſprach von nichts mehr, als von Komödien und Opern, von Maskenbällen, von Jagdparthien, von Konzerten, von großen Dinees bey dem Fürſten, von glänzenden Soupees bey der Baroneſſe. Eine Operſängerin, ein Balettänzer, koſtete jetzt mehr, als man ſonſt bedurft hatte, einen nützlichen Mann zu beſolden, welcher das Glück des Staats befördern half. Man ſah beynahe keinen müſſigen Pflaſtertreter in der Reſidenz. Alle faullenzten in der Livree des Fürſten oder waren im Solde der Maitreſſe. Aus England kamen ganze Schifsladungen Pferde, und aus allen Gegenden verſchrieb man Hunde, Leckerbiſſen und jeden Artickel des Luxus. Kurz, der gewöhnliche Aufwand bey Hofe, betrug jetzt in einem Jahre mehr, als das Land in zweyen bisher aufgebracht hatte. Dieſes wird um ſo glaublicher,

wenn man nicht nur erwägt, daß die Maitreſſe eine Menge Brüder, Schweſtern, Vettern und Muhmen und andre Günſtlinge hatte, welche alle verſorgt und bereichert werden mußten, und welche alle den beſten Willen hatten, zu dem Ruin des Landes auch das Ihrige beyzutragen; ſondern, wenn man auch noch bedenkt, daß die Favoritte klug genug war, die Möglichkeit einzuſehen, daß ihre Allmacht vielleicht ihr Ziel haben könnte, und daher durch ſtarke Summen, welche ſie von dem, dem Fürſten abgebuhlten Raube, in fremde Banken legte, weislich für eine ungewiſſe Zukunft ſorgte. —

Von einer ſolchen Haushaltung waren ehrerbietige Vorſtellungen, welche patriotiſche Männer dem Fürſten machten, unzertrennlich. Das war denn ſo gut, als ſich den Abſchied unterſchreiben. Auf dieſe Weiſe wurden in kurzer Zeit mehrere wichtige Staatsämter entlediget, die dann mit Speichelleckern der Maitreſſe oder mit einem hungrigen Verwandten derſelben beſetzt wurden. Jemehr ſolcher Menſchen mit am Steuer ſaßen, jemehr wurden die alten, redlichen Männer in ihrer nützlichen Wirkſamkeit gehindert, und am Ende durch die Unterſtützung

welche jene fanden, gänzlich zu Nullen gemacht. —

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie 's nun um die Regierung des Landes und um das Glück der Unterthanen ausſah. Man lies dieſelben jetzt ſo vielerley Arten Kontributionen bezahlen, daß man um die Erfindung neuer Namen für ſelbige verlegen war. Ihre Freiheit litt eben ſo viel als ihr Beutel. — Die Diener der Polizei, welche vorher blos um der öffentlichen Sicherheit und um der guten Ordnung willen da waren, dienten jetzt zu Spionen der Maitreſſe und ihres Anhanges, welche jedes unbefangene Wort aufſchnapten und jede unſchuldige Aeußerung als verdächtig denuncirten. Man hatte bald Lettres de Cachet und Baſtillen, welchen nichts als der franzöſiſche Name fehlte, um denſelben ganz ähnlich zu ſeyn. Mit einem Worte, das Volk, das noch vor einem Jahre das glücklichſte, das freiſte war, befand ſich jetzt unter einem Joche der Despotie, welches nicht drückender in dem alten Venedig, in B.... oder in W.... getragen werden kann.

Geheimrath Fahrmann entgieng noch einige Zeit dem Schickſale der Abſetzung. Er hatte

dem fürſtlichen Hauſe zu lange und zu gut gedient, als daß man ſich ſogleich an ihn gewagt hätte. Er war auch wirklich der Einzige, welcher zuweilen noch eine ſchädliche Maasregel abzuwenden, oder etwas Erſprieslicheſ durchzuſetzen vermochte; weil der Fürſt, ohngeachtet der Minen, welche die argliſtige Maitreſſe gegen den Redlichen ſpielen lies, ſich nicht ſogleich entwöhnen konnte, einen Mann zu hören, deſſen Verdienſte und deſſen Tugenden ihm Achtung eingeflößt hatten, und deſſen Rath ihm ſo geraume Zeit her von großem Gewicht und von Nutzen geweſen war. Nachdem die verächtliche Favoritte dieſe Vormeinung lange genug untergraben hatte, bot ſich ihr endlich die Gelegenheit dar, ſich des ihr ſo beſchwerlichen Rechtſchaffenen zu entledigen.

Ein benachbarter großer Hof ſuchte den Fürſten gegen eine andre Macht in ſein Intereſſe zu ziehen und ihn zu bewegen, mit demſelben gemeinſchaftliche Sache zu machen. Obſchon die Gründe, welcher jener Hof ſich bediente, den Fürſten gegen dieſe Macht aufzuhetzen, ſehr ſeicht und unzulänglich waren, um einen Friedensbruch

zu rechtfertigen, und überdies, wenn man ſich in die Händel der beyden Mächte miſchte, die fürſtlichen Staaten in Gefahr kamen, der Schauplatz des Krieges zu werden; ſo fand der Antrag des Geſanden zu einem Offenſivbündniſſe mit ſeinem Souverain, doch großen Beyfall bey der Maitreſſe, weil der Fürſt, dem man zu Leibe wollte, ſich einmal gegen ſie ein anzügliches Bonmot hatte entfallen laſſen, welches ihr zu Ohren gekommen war, und weswegen ſie denſelben mit der Unverſöhnlichkeit eines beleidigten Weibes haßte. Dieſer Umſtand machte den Krieg unvermeidlich. Man bot alle Mittel auf, um ſowohl des Fürſten Empfindlichkeit als deſſen Ruhmbegierde zu reitzen. Die Materie des Tages am Hofe, war die Apologie der Helden der åltern und neuern Zeit und ihrer Heldenthaten. In kurzem hatte man den Prinzen ſoweit, daß er überzeugt war, ohne kriegeriſchen Ruhm könne der Name eines Regenten keine Stelle in der Geſchichte erhalten, und er ſtrebte nun nach nichts geringern, als ein zweyter Alexander zu werden. Nachdem nun alſo die Einmiſchung in den Krieg vom Fürſten beſchloßen war, kam es darüber im geheimen Konſeil zur Sprache.

Geheimrath Fahrmann war der Erſte, welcher ſich derſelben widerſetzte, und zwar mit einem Nachdrucke, wie er ihn in langer Zeit nicht gezeigt hatte. Nachdem er alle die Uebel und die Greuel, welche ein Krieg nach ſich ziehet, mit hinreißender Beredſamkeit geſchildert hatte; nachdem er aus ganz neuen Beyſpielen erwieſen, wie wenig bey der jetzigen Art, Krieg zu führen und bey der Politik der Höfe, welche nie erlauben, daß ein gewiſſes Gleichgewicht unter den Mächten aufgehoben werde, bey einem auch noch ſo glücklichen Kriege zu gewinnen ſey; nachdem er noch zu erwägen gegeben, daß der Bundesgenoſſe eines Mächtigern, wenn es ja etwas zu theilen gebe, gemeiniglich nur das Zuſehen habe; und — nachdem er endlich mit rühmlicher Kühnheit gezeigt hatte, wie der Schatz geleert, die Kaſſen erſchöpft, die Unterthanen mit Auflagen beſchwert wären und wie unmöglich es ſey, ohne ſich übeln Folgen auszuſetzen, ſie noch mehr zu drücken: erklärte er ſich ausdrücklich wider die vorgeſchlagene Einmiſchung in den Krieg, und er hatte ſogar die Dreiſtigkeit, diejenigen Verräther des Fürſten und des Vaterlandes zu nennen, welche zum Gegentheil rathen möchten.

In einem Kabinette, wo Gründe und Sorgfalt fürs gemeine Beſte entſchieden hätten, wäre die Meinung des Geheimraths des Sieges ſicher geweſen. Aber hier, wo die Entſcheidung von einem Fürſten abhieng, den man gegen den Redner eingenommen hatte, der mit einem, ihm eingeflößten Enthuſiasm für die verworfene Sache glühte, und der, wenn ja einige der Gründe ihm unwillkührlich aufgefallen waren, von den übrigen glattzüngigen Höflingen ſogleich in die vorige Richtung zurückgebracht wurde: hier, ſag' ich, hätte die Beredſamkeit eines Demoſthenes mit Schande beſtanden. Das Konſeil gieng indeß für diesmal auseinander, ohne daß ein feſter Entſchluß genommen wurde.

Nun ward das Triebwerk der Kabale gegen den Geheimrath mit verdoppelter Thätigkeit in Bewegung geſetzt. Schon des andern Tages war der Fürſt — wo nicht überzeugt — doch wenigſtens von dem Verdacht eingenommen, daß derſelbe wohl von dem Hofe, auf welchen es angeſehen war, beſtochen ſeyn könne, eine Allianz zu verhindern, welche deſſen Hauptfeind zu mächtig machen würde. Man war zugleich bemüht geweſen, durch Herabſetzung der feindlichen

Hülfs=

Hülfsmittel und durch eine höchſt übertriebene Preiſung der Kräfte des Alliirten zu beweiſen, wie wahrſcheinlich es ſey, hier im Trüben fiſchen zu können. Nicht minder entwarf man ein ſehr geſchmeicheltes Gemälde von dem Finanzzuſtande und von der Vermögenheit der Unterthanen, die Koſten zu einem Unternehmen vorzuſchießen, bey welchem man ſich gewiß bezahlt machen werde. —

Mit einem Worte, alle die Wahrheiten, welche der Patriot Sahrmann geſagt hatte, wurden theils durch Scheingründe, theils durch Verſtellung der wahren Beſchaffenheit der Dinge, zu baaren Unwahrheiten herabgeſetzt. Die unmittelbare Folge von allen dem war ein Kabinetsſchreiben, wodurch der Geheimrath ſeiner Dienſte entlaſſen und ihm verſtattet wurde, nach Uebergebung ſeiner Verwaltung an den Bruder der Maitreſſe, der Landluft zu genießen. Zwey Tage nachher, ward der Sohn ebenfalls ſeiner Stelle entſetzt und folgte ſeinem Vater auf eines ſeiner Güther.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Wir ſehen bald wieder vorwärts!

Gleich nach des Geheimraths Entfernung wurde der Allianztraktat abgeſchloſſen und ſolchergeſtalt das Signal zum Kriege gegeben. Auf dieſe Veranlaſſung erſchien eine Schrift, worinn das Benehmen der Regierung ſtreng rezenſirt wurde. Der Verfaſſer wiederholte beynah dieſelben Gründe, ſo Fahrmann, der Vater, im Konſeil dawider angeführt hatte und wie ſie ganz natürlich aus der Natur der Sache herfloſſen. Zugleich machte er die Apologie des Geheimraths und überhäufte die Regierung und die Faktion, welche den Fürſten leitete, mit den bitterſten Vorwürfen, wegen der Entfernung des einzigen rechtſchafnen, einſichtsvollen Mannes, der aus einer langjährigen Erfahrung die Geſchäfte genau gekannt habe. —

Die Maitreſſe, welche in dieſer Broſchüre mit ſamt ihren Anhängern auf eine anzügliche Art mitgenommen war, trat dieſelbe, als ſie ſie geleſen hatte, mit Füſſen, und ihr Zorn, ihr

Durſt nach Rache, kannte keine Grenzen. Man glaubte den Stil des jungen Fahrmanns darinn wahrzunehmen. Der Umſtand, daß er ſchon ehedem ein Werk geſchrieben hatte, deſſen Innhalt man jetzt aufrühreriſch nannte und deſſen man ſich gefließentlich erinnerte; nebſt dem Intereſſe der Rache wegen Abſetzung ſeines Vaters und ſeiner eignen Verabſchiedung, ſchienen vollends ſo unumſtößlich zu beweiſen, daß er auch der Verfaſſer jener Schrift ſey: daß ſogleich ſeine Verhaftnehmung beſchloſſen und zur Ausführung gebracht wurde.

Ein Kommando Dragoner entriß ihn den Armen ſeiner Aeltern und führte ihn nach der Hauptſtadt, wo er als ein Staatsverbrecher eingekerkert wurde. Er mußte verſchiedne Verhöre aushalten. Da die ganze Anklage auf willkürliche Vorausſetzungen und Muthmaaßungen beruhte, und man keinen einzigen Beweis gegen ihn aufbringen konnte: er aber hingegen derſelben verſchiedene für ſeine Unſchuld an der ihm aufgebürdeten Autorſchaft anführte; ſo hätte er nach der Regel, müſſen freygeſprochen werden. Aber, dieſe galt hier nicht. Die Rachſucht wollte ein Opfer haben. Er ward für einen hartnäckigen

Läugner erklärt und als ein gefährlicher Menſch, der ein ſo gut als erwieſenes Verbrechen nicht eingeſtehen wolle, zum Feſtungsarreſt auf Lebenszeit verurtheilt.

Seine Abführung nach dem Orte, wo er die übrige Zeit ſeines Lebens hinſchmachten ſollte, war nur noch auf zwey Tage ausgeſetzt, als ihm einer der Gefangenwärter ein Briefchen zuſteckte. Eine verſtellte Hand, in der er aber doch die Züge ſeines Gönners, des Bruders des Fürſten, erkannte, meldete ihm mit wenig Worten, daß ſeine Freunde beſchloſſen hätten, ihn noch dieſen Abend zu befreyen; weil, wenn er ſich einmal auf der Feſtung befände, dies nicht wohl möglich ſeyn würde. Zu dem Ende würde man kurz vor Mitternacht, die eiſernen Stäbe vor ſeinem Fenſter von außen losbrechen und eine Leiter an die Mauer ſtellen, damit er ſich derſelben zum Herabſteigen bedienen könne. Das Uebrige, ſchrieb man, ſollte er der Sorgfalt ſeiner Freunde überlaſſen.

Man kann wohl glauben, daß unſer Fahrmann nicht einen Augenblick angeſtanden haben werde, ſich des angebotnen Beyſtandes zu bedienen, um einer Gefangenſchaft zu entgehen, wo-

zu er ſich durch kein Verbrechen qualificirt, und wozu ihm nicht die Geſetze, ſondern die Eigenmacht und die Ungerechtigkeit verurtheilt hatten. — Zur beſtimmten Stunde hörte er das erwartete Geräuſch an ſeinem Fenſter. Da ſeine Erretter gute Werkzeuge hatten, dauerte es nicht zehn Minuten, als man ihm ganz leiſe ſagte, er möchte nun nur herabſteigen. Kaum befand er ſich auf der Straße, als zwey Männer ihn ſtillſchweigend unter die Arme faßten, und ihn eilend durch ihnen ſehr wohl bekannte Schleichwege über den Wall und den trocknen Graben bis aufs Glacis brachten, ohne daß eine Schildwacht ſie nur gewittert hätte. Hier hielt ſchon ein Andrer mit einem geſattelten Pferde. Einer ſeiner Begleiter gürtete ihm einen tüchtigen Säbel um; der andre lies eine ſchwere Börſe in ſeine Taſche gleiten, und darauf ſchob man ihn gleichſam aufs Pferd, indem man ihn ermahnte, nun dafür zu ſorgen, aufs eiligſte die * * *ſche Grenze zu erreichen.

Das Roß war vortreflich; der Weg konnte nicht beſſer ſeyn und war unſerm Fahrmann vollkommen bekannt. Indeß hatte er ſieben Meilen bis zur Grenze und dieſe wollten wohl gerit-

ten ſeyn, da er ſich 's nicht erlauben durfte, ſeinem Gaul ein Futter zu geben. Es war achte an ſeiner Uhr, als das * * * ſche Wappen ihm ankündigte, daß er über die Grenze ſey. Ins erſte Wirthshaus, welches ihm aufſtieß, kehrte er nun ein, um Roß und Mann nach einem ſo forcirten Ritt zu ſtärken.

Er verweilte hier drey Stunden, weil er in der That ſehr ermüdet war und ſich in einem fremden Lande für ganz ſicher hielt. Er hätte mit zwey Stunden weiter reiten können, und dieſe ohne Noth verſäumte Zeit, hätte ihm beynah das Leben gekoſtet. — Er mochte wohl einige Meilen zurück gelegt haben, als er mitten in einem Walde — (in demſelben, in welchem der Oberſte ihn gefunden hatte); — das Stampfen von Hufen hinter ſich hörte. Er ſah ſich um und gewahrte von weitem drey Reiter, die ihm auf dieſem Boden aber gar keinen Argwohn einflößten. Da dieſelben, je näher ſie ihm kamen, immer ſchärfer ritten — indem ſie ihn nun erkannt haben mochten — ſah er ſich noch einmal um, und — man denke ſich ſein Entſetzen, als er in dem Vorderſten der Reiter einen Leutnant von der * * * ſchen Garde zu Pferde, entdeckte, obwohl

derſelbe bürgerliche Kleidung trug. Da derſelbe ein treuer Anhänger der Maitreſſe war, ſo konnte er leicht ſchlieſſen, weſſen er ſich zu ihm verſehen durfte.

Er hatte keinen Augenblick zu verlieren, um einen Entſchluß zu faſſen. Zu entfliehen, war bey der Müdigkeit ſeines Roſſes nicht wohl möglich. Er beſchloß alſo, ſich zu wehren und ſich ihnen ſo theuer als möglich zu verkaufen. Eine Gruppe dichtverwachſener Bäume, vor welcher er ſich ſtellte, mußte ihm den Rücken decken. Darauf nahm er den Zügel ſeines Pferdes in den Mund und in jede Hand ein Piſtol, welche ſich im Sattel befanden. So, erwartete er ſeinen Feind, der ihm bald ganz nahe kam und ihm zurief, ſich ohne Widerſtand zu ergeben. Fahrmann antwortete mit einer Kugel, welche einen der Begleiter des Leutnants vom Pferde warf. Nun drangen die beyden andern mit den Degen in der Fauſt auf ihn ein. Er verſchoß ſeine zweyte Kugel, aber ohne Wirkung, und darauf grif er auch zum Säbel. Das Gefecht war wüthend. Seine Gegner fochten mit einer Geſchicklichkeit, die ſie ſich durch lange Uebung erworben hatten und die ihm mangelte. Am Ende, da ſie ihm

auch an der Zahl überlegen waren, konnte er denſelben nicht länger widerſtehen. Er hatte zwar verſchiedne Wunden ausgetheilt: allein, er hatte ſie mit Wucher zurück erhalten. Endlich bekam er faſt zu gleicher Zeit, einen flachen Hieb auf den Kopf, der ihn betäubte und einen Stich unter der Bruſt. Von dieſem Augenblick verlohr er das Bewußtſeyn, und erhielt es erſt durch des Oberſten menſchenfreundliche Sorgfalt wieder.

Wie man ihm ſo geſchwind auf dem Fuſſe folgen können, und wie man den Weg ausfindig gemacht, welchen er genommen hatte, erfahren wir vielleicht noch in Zukunft. Indeſſen laſſen wir es Jedem frey, nach Belieben zu muthmaaſſen.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Nur noch dieſen Brief bitten wir zu leſen!

Vielleicht erinnert man ſich noch, daß wir im achten Kapitel eines Briefes erwehnt haben, welchen Fahrmann durch Veranſtaltung des Oberſten erhielt. Da derſelbe zur Vollſtändigkeit der frühzeitigern Begebenheiten unſers Helden

uns nothwendig ſcheint, ſo glauben wir, daß er nirgend ſo ſehr als hier an ſeiner Stelle ſteht. —

Mein theurer Sohn!

„Durch die klugen Maasregeln Deines ſo großmüthigen Erretters, des verehrungswürdigen von Ehrlichheim, iſt mir Dein Schreiben richtig und ohne Zeugen eingehändiget worden. Der Bote hatte ſich ſeiner Inſtruktion gemäß, klüglich an keinen andern Menſchen, als an mich ſelbſt wenden wollen: und war ſo lange in der Gegend des Dorfes herumgeſchlichen, bis er am dritten Tage Gelegenheit fand, ſich ſeines Auftrages an mich zu entledigen, da ich eben ganz allein ſpatzieren gieng. — Dankbar erhob ſich mein Herz zu dem Allvater, deſſen Macht die Unſchuld den Klauen der Ungerechtigkeit und der Bosheit entriß. Wer kann hier eine ſchützende, alles ordnende, alles regierende Vorſicht verkennen? — Gewiß, die Erfahrung und die Beobachtung der Begebenheiten hienieden und der Schickſale der Menſchen, reichen uns Waffen gegen jene ſpitzfündige Philoſophen, die — um Epoche zu machen, um ihren Scharfſinn brilliren zu laſſen — ſich ſelbſt an das Heiligthum der

Menſchheit wagen, und durch künſtliche Häufung von Schlüſſen auf Schlüſſe, gewiſſe Ueberzeugungen wegzuraiſoniren, gewiſſe Wahrheiten zu entkräften trachten, ohne welche wir nicht tugendhaft, nicht glücklich ſeyn können, und welche die Natur ſelbſt in jedes menſchliche Herz mit unauslöſchlichen Buchſtaben einſchrieb und aus dieſem in jedes Glaubensſyſtem übertrug. — Obſchon dieſe philoſophiſchen Lichter die Wirkſamkeit jener Waffen leugnen; — obſchon ſie nichts für wahr und wirklich annehmen wollen, was man nicht auf den von ihnen eingeſchlagnen Wege kunſtmäßig beweiſen kann; — ſo dienen ſie, wenn man jene Feinde der menſchlichen Glückſeeligkeit auch nicht damit beſiegen kann, doch ſicher dazu, uns gegen ihren Gift zu verwahren!“

„Du biſt alſo gerettet aus der Hand unſerer grauſamen Feinde, mein Sohn, mein Freund, mein Alles! O, dieſer Tag, da Dein Brief uns dieſe frohe Nachricht brachte, war für Deine trauernde Aeltern, die bisher eine ſchaudervolle Nacht des Kummers und der ſchrecklichſten Beſorgniß durchlebten, der ſchönſte ihres Lebens. Nun ſind wir wieder ganz glücklich; ſo glück-

lich, als wir es ohne Deine Gegenwart ſeyn können, und auch dieſe hoffen wir, nicht mehr lange zu entbehren. Denn, wenn Du unter der gegenwärtigen Lage auch nicht zu uns kommen kannſt; ſo werden ſich doch Mittel zeigen, um eine Freyſtatt ausfündig zu machen, wo wir miteinander leben können. Dies zu bewerkſtelligen, wird jezt mein wichtigſter Gedanke ſeyn."

„Nun muß ich, Deinem Verlangen zufolge, Dir auch etwas von den Vorgängen nach Deiner Flucht ſagen. In Anſehung meiner, hat ſich gar nichts verändert. Man ignorirt mich in meinen Exil, welches mir auch ſehr lieb iſt. Ja, man hat hier nicht einmal Nachſuchung nach Dir gethan, weil man klug genug war, wohl einzuſehen, daß Du Deinen Sicherheitsort bey uns gewiß nicht ſuchen würdeſt. Die Urſach, warum man Deine Flucht ſo zeitig entdeckte, war zwar eine zufällige, aber doch auch zugleich die Folge, einer kleinen Unvorſichtigkeit Deiner Erretter. Dieſe hatten die Leiter an dem Fenſter Deines Kerkers ſtehen laſſen. Ein Gardeoffi- cier, eben der, welcher Dich verfolgt hat, kam

ohngefähr eine Stunde nach Deiner Entweichung da vorbey, erblickte die Leiter und machte ſogleich Lärm. Dieſes, und daß man Dir mehrere Nachſetzer nachſchickte, iſt Alles, was davon ins Publikum gekommen iſt. Von dem Uebrigen, von Deiner Verfolgung in die ****ſchen Lande, von Deiner Verwundung, weis hier kein Menſch etwas. Wahrſcheinlich halten Dich Deine Feinde für todt, welches zu glauben, ſie in der That auch alle Veranlaſſung haben. Die Ruhe, welche man mich genießen läſt, ſcheint dieß zu beweiſen. Denn, da man ſeiner Rache ein Opfer gebracht zu haben meint, ſo iſt dieſelbe einſtweilen geſättiget. — Du ſiehſt hieraus, lieber Sebaſtian, daß ich nicht viel mehr — und in gewiſſer Hinſicht, noch weit weniger wußte, als Du, und kannſt daher urtheilen, wie ſchrecklich eine ſo fürchterliche Stille auf mein Herz gewirckt habe."

„Uebrigens geht es bey Hofe und im Lande immer den alten Gang. Man ſchwelgt, verſchwendet und zieht die Unterthanen aus. Alles Nachdenken, alle Beſorgniße ſchlummern. Aber — ich fürchte, das Erwachen aus dieſer Sorgloſigkeit wird

ſchrecklich ſeyn. — Jener projektirte Krieg iſt noch glücklicherweiſe durch eine ſehr nachdrückliche Vorſtellung des **er Hofes abgewendet worden. Die Maitreſſe ſprüht gegen das **er Miniſterium Feuer und Flammen, weil man ihr die Plane ihrer Rache ſo vereitelt hat und ihr zum erſtenmal die Kränkung empfinden läßt, ihre Allgewalt an der Klippe der eiſernen Nothwendigkeit, ſcheitern zu ſehen. Die Folgen, welche dieſes Kriegsprojekt für uns gehabt haben, ſegne ich jetzt aufrichtig. Wir ſind dadurch nicht allein von einem Poſten entfernt worden, in welchem wir, ohne Mitſchuldige an der Verrätherey gegen den Staat zu werden, uns doch nicht hätten erhalten können; ſondern wir ſind auch dadurch — wenn gleich zwiſchen Klippen, die uns den Schifbruch drohten — in den Hafen der Ruhe gelangt." —

„Mein theurer Sebaſtian, ich muß diesmal meinen Brief abkürzen, indem ich Deinem Wohlthäter einige Worte der Dankbarkeit zu ſchreiben habe, und es vielleicht gefährlich ſeyn könnte, den Boten, der Gegenwärtiges mit zurück nehmen ſoll, in hieſiger Gegend lange aufzuhalten.

Deine Mutter legt auch einige Zeilen bey *) Lebe wohl! Der, der Dich mit ſchützender Hand ſo großen Gefahren entriß; der Dich aus den kalten Armen des Todes wieder ins Leben zurückrief, behüte dich ferner! Unterlaß nicht auf Deiner Hut zu ſeyn! Denke dran, daß Du Deine gegenwärtige Sicherheit blos der Unwiſſenheit verdankeſt, in welcher Deine Feinde in Anſehung Deiner ſind! Ich umarme Dich als:

Dein zärtlicher Vater

Fahrmann"

---

*) Da die mehreſten unſerer Leſer ſich wohl ohngefähr denken können, was eine zärtliche Mutter unter vorliegenden Umſtänden, an ihren Sohn geſchrieben haben mag; ſo halten wirs als ſehr verantwortlich, wenn wir dieſe Beylage unterſchlagen, um den Raum für intereſſantere Gegenſtände zu ſparen.

Anm. des Verf.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Wieder vorwärts!

Es wird noch ein Wenig geritten und dann — raiſonirt.

Alſo — es gieng davon, als hätten Rapp' und Schimmel Flügel. — Schon waren anderthalb Meilen im Rücken und noch ſollte Fahrmann das erſte Wort ſprechen. Vielleicht hätten wir allerſeits, wenn wir in ſeiner Lage geweſen wären, nicht mehr Vorrath an Worten gehabt. Man denke ſich dieſe Situation ganz wie ſie war! —

Flüchtig vor grauſamen Feinden, die ihn wie einen Verbrecher verfolgten und ihm das Schickſal eines Miſſethäters bereiteten, wenn er das Unglück hatte, in ihre Hände zu fallen; entfernt von einer Freyſtatt, wo es ihm, — die Widerwärtigkeiten der Liebe abgerechnet, ſo wohl gegangen war; getrennt von einem Manne, der ihm der zärtlichſte Freund, ein zweyter Vater geweſen war; getrennt, von einem Mädchen, deren Umihnſeyn — ſo ſtreng ſie ihn auch behan-

delte — ihm unentbehrlich geworden war; ſo aus allen ſeinen Verhältniſſen herausgeriſſen, ſah er in eine Zukunft, die ihn — um das Geringſte zu ſagen — nicht tröſtete. — Seine Seele glich einem Vorhange, an welchem die Laterna magika mit ſchneller Abwechſelung verſchiedne Bilder hinſchweben lies. Wenn eins verſchwand, ſtand das andre wieder da, und am öfterſten unter allen, zeigte ſich das Konterfei Sophiens.

Das Wetter hatte ſich indeß etwas aufgeklärt. Ein friſcher Oſtwind trieb die weisgrauen Wolken vor ſich her, und ſchon ſchwang ſich hier und da eine frohſingende Lerche; ſchon blickte ein ſanftes, liebliches Blau und das allbelebende Licht der Sonne abwechſelnd durch das getrennte Gewölke. Wie mächtig eine ſo reitzende Verwandlung eines trüben, melancholiſchen Tages, auf die Gemüthsbeſchaffenheit wirke, wird wohl Mancher meiner Leſer aus Erfahrung wiſſen, und es mir um ſo eher glauben, daß auch unſer Sahrmann etwas aus ſeiner trübſinnigen Träumerey dadurch geweckt wurde.

„Nun haben wir den halben Weg,“ ſagte Chriſtjan, als ſie eben eine Höhe erreicht hatten, von welcher man eine der bezauberndſten

Gegen-

Gegenden überſah. Dies war die Loſung, welche unſern Helden vollends zu ſich brachte. Seine Augen eröfneten ſich für die Schönheiten, welche ſich denſelben darboten; ſein Ohr ergözte ſich an den Hymnen, welche das Chor der Vögel der wiederkehrenden Königin des Tages ſang; ſein Herz nahm Antheil an dem Glücke, welches ſeine Einbildungskraft den Bewohnern dieſer paradiſiſchen Gegend ſchuf, in welcher unzählige, wohlgebaute, mit rothen Ziegeldächern prangende Dörfer und Meiereien, keinen gemeinen Wohlſtand verkündigten. Er lies ſich nun auch mit Chriſtjan in Geſpräch ein, welches das, was er vor ſich ſah, zum Gegenſtande hatte.

So erreichten ſie unvermerkt das erwehnte Städtchen, wo Chriſtjan unſern Freund verlaſſen ſollte, um noch denſelben Abend wieder in Sloßberg zu ſeyn, damit man deſſen Abweſenheit dort nicht gewahr werden möchte. Unſer Held gab ihm einige Zeilen an den Bidermann Ehrlichheim mit, deren Inhalt man ohn' unſer Zuthun errathen kann. Leonore und Sophie lies er mündlich grüſſen; ohne es doch zu wagen in Anſehung der Letztern etwas Beſonders hinzuzufügen. Als der Jäger ihm ſein Lebewohl

ſagte, war es ihm, als wenn er ſich noch ein⸗mal von dem Ehrlichheimſchen Hauſe trennte. Dieſer ehrliche Kerl war ihm, ſo zu ſagen, noch ein Repräſentant deſſelben geweſen, und er konnte ſich nicht enthalten, ihn beym Abſchiede zu umarmen.

Und nun war denn unſer Fahrmann zum erſtenmal in ſeinem Leben, ſich ſo ganz allein überlaſſen. Wir können ihn billig als einen ſolchen betrachten, der von nun an, erſt in die Welt eintrat. Denn, daß er in einer Reſidenzſtadt gebohren und erzogen worden, daß er auf der Univerſität geweſen war, daß er ſogar am *** ſchen Hofe in einer Bedienung geſtanden: das können wir unter der Lage, in welcher er beſtändig gelebt hatte, gar nicht für ein Leben in der ſogenannten Welt gelten laſſen. — Auſſer die Univerſitätsjahre, welche er unter der Leitung eines Hofmeiſters von geprüfter Fähigkeit und Sittlichkeit, zurücklegte, hatte er bis zu ſeiner Verhaftnehmung noch keine Nacht auſſer ſeiner Aeltern Hauſe geſchlafen. Er hatte mit keinen andern Menſchen Umgang gehabt, als mit denjenigen, welche bey ſeinem Vater verkehrten, und auf der Univerſität, welche ſein Hofmeiſter ihn zuführ-

te: und dieſe waren insgeſamt gewählte Leute, von vorzüglich gutem Karakter und von unbeſcholtenen Sitten. Unter ſolchen Umſtänden gab es faſt nie Gelegenheit, daß Fahrmann einer Verſuchung ausgeſetzt werden konnte, und wenn dies ja zuweilen der ſeltene Fall war, ſo reichte ihm der kluge Vater, dem das Herz des Sohnes immer offen ſtand, beyzeiten die hülfreiche Hand, daß er alſo zum Straucheln nicht wohl kommen konnte. Da er alſo immer nur gute Beyſpiele vor Augen gehabt und immer nur den beſſern Theil der Menſchen geſehen hatte, kannte er Bosheit und Laſter und die ſchlechtere Menſchenart nur vom Hörenſagen, aus Büchern und aus einer nur ſehr kurzen eignen Erfahrung in der letzten Zeit ſeines Aufenthalts am * * * ſchen Hofe, aus welcher letztern er aber auch nicht viel Nutzen zog, weil er immer fortfuhr, die Menſchen im Durchſchnitt ſo zu beurtheilen, wie er ſie am meiſten geſehen hatte und wie ſeiner Gutherzigkeit, ſie zu ſehen, es am behaglichſten war.

Wir können ihn alſo für nichts weniger, als einen Menſchenkenner paſſiren laſſen, und auch nicht beſſer, als Andre, kannte er ſich ſelbſt,

weil er eigentlich noch nie ſich ſelbſt hatte handeln ſehen: indem er beſtändig unter der Leitung und nach dem Rathe Andrer gehandelt hatte. Haben wir demnach unrecht, wenn wir ihn als einen, der Welt und wie es darinn hergeht, ganz Unkundigen betrachten? —

Dreyßigſtes Kapitel.

Floßberg.

Da wir vor der Hand von unſerm Helden weiter nichts ſagen können, als daß er, nachdem er den Abend zuvor — zwar nicht mit ſonderlichem Appetit — geſpeiſ't, aber die Nacht leidlich geſchlafen und darauf recht gut gefrühſtückt hatte, bey frühem Morgen ausgeritten war, um ſeinen Weg nach L** fortzuſetzen; ſo machen wir indeß einen Beſuch bey deſſen Freunden in Sloßberg.

Sahrmanns Abreiſe war hier bey den vorſichtigen Anſtalten des Oberſten, für Jedermann ein Geheimniß geblieben. Mit nicht geringem Befremden vermißten ihn die Mädchen daher beym Abendeſſen. Beyde hätten gern nach ihn

gefragt, die Eine aus Neugierde und die Andere aus einem höhern Intereſſe: allein, keine wollte, ſich ihres Motifs bewußt, ſich blos geben. Endlich fieng der Oberſte ſelbſt davon an und ſagte, er hätte ihnen viele Empfehlungen von Fahrmann zu machen, der wegen Angelegenheiten von Wichtigkeit auf einige Tage verreiſ't ſey. So moderirt dieſe Auskunft auch war, ſo koſtete es der armen Leonore doch einen Seufzer. Es gieng den Ueberreſt des Abends ſehr ſtill zu, und Jedes ſuchte beyzeiten ſein Kämmerlein.

Es mochte ohngefähr Morgens um drey Uhr ſeyn, als der Wächter und alle Hunde auf dem Hofe von einem heftigen Pochen ans Thorweg alarmirt wurden. Auf die Frage des Wächters, wer da ſey, verlangte man den Oberſten zu ſprechen, ohne ſich zu erkennen zu geben. Man weckte denſelben daher, und er begab ſich in Begleitung einiger handfeſten Leute ans Thor. Er erkundigte ſich ebenfalls, was es gebe und wer zu dieſer Stunde eingelaſſen zu werden verlange. „Ein Officier im Namen des Königes,“ war die Antwort. Der Oberſte, welcher etwas Aehnliches erwartet hatte, bedachte ſich nicht weiter und lies aufmachen; da denn ein Officier mit

zwölf Dragonern einritt, der, nachdem er ab- geſtiegen war, unſern Ehrlichheim beſonders zu ſprechen, ſich ausbat.

Als ſie ſich allein befanden, überreichte er demſelben einen Kabinetsbefehl, wodurch ihm die Auslieferung Sahrmanns an das Kommando anbefohlen wurde. Der Oberſte, der auf Alles gefaßt war, ſtellte ſich ganz erſtaunt. Endlich antwortete er dem Officier: „Mein Herr Leutnant, ich würde nicht einen Augenblick anſtehen, den Befehl meines Königs als ein gehorſamer Vaſall zu erfüllen, wenn der von Sahrmann ſich allhier befände. Allein er iſt geſtern, unter dem Vorwande wichtiger Geſchäfte, abgereiſ't. Ob er vielleicht von dem ihm bevorſtehenden Schickſale irgendwoher einen Wink erhalten haben mag, kann ich nicht wiſſen, und eben ſo wenig weis ich von ſeinen Begebenheiten. Alles, was ich Ihnen von demſelben ſagen kann, iſt, daß ich ihn gefährlich verwundet in meinem Walde gefunden habe. Was ich für ihn that, war Pflicht der Menſchlichkeit.“ —

Der Officier erwiederte, daß ihm ſein Wort zu ehrwürdig ſey, als daß er irgend etwas von dem ihm Geſagten bezweifeln könne; allein, dem-

ohngeachtet würde dem Herrn Oberſten, als einem gedienten Officier bekannt ſeyn, was ſeine Pflicht heiſche. — „Sie meinen,“ fiel Ehrlichsheim ein, „daß Sie ſich durch Nachſuchung ſelbſt von der Abweſenheit des von Fahrmann überzeugen müſſen? — Das iſt natürlich! Sie ſind Herr, keinen Winkel meines Hauſes undurchſucht zu laſſen.“ — Der Leutnant bediente ſich dieſer Erlaubnis und ſeines Rechts noch mit ziemlicher Beſcheidenheit, und verlies Floßberg nach eingenommenen Frühſtück.

Als man in der Reſidenz durch den Rapport des Officiers vernahm, daß der Vogel der Schlinge entgangen ſey, lies man es, da die Sache den ***ſchen Hof nicht ſelbſt intereſſirte, bey einigen verlohrnen Vorkehrungen auf der Grenze bewenden, welche bey dem guten Vorſprung unſers Helden eben ſo gut hätten unterbleiben können.

Der Oberſte, ſeiner Seits hatte, ſobald er nur ſah, von was die Rede war, ſeinem treuen Chriſtjan ein paar Worte verſtohlen ins Ohr geſagt, welcher geſchwind ſeinen Schimmel ſattelte, ihn durch eine Hinterthüre aus dem Stall zog und ſpornſtreichs davon ritt. Wohin? —

Ey nun, zu unſerm Sahrmann, um ihm die Warnung zu geben, ja aufs ſchnellſte über die Grenze zu eilen. Da dieſer aber bereits vor fünf Uhr aus jenem Städtchen ausgeritten war; traf er ihn nicht mehr, weswegen der gute Ehrlichheim ſeinethalben denn alle Furcht verbannte.

Nun blieb es auch Leonoren kein Geheimniß mehr, daß Sahrmann auf — vielleicht, Nimmerwiederſehn, von ihr geſchieden ſey. So wenig Troſt ihre Liebe bey ſeiner Gleichgültigkeit auch gefunden hatte; ſo koſtete ihr ſeine Entfernung und die Ungewißheit ſeines Schickſals doch manche Thräne, manchen Seufzer und manche traurige Stunde, welche ſie ihm in ſeiner Eremitage am Schieferberge widmete. Es erforderte Zeit, ehe ſie eine gewiſſe Faſſung anzunehmen im Stande war, wenn ſein Name genannt wurde, welches ziemlich oft geſchah. Ihre Munterkeit, ihre fröhliche Laune blieb auf immer von einer Melancholie verdrängt, die ihr gar nicht läſtig fiel. — Die arme Leonore! Geben Sie mir doch einen Rath, gutmüthige Leſer, wie man dem guten Mädchen helfen könne! —

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Enthält gar nichts Wunderbares.

Wir nehmen nun auf einige Zeit Abſchied von Floßberg und den lieben Leutchen, die dort hauſen; ohne jedoch — wie 's leider nur zu oft der Fall in dieſer bitter böſen Welt iſt — das alte Sprüchwort: „kommſt Du mir aus den Augen, kommſt Du mir aus dem Sinn," auch durch unſer Beyſpiel in ſeinem erworbenen Kredit zu unterſtützen. Vielmehr wollen wir an dieſe alten Freunde recht oft denken, wovon wir zu ſeiner Zeit den Beweis geben werden. Jezt ruft uns eine höhre Pflicht: die unſerm Sahrmann geſchworne treue Anhänglichkeit, zu dieſem hin, um ihm auf ſeiner gefährlichen Wanderſchaft Geſellſchaft zu leiſten. . . .

Jude. So wahr ich 'n ehrlich Mann bin, 's Roß is nit mehr werth, als zehn Tholer!

Sahrmann. Aber, es war doch ſo 'n herrlich Pferd. —

Jude. Jo, 'n herrlich Pferd! das uf keenen Been ſtehn kann! Au weh mr, glob gar 's thut heut noch kreppiren.

Fahrmann. Es frißt aber doch gut und ſieht ſo munter aus den Augen —

Jude. Munter, munter! Jo, wie 'ne alte Kuhe! — Mit 'n Wort, will der Herr zehn Tholer hoben? die geb ich'm nur aus Freundſchaft — bey mein Leben! aus purer Freundſchaft, weil Er nit wees, was Er uf der Reeſe mit der Kracke thun ſoll. — As mr Gott helf' wenn 'n Andrer 'n Lujedor giebt!

Fahrmann. Nun, wenn Er meint — ſo nehm er's man hin.

Jude. Hier ſin zwee Piſtoletten. —

Fahrmann. Die haben ja keine Spur von einem Rande. —

Jude. Thut nichts, thut nichts, bey mein Geſund't! — Denkt der Herr wohl, daß ich 'n wollt betriegen? Do behůt mich Gott vor! Ich bin 'n ehrlich Mann. Nehm Er uf mein Wort die Piſtoletten! Sie ſin gut un wichtig. —

Fahrmann, der ſich nicht einbilden konnte, daß ein Menſch, der ihm ſeine Ehrlichkeit ſo zuverſichtlich betheuerte, ein Schelm ſeyn könne,

nahm auf des Juden Wort die Piſtoletten und überlies ihm den Rappen, dem nichts fehlte, als daß ihm ein ungeſchickter Schmied des Tages vorher beym Beſchlagen einen Nagel ins Leben getrieben hatte. — Als unſer Held hierauf dem Wirth ſeine Zeche bezahlen wollte, weigerte ſich derſelbe, eine von des Juden Piſtolen für voll zu wechſeln. Man nahm die Goldwage zu Hülfe und fand jede um zehn Aß zu leicht. Solchergeſtalt büßte Fahrmann hier zum erſtenmal für ſeinen Mangel an Erfahrung und für den daraus entſpringenden Mangel eines klugen Mißtrauens. Der Wirth gab ihm die gute Lehre: künftig bey Leuten, die er nicht kenne, vorſichtiger zu ſeyn. Ja, dachte Fahrmann bey ſich ſelbſt, indem ſeine Gutherzigkeit die harte Allgemeinheit, welche der Wirth annahm, milderte: mit den Juden, muß man ſich auch ein Wenig in Acht nehmen! —

Durch den Verluſt ſeines Rappen, der ihm beſonders deswegen leid that, weil er ihn von dem braven Ehrlichheim bekommen hatte, war er nun genöthiget, mit der Poſt zu reiſen. Da eben keine ordinaire abgieng, nahm er Extrapoſt

bis auf eine benachbarte Stadt, wo des andern Tages der L**er Poſtwagen wechſelte.

Ehe wir unſern Fahrmann auf dem neuen Schauplatze, ordinaire Poſt genannt, erblicken, wollen wir uns noch einmal umſehen, und ſollten wir auch Gefahr laufen — nicht wie die naſeweiße Dame Loth in eine Salzſäule verwandelt zu werden — ach nein, noch etwas Schlimmeres! ſollten wir auch Gefahr laufen — langweilig zu werden. —

Die erſte Tagreiſe, als unſer Held ſo den ganzen Tag auf der Landſtraße hintrottirte, ſah es ſo ziemlich couleur de puce in ſeiner Seele aus. Die Eindrücke, welche er von außem her erhielt, waren bis jetzt noch nicht ſtark genug, um das ganz friſche Andenken an das, was er verlaſſen hatte, in den Hintergrund zu drängen. Sophie und der Gedanke, auf wer weis, wie lange? von ihr getrennt zu ſeyn, machte ihn beſonders viel zu ſchaffen. Die beyden folgenden Tage hatte er einen Geſellſchafter, der mit ihm deſſelben Weges ritt und ſich zu ihm hielt. Dieſer gab ſich für einen Kaufmann aus, der zur Meſſe reiſe und war die luſtigſte Haut von der Welt.

Wo nur das Bild eines Kaiſers, eines Königs, einer Sonne, oder ein dergleichen impoſantes Schild, dem durſtgen Wandrer Labſal für ſeinen ausgetrockneten Schlund empfahl, kehrte unſer Lebemann auch ein und ſein Begleiter mit ihm. Durch des Erſtern Schnurren und Schwänke und durch das Mittrinken, welches ſeine Gefälligkeit nicht abſchlagen konnte, ward Fahrsmann nach und nach ganz heiter, und die Seufzer, die noch vor Kurzem aus ſeiner Bruſt, wie — wo find' ich eine erhabene Vergleichung? — wie — die Exploſionen eines Vulkans, ſo unaufhaltſam emporgeſtürmt waren, entdrängten ſich derſelben jetzt ſelten, nur einzeln und ganz leiſe. — Den vierten Tag, den er allein auf der Poſtchaiſe zubrachte, hatt' er zwar einige Rückfälle; allein die Lieblichkeit eines ſchönen, ſonnenhellen Tages, der Reitz der Landſchaft, welche er durchrollte, nebſt dem öftern Einkehren, woran der Schwager ihn zu erinnern nicht unterlies und das er ſeinem Reiſegefährten ziemlich abgelernt hatte: dieſes zuſammen, verdünnte den Nebel ſehr, der ſich um ſeine Seele lagern wollte.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Der Poſtwagen.

Unſer Held kam in der Nacht, nur zwey Stunden vor Abgang der Poſt in der gedachten Stadt an. Er freute ſich ſehr, als er beym Poſtmeiſter wider Erwarten ſeinen luſtigen Kaufmann wiederfand. Fahrmann bezeigte ihm über dieſe Begegnung ſowohl ſein Vergnügen als ſeine Verwunderung, da er nicht begrif, wie er ſchon hier ſeyn könne. „Indem Sie durch den, Ihrem Pferde zugeſtoßnen Unfall aufgehalten wurden,“ belehrte ihn der Kaufmann, „ſetzte ich meine Reiſe mit einem forcirten Ritt fort. Da mir dieſe Art zu reiſen, dennoch zu langſam gieng, verkaufte ich auf der vorletzten Station gleichfalls meinen Gaul, kam mit einer guten Gelegenheit hierher, und habe mich nun auf L** einſchreiben laſſen. Sie wollen doch vermuthlich auch mit der Ordinairen gehen?“ — Die Frage hätte er ſich erſparen können, da ihm Fahrmann dieſe Abſicht ſchon vor einigen Tagen geäußert hatte. — Wir wollen nicht beſorgen. . . . . . Doch, wer wird denn

immer fürchten! — Er konnte das ja vergeſſen haben. —

Auſſer dieſem war Niemand eingeſchrieben. Da der Poſtillon ſchon geblaſen hat, der Koffe getrunken iſt und uns nichts weiter beyfällt, was einen längern Aufenthalt hier nöthig machte; ſo laſſen wir ſie in Gottes Namen aufſitzen, fortfahren, und theils ſchlafend, theils ſchwatzend, auf der nächſten Station ankommen.

Nun erhielten ſie, da hier mehrere Poſten ſich kreuzten, drey neue Reiſegefährten. Ein junges, reitzendes Mädchen, das nach L** reiſen wollte, um — wie ſie vorgab — eine alte todtſterbenskranke Tante zu beſuchen und ſich von derſelben zur Erbin einſetzen zu laſſen, nahm ihren Platz neben unſerm Fahrmann, der auf dem mittelſten Stuhl ſaß, und ob zwar nach dem Range des Einſchreibens, derſelbe dem komiſchen Kaufmanne zukam; ſo war dieſer gegen das Geſchlecht doch ſo artig, ihn nicht zu reklamiren. — Ein Galanteriehändler, welcher ebenfalls zur Meſſe reiſ'te, ſetzte ſich im Hintergrund neben dem Kaufmann. — Eine hagre, bleiche Menſchenfigur, in einem ſimpeln, braunen Rocke, ſchwarz zeugnen Veſte und Hoſen, in Stiefeln

und mit ſchwarzem, in natürliche Locken fallenden Haar, endlich, pflanzte ſich, blos den Hut ein Wenig verſchiebend und ohne ein Wort zu ſagen, auf den vorderſten Sitz hin. Er hatte etwas Geheimnißvolles an ſich, und nach ſeinem hartnäckigen Stillſchweigen zu urtheilen, hätte man ihn füglich für einen Schüler des olim weit und breit berühmten Philoſophen Pythagoras halten können.

Die andern machten einen deſto beſſern Gebrauch von ihren Sprachwerkzeugen, und die Unterhaltung fieng an, lebhaft zu werden. Der luſtige Kaufmann gab den reſpektiven Zwergfellen manche Bebung, und der Galanteriehändler — ſeinem Gewerbe auch hier eingedenk — ſuchte einen Tauſchhandel an Galanterien mit dem jungen Mädchen zu eröfnen. Allein dieſe ſchien an dem Kommerz kein Behagen zu finden und hielt ſich merklich zu ihrem Nachbar, unſern vielgeliebten Helden, der nicht ermangelte, ſeinem Hange ſich mitzutheilen, Genüge zu leiſten, und gleichfalls ſeinen Senf zu dem Geſpräch dazu zu geben. So erreichte man die Nacht, nachdem man vorher eine Station berührt hatte, von wo aus die Reiſegeſellſchaft dieſelbe blieb.

Die

Die Idee eines jungen, unſchuldigen, in der Fremde ohne Schutz befindlichen Mädchens, allein, und auch nicht das geringſte Nebenmotif — es müßte denn ſehr tief in einer der vielen verborgnen Falten verſteckt gelegen haben — hatte unſern Fahrmann angetrieben, ſich gegen ſeine ſchöne Nachbarin äuſſerſt artig und ſorgſam zu beweiſen. Sie von den Wagen hinab und wieder auf denſelben hinauf zu heben; ihr, wenn man abſtieg, Erfriſchungen anbieten; ſie beruhigen, wenn ſie bey einem Stoße oder Hängen des Wagens ſich furchtſam an ihn ſchmiegte; und keine der kleinen Höflichkeiten und Dienſtleiſtungen, welche in einer ähnlichen Lage nur ſtatt haben können, wurden von unſerm Helden unterlaſſen, der ſich überhaupt, in die für das liebe Geſchlecht ſo ſchönen Zeiten der Chevallerie, recht gut geſchickt haben würde.

Als es mit dem Abend kühle zu werden begann, wollte er ihr ſogar ein Opfer mit ſeinem Mantel bringen, den er ihr anbot. Allein die Schöne war zu beſcheiden um denſelben anzunehmen. Nach langem Wortwechſel hierüber, da ſich der großmüthige Fahrmann nicht abweiſen laſſen wollte, das Mädchen aber deſſen Güte ſo

zu mißbrauchen, ſich nicht entſchlieſſen konnte, fand Letztere endlich einen Ausweg, woran es, wie man behauptet, einem Frauenzimmer ſelten fehlen ſoll. — Dieſer war kein andrer, als — den Mantel mit ihm zu theilen, welches der unſchuldige Sahrmann auch ohne Bedenklichkeit zugeſtand. — Wir ſelbſt, ob wir uns ſchon nicht anmaßen wollen, in ſo hohen Grade gutherzig und galant zu ſeyn, als unſer Freund, hätten bey dem Reitze der Supplikantin, wenn ſie uns darum erſucht hätte, ihr ein Plätzchen in unſerm Mantel gleichfalls nicht verſagt.

So, wie der gemeinſchaftliche Genuß des Mantels die Körper einander näher brachte; ſo wurden auch die Geiſter vertraulicher mit einander, wozu das Mädchen nicht wenig Veranlaſſung gab. Sahrmann, der mit dem zweyten Geſchlecht bisher nur in einem ſehr entfernten Umgange geſtanden hatte, und der in einer gewiſſen Gattung des ſinnlichen Vergnügens noch gänzlich Neuling war, befand ſich in einer ſehr kritiſchen Lage. Es war ihm, als wenn ein gewiſſes, tiefliegendes Gefühl an derſelben etwas auszuſetzen hätte, und doch fand er dieſelbe gar nicht unangenehm. Es dünkte ihm ſogar, als

wenn er Sophien etwas abzubitten habe, obſchon ſeine Unſchuld ihn zu errathen verhinderte, was? — Zuletzt, je wärmer er das Mädchen, die ſich recht an ihn gedrückt hatte, an ſeiner Seite werden fühlte, je wärmer wurde ihm, und ſeine Einbildungskraft fieng an, an derſelben Stelle nach und nach die leibhafte Sophie unter den Mantel zu praktiziren. Unwillkührlich ſchlug er der Schönen ſeinen Arm um den Leib, deſſen Umriß kein Fiſchbein verſtellte. Sie that daſſelbe und legte ihr Köpfchen recht traulich an ſeine Bruſt. Sahrmann dachte nun — gar nichts mehr. — Und — was hätt' er auch noch viel denken können? —

Man ſtelle ſich ihn vor, wie er ein ſchönes Mädchen, von einem zu Genuß einladenden Körperbau, unterm Mantel beherbergt! — Man denke ſich ihn in der beſchriebenen Stellung, und wie ſie ihre kleine weiße Hand in der ſeinigen wärmt; man denke ſich dieſe Situation auf einem Poſtwagen, wo jedes Auge, das ſie belauſchen könnte, ſchläft! Hierzu füge man noch in ſeiner Vorſtellungskraft eine ſchöne Herbſtnacht, in der Mitte eines dichten Kiefernwaldes, durch den der Mond zwiſchen den Wipfeln der Bäume

ſpärlich durchleuchtet, um dieſe Scene in ein zauberiſches Klairobſcür zu verhüllen, und man hat eine ziemlich anſchauliche Idee von dem buchſtäblich wahren Tete a tete unſers Sahrmanns und ſeiner reitzenden Mantelgenoſſin.

Unſer Held war feurig, jung und unerfahren; das Mädchen verbuhlt und ſehr ſchön. Wars alſo ein Wunder, wenn die Vergeſſenheit Sahrmanns ſeiner ſelbſt und die gegenſeitige Vertraulichkeit, bis zu einem ſolchen Grad ſtieg, daß er ſeiner bisherigen Grundſätze und der ehedem erhaltenen guten Lehren vergaß, und ſich nur mit dem Gegenwärtigen beſchäftigte? — War das ein Wunder, da ein Wolluſt athmendes Mädchen, welches ſich immer ſchmachtender in ſeine Arme drückte, oft ihn mit Wärme an ihre Bruſt hinzog, oft mit Inbrunſt ihn küßte, oft ſeine zitternde, blöde Hand in ihren vollen, elaſtiſch emporſtrebenden Buſen ſchob, indem die andre von ſelbſt ihr rundes, von den Grazien gebildetes Knie berührte — — — ? ? —

Doch zum Glück wachte noch ſein guter Genius über ſeine wankende Tugend und verhinderte, daß dieſes gefährliche Spiel keine weitre Fol-

gen hatte. Es blieb ſonach bey den Präliminarien. Sahrmann war zu unſchuldig um dreiſt genug zu ſeyn, etwas Mehreres zu begehren, und das Mädchen zu klug, hier mit Mehrern entgegenzukommen. — Nachdem Beyde auf die Art einen Theil der Nacht vertändelt hatten, ſtreute Morpheus ſeine Schlummerkörner über ſie hin, und in einer gegenſeitigen Umarmung ſchliefen ſie felicirter ein.

Der ſtumme Braunrock war der Erſte, welcher erwachte. Er hörte alle ſeine Reiſegefährten um ſich her ſchnarchen, und als er ſich — vielleicht nicht ganz zufällig, nach Sahrmann umſah, bemerkte er mit einiger Befremdung, daß dieſer einen noch einmal ſo großen Umfang einnahm als vorher. Eine kleine weiße Hand, die aus der Oefnung des Mantels hervorragte und welche natürlicherweiſe einem ihr angemeſſenen Körper angehören mußte, der unter ſelbigem verborgen war; wie auch das Verſchwinden des jungen Mädchens, welches noch geſtern Abend neben Sahrmann geſeſſen hatte, erklärten ihm das Phänomen und lies ihn errathen, woher dieſer wunderſame Umfang entſtehe.

Der braune Mann bog ſich zurück und ſchob — aus welchem Beweggrund? das möchte ſich vielleicht aus der Folge ergeben — den Mantel auseinander. Er erblickte unſern Helden und die Schöne in der wollüſtigſten und verdächtigſten Stellung ſchlafen. Er zupfte Sahrmann beym Aermel, um ihn aufzuwecken. Dieſer erwachte auch alsbald und erſchrak baß, als er die Attitüde bemerkte, in der er ſich überraſcht ſah. „Wecken Sie das Mädchen auf,“ flüſterte ihm der braune Mann zu: „wenn Sie Jemand ſo ſähe, würden Sie ſich nur den Spöttereyen ausſetzen! — Als Sahrmann noch ein Wenig anſtand den guten Rath zu befolgen, zupfte er die Schöne gleichfalls ſelbſt beym Ellenbogen und ſagte: Mamſellchen, 's iſt Zeit aufzuſtehen!“ —

Nun ermunterte auch ſie ſich, rieb die Augen, rückte das Buſentuch wieder zurechte, ordnete ihre übrige Kleidung, warf Sahrmann einen zärtlichen, dem braunen Manne aber, einen bitter böſen Blick zu und nahm ihren vorigen Platz ein.

Es war hohe Zeit zu dieſem Arrangement; denn jetzt wurde auch der übrige Theil der Geſell-

ſchaft munter. Da man bald darauf die Station erreichte, wo die Pferde gewechſelt wurden und die Poſt einige Stunden liegen blieb; ſo ſtiegen nun Alle vom Poſtwagen um zu frühſtücken.

Stumm und das Geſicht voll glühender Schaamröthe, folgte Sahrmann den Uebrigen. Als nach eingenommenen Frühſtück die Reiſegeſellſchaft ſich hier und da zerſtreut hatte, und unſer Freund ſich mit dem braunen Manne auf einen Augenblick im Zimmer allein befand, begann dieſer: „Mein Herr, Ihre Verwirrung und die Schaamröthe, welche ich auf Ihrem Geſicht bemerkt habe, giebt mir zu erkennen, daß Sie ein Mann ſind, bey dem ein guter Rath noch angewendet iſt.“ Und hierauf las er ihm eine recht nützliche Moral über die nöthige Wachſamkeit gegen ſich ſelbſt und über die erforderliche Vorſicht gegen Andre und beſonders gegen das zweyte Geſchlecht, vorzüglich auf Reiſen.

Sahrmann nahm das Alles mit vielem Dank an und zog ſich die gute Lehre ab: künftig kein Mädchen unter ſeinem Mantel zu beherbergen; welche er neben der: mit den Juden muß man ſich auch ein Wenig in Acht nehmen, in ein Gedächtniß eintrug.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Wenn das gut abgeht, ſo — — —

Die junge hübſche Dirne, welche unſers Fahrmanns Tugend ſo in die Enge getrieben hatte, war — wie der erfahrenere Theil unſerer Leſer wohl ſchon muthmaaßet — nichts mehr und nichts weniger, als — ein Freudenmädchen; oder, wie einige ſtrenge Moraliſten neuerdings angefangen haben, dieſe Gattung weiblicher Geſchöpfe zu nennen, ein — Jammermädchen. Nachdem ſie ihr Noviziat in Dreßden beſtanden und in Berlin Profeß gethan hatte, verſuchte ſie nun ihr Glück für eigne Rechnung auf Meſſen und in Bädern.

Fahrmann hatte bey der Abfarth von der erſten Station, wo ſie mit ihm den Poſtwagen beſtieg, ſeine volle Goldbörſe dem lüſternen Auge des Demoiſellchens ſehr unvorſichtigerweiſe zu nahe gebracht. Das hatte die natürliche Folge, daß ſie beſchloß, die Künſte ihres Gewerbes an unſerm Helden zu verſuchen, um ſich wo möglich, wenigſtens eines Theils dieſer goldnen

Abgötter zu bemächtigen. Ihre Hofnung ſtieg bald zur Zuverſicht, als ſie in der Perſon Sahrmanns einen ſehr unerfahrnen, jungen Mann fand, der noch zum Ueberfluß ihrem Kennerblick eine ſtarke Empfänglichkeit für ſinnliche Eindrücke und eine ſolche Temperamentswärme verrieth, die es ihr ſehr zu erleichtern ſchienen, ihn in dem auszuſtellenden Netze zu beſtricken. — Sie hatte bey allen den Freyheiten, die ſie ſich erlaubte, ſehr täuſchend die Rolle eines unſchuldigen Mädchens geſpielt, das blos von der gefährlichen Gelegenheit fortgeriſſen wurde. Auch wär' es ihr vermittelſt dieſer Maske gewiß gelungen, ihren Plan auszuführen, wenn der beſchwerliche Braunrock ihr nicht einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte, indem er Sahrmann vor ihr warnte.

Ob ſie wohl an deſſelben Betragen gegen ſie eine Veränderung ſpürte, und klug genug war, die Urſach derſelben zu errathen; ſo gab ſie doch ihr Vorhaben deswegen noch nicht — ganz auf. Sie verdoppelte vielmehr ihre Aufmerkſamkeit, ihm durch tauſend kleine Gefälligkeiten zuvorzukommen und durch Mitwirkung ihrer Reitze, die ſie ſehr geſchickt zu gebrauchen wußte, ſeine Sinnlichkeit von neuem rege zu machen und die ſchlum-

mernde Leidenſchaft wieder zu erwecken. Aber alle dieſe Verſuche hatten nur die für ſie widrige Folge, daß der mürriſche Braune unſern Fahrmann um ſo mehr zu bewachen ſchien. Sie rechnete indeß noch ſtark auf die Nachbarſchaft auf dem Poſtwagen.

Der Poſtillon ſties jetzt ins Horn und die Paſſagiere machten ſich fertig wieder aufzuſteigen. Jeder nahm ſeinen vorigen Platz, und auch Fahrmann wollte ſich wieder neben das Mädchen ſetzen, als der braune Mann ihn mit einem Lächeln, das ihm nicht ſehr geläufig zu ſeyn ſchien, ſanft zurückhielt, indem er ſagte: „Halten Sie! Das geht nicht an! Sie ſollen nicht der einzige Glückliche ſeyn, der immer bey der Demoiſelle ſitzt; ſo was gehört auch für Unſereinen!“ — und mit dieſen Worten lies er ſich bey der Schönen nieder.

Fahrmann überlies ihm ſtillſchweigend, vielleicht gern und ungern zugleich, den Platz und nahm nun den Vorderſitz ein. Nachdem nun Alle ſaßen, brachte ein kräftiger Peitſchenhieb die vier magern Poſtklepper in Aktivität, und im fördernden Trab giengs vorwärts.

Dieſe veränderte Beſetzung der Plätze hatte auch einigen Einfluß auf die Unterhaltung, der

jetzt mehrere Umſtände ungünſtig waren. Der braune Mann redete mit dem Mädchen nicht, und dieſes nicht mit ihm, und da ſie bey der Aufſicht ihres Nachbars auch eben mit Fahrmann nichts abzumachen hatte, und dieſer ebenfalls ein Bedenken fand, das Geſpräch zuerſt anzuknüpfen, welches er, bey dem wieder angenommenen Stillſchweigen des Braunrocks und bey der weiten En fernung der hintenſitzenden Beyden, allgemein zu machen, nicht hoffen konnte; ſo nahm das Jüngferchen den Ausweg — in Ermanglung, etwas Beſſeres thun zu können, — ganz ſanft einzuſchlummern. Der Kaufmann, welcher auf der letzten Station den Galanteriehändler zu oft hatte Beſcheid thun laſſen, war ſo wie dieſer, ebenfalls einem ſehr bedürftigen Schlafe in die Arme geſunken.

Auf die Art herrſchte ein allgemeines Stillſchweigen, während welchem unſer Held Muſe hatte, eine kleine Selbſtbeſchauung vorzunehmen. Was er dabey entdeckt, und wie er über das Entdeckte geurtheilt habe, können wir ſo genau nicht angeben, weil wir keine andre Data dazu haben, als einige tief heraufgeholte Seufzer

und einige leiſe: „ach Sophie!“ — Vielleicht, war mancher gute Vorſatz das Finale davon. —

Die fernere Reiſe unſers Freundes — während welcher die Sitze, wie wir eben angezeigt haben, vertheilt blieben, war ganz leer an Abentheuern; bis auf die letzte Station vor L**, wo ihm noch eins aufſties, welches wir unſern Leſern mit gutem Gewiſſen wohl nicht verſchweigen dürfen.

Hier waren ſie kaum vor dem Poſthauſe vorgefahren, als ein Schwarm fideler Muſenſöhne, welche hier auf Weglagrung lagen, um den ankommenden (ſogenannten) Füchſen eine Reiterzehrung abzujagen, aus der Thüre ſtürzte und den Wagen umringte. Einer derſelben fragte in barſchem Ton: „Schwager! was haſt d' geladen? Haſt d' keinen Fuchs auf?“ — „Eenen glob' ich,“ erwiederte der Poſtillon, womit er unſern Fahrmann meinte, der ſich für einen angehenden Studenten ausgegeben hatte. — „'n Fuchs! 'n junger Fuchs, der geprellt ſeyn will!“ brüllten ſogleich ein vierzig rauhe Kehlen. —

Unter dieſem Lärm ſtieg die Reiſegeſellſchaft vom Wagen und begab ſich nach dem Gaſtzimmer, wohin der ganze Haufe Studenten folgte.

Der Braunrock behielt auch hier ſein äuſſeres Air und ſetzte ſich abgeſondert in eine Ecke, von wo aus er bey ſeiner Flaſche Wein mit ruhigem Blick die Geſellſchaft überſah.

Sahrmann geſellte ſich zu den übrigen Reiſegefärthen. Indeß ein Theil der Weisheitsſchüler ſich auf eine ſehr freye Art mit der Schönen unterhielten, die ſich — was unſern Helden, ohngeachtet der erhaltenen Warnung, ſehr fraſpirte — in gar keine Verlegenheit dadurch geſetzt fand; machte ſich eine andre Parthei mit Sahrmann, als dem vermeinten Fuchſe, zu thun. Der Eine fragte ihn nach dem Befinden des Herrn Rektors und der lieben Aeltern; ein zweyter machte ihm ein ironiſches Kompliment über ſein friſches Ausſehen, nach einer ſo fatiganten Reiſe, und noch Andre überhäuften ihn mit äuſſerſt höniſchen Höflichkeitsbezeigungen. —

Sahrmann, der mit den Studentenmanieren nicht unbekannt war, und der, wie wir wiſſen, das Herz zu ſehr am rechten Flecke hatte, um ſo leicht ins Bokshorn gejagt werden zu können, hörte dem Unweſen ganz ruhig zu, ohne ein Wort zu verlieren. Dies Stillſchweigen mochte man ihm wohl für Blödigkeit oder Furchtſamkeit aus-

legen. Ein Student, mit dem völligen Koſtüm eines Eiſenfreſſers, mit ungeheuern Stolpſtiefeln, mit fingerlangen klirrenden Sporen, ſchmutzigen ledernen Hoſen, großen beſiederten Hute und einem fünf Fuß langen Hieber, den er auf der Erde nachſchleppte, trat recht vor ihm hin und fragte ihn auf eine äuſſerſt mokante Art:

„Ha, liebes Püppchen! ſagen Sie mir doch, was gab Ihnen denn die liebe Mama beym Abſchiede für eine gute Lehre mit auf den Weg?“

Nun lief dem ſonſt ſo gutmüthigen Fahrmann die Laus auch über die Leber; doch hielt er noch an ſich und antwortete geſetzt: „Seyn Sie nicht zu neugierig!“

Student. (mit Karikatur freundlich) Je, warum denn nicht? — O, beſtes Freundchen! halten Sie mich nicht lange auf! Sagen Sie mir dieſe herrliche Lehre, bitte, bitte! ich bin gar ungeduldig.....

Fahrmann. (mit verbißnem Grimm) Sie zu erfahren? — Nun, wenn Sie mir verſprechen, nichts übel zu nehmen — und ſelbſt denn, wenn ich ſie auch in Ausübung bringe......

Student. O, im geringſten nicht, allerliebſter Junge! Ich — nehme in der Welt Gottes nichts übel. Sagen Sie nur her, bitte. —

Fahrmann. (auf den Studenten zutretend) Gut, weil Sie's denn ſo haben wollen, ſo mags drum ſeyn. — Sehen Sie, meine Mutter gab mir vor fünf Jahren, als ich von ihr Abſchied nahm, um die Akademie zu beziehen, die gute Lehre mit auf den Weg: — Geben Sie wohl Acht! — Jedem Eſel, der ſichs unterfangen möchte, Dich zum Ziel ſeiner Eſeleien zu machen, dem gieb eine derbe Ohrfeige..... Hier, Herr Eſel! — ſo eine — fühlen Sie ſie? —

Die Maulſchelle war wirklich bey den Worten: ſo eine, erfolgt; und zwar ſo nachdrücklich, daß dem Eiſenfreſſer Hören und Sehen vergieng und er zu Boden ſtürzte; worauf Fahrmann ſich zu ſeinem Stuhle zurückzog.

Ein allgemeiner Aufruhr unter den Burſchen war die natürliche Folge dieſes kühnen Streiches. Einige beſchäftigten ſich mit dem zu Boden geſunkenen, während der größte Haufe unter einem fürchterlichen Geſchrey unſerm Fahrmann zu Leibe gieng, um im Namen des gemißhandelten Bruders Satisfaktion zu nehmen.

Unſer Freund nahm ſogleich ſeinen Entſchluß. Mit Behendigkeit ſprang er, um dem erſten Anlauf auszuweichen, über einen hinter ihm befindlichen langen Tiſch, den man erſt umgehen mußte, um ihm in die Flanke zu kommen, und darauf zog er aus der Taſche ein Sakpiſtol und gab durch eine ſehr decidirte Pantomime zu verſtehen — denn hören konnte man ihn nicht — daß er den Erſten, der ihn in ſeiner Verſchanzung angreifen möchte, mit einer Kugel empfangen werde.

Das that Wirkung. Die meiſten machten einen Schritt zurück und keiner wagte, den Sprung über den Tiſch nachzuthun. Es entſtand ſogar eine Stille.

Dieſe benutzte der Braunrock, der, als er Fahrmann ſo in der Enge ſah, ſich aus ſeinem Winkel hervorgemacht hatte. Mit einer Miene, welche Ehrfurcht einflößte und welche dem Manne eine Art von eben ſo unbeſchreiblicher als unnachahmlicher Würde mittheilte, die von einem ſehr decidirten Ton unterſtützt wurde, ſagte er:

„Meine Herren, was bisher vorgefallen iſt, hielt man der leichtſinnigen, frivolen Jugend zu Gute. Als Nichtswürdige aber — als ſolche die die Verachtung jedes rechtlichen Mannes verdie-

nen,

nen, würden Sie ſich zeigen, wenn Sie fortfahren wollten, einen Mann zu beleidigen, der durch ſein ganzes Betragen von Anfang an, ſich Ihre Achtung erworben haben ſollte. Die Behandlung, welche Einer aus Ihrer Mitte ſich durch ſein pöbelhaftes Benehmen ſo gerechterweiſe zugezogen hat, können Sie nicht als eine Beſchimpfung Ihres Standes anſehen, die Ihnen zu rächen obliegt; weil Sie ſonſt verpflichtet ſeyn würden, ſich auch jedes Schurken anzunehmen, der den Namen Student führt. Gewiß, eine ſehr ſchändende Protektion! — Folgen Sie daher dem Rath eines Mannes, deſſen Erfahrung Ihnen dieſen Rath ehrwürdig machen ſoll! Gehen Sie in Frieden auseinander und laſſen Sie dieſen Herrn, der nichts als Nothwehr geleiſtet hat in Ruhe! — Hören Sie? gehen Sie hübſch!“ ſetzte er noch zuletzt mit äuſſerſt impoſanten Ton und Geberde hinzu.

Ein mächtiger Zauberer mit der lähmenden Zauberruthe in der Hand, hätte nicht mehr Wunder thun können, als unſer braune Demoſthenes mit ſeiner kleinen Rede that. — Der Donner des Zorns brüllte nicht wieder; die wetterleuchtenden Wolken verſchwanden eine nach der

andern. Oder — verſtändlicher und ohne Figur! die Studenten, von einer Art paniſchen Schre- cken ergriffen, verlieſſen nach und nach den Platz, und ſelbſt der, den unſer Fahrmann ſo kräftig Mores gelehrt hatte, verlohr ſich unter der zur Thüre hinausſchleichenden Menge, ohne daß er weiter geſehen wurde.

Als der Poſtillon ſeine gewöhnliche Loſung gab, beſtieg Alles ruhig und ungeſtört den Poſt- wagen, der bald davon raſſelte. Das Geſpräch hatte durch die letzte Begebenheit wieder einen Stof erhalten, der es ſehr lebhaft unterhielt. Un- ſer Braunrock allein, ſaß ſo ſtumm da, als wenn er nicht einmal etwas davon gehört hätte, und ſelbſt auf die Dankſagung Fahrmanns für den ihm geleiſteten wirkſamen Beyſtand, antwor- tete er nur durch eine Miene, welche ohngefähr ausdrückte: für Erfüllung desjenigen, was ich für Pflicht halte, laß' ich mir nicht gern danken!

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Endlich kommen ſie an.

Als man in der Nähe von L*** gekommen war, fiel die Rede, wo man logiren werde. Fahrmann äuſſerte, daß er ſein Unterkommen noch nicht wiſſe. Da war nun der freundſchaftliche, komiſche Kaufmann ſogleich mit dem Erbieten bey der Hand, ihn mit in ſeinen Gaſthof, den er ihm nannte, zu nehmen, und er verſprach unſerm Freunde ſogar, wenn, wie es während der Meſſe wohl der Fall ſeyn könne, kein Zimmer mehr frey ſeyn ſollte, das ſeinige mit ihm zu theilen, das für ihn ein wie allemal parat ſtehe. Fahrmann nahm das mit vielem Danke an, und als man vom Poſtwagen abgeſtiegen war und ſich von allen Seiten bekomplimentirt und Abſchied genommen hatte, begab er ſich mit dem Kaufmanne an Ort und Stelle.

Wie dieſer geſagt hatte, war es. Fahrmann konnte kein eigen Zimmer bekommen und mußte alſo von dem Anerbieten ſeines Reiſegefährten Gebrauch machen. Zufolge des Rathes,

welchen der Oberſte Ehrlichheim unſerm Freunde gegeben, veränderte dieſer hier ſeinen Namen abermals, den er in Fahrbek umwandelte, indem er ſich für einen reiſenden Gelehrten ausgab.

In dem Wirthshauſe wurde eine Table d'Hote gehalten, wo Studenten und andre honette Perſonen ſpeiſten. Unſere Paſſagiere nahmen auch daran Theil. Fahrmann fand ſeinen Sitz unter lauter Studenten, die aber in ihrem Benehmen nichts weniger als ſo rebûtant, wie Jene waren, welche er unterweges vorgefunden hatte. Beſonders gefielen ihm drey ſeiner nächſten Nachbarn, die ſich mit ihm viel zu ſchaffen machten und ihm recht gute, brave Jünglinge zu ſeyn ſchienen.

Als das Geſpräch auf die ſchöne Gegend um der Stadt fiel, wovon Fahrmann immer viel gehört hatte, und er als ein Freund der Natur ſeine Begierde zu erkennen gab, Alles zu ſehen; ſo erboten ſich ſeine drey neuen Freunde — welchen Titel er ihnen nach ſeiner gutmüthigen Voreiligkeit, ſchon halb und halb zugeſtand — nach dem Eſſen mit ihm eine Promenade zu machen, die auch ſtatt hatte. Man beſuchte einige an=

ſtändige, ſehr reitzende öffentliche Gärten und des Abends das R . . . ſche Kaffeehaus, welches Alles unſerm Helden recht wohl gefiel. Auf dieſem Spatziergange ward deſſen Freundſchaftsband mit den drey Studenten vollends geknüpft. Man verſprach ſich gegenſeitig einander während des Fahrbekſchen Aufenthaltes in L** recht zu genieſſen.

Als er des Abends nach Hauſe kam, war ſein komiſcher Stubenkamrad ſchon im Schlafrock. Zum erſtenmal nahm dieſer jetzt ein ernſthaftes Geſicht an, und las unſerm Freunde ein Kapitel über das leichtſinnige Freundſchaftſtiften mit Studenten. Da wir noch nicht Urſach haben, eine Nebenabſicht hinter dieſem Kapitel zu vermuthen; ſo müſſen wir ſehr im Namen unſers Helden dafür verbunden ſeyn, da dieſer, der ſich nicht gern in ſeiner guten Meinung von dem Menſchengeſchlechte ſtören lies, nicht viel daraus machte. Beyde legten ſich, von der Reiſe noch ermüdet, zeitig nieder, und wir hoffen, daß ſie morgen recht vergnügt aufſtehen werden. —

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Hoffen und Harren, u. ſ. w.

Was wir am Ende des vorigen Kapitels hofften, iſt — wenigſtens auf Seiten unſers Sahrmanns — nicht eingetroffen. Als er früh erwachte und ihm die Sonne ſchon warm ins Geſicht ſchien, wollte er nach ſeiner Uhr ſehen, welche Zeit es wäre. Allein, die Uhr befand ſich nicht in den Beinkleidern, welche er am Abend zuvor, ſeiner Gewohnheit nach, vors Bett gelegt hatte. Er meinte anfänglich, er habe ſie wohl aus Verſehen, ſtatt in die Uhrficke, in die große Taſche geſteckt: aber — nun erſchrak er gar ſehr, als er nicht allein die Uhr nicht darinn fand, ſondern auch ſeine Goldbörſe aus derſelben vermißte. Im erſten Schreck rief er ſeinen Stubenkameraden, der ihm aber nicht antwortete, weil — er ſich nicht mehr im Bett und eben ſo wenig im Zimmer befand. Sahrmann wußte gar nicht, was er von dem Verſchwinden ſeiner Uhr und ſeiner Börſe denken ſollte. Verdacht auf Jemand zu werfen, der ſie geſtohlen haben könn=

te, kam ihm nicht ein. Indeß zog er ſich doch geſchwind ein Wenig an und gieng hinunter in die Gaſtſtube.

Er erzehlte dem Wirth den Vorfall und dieſer — zuckte die Achſeln. Endlich, als er ſich beſann, daß Fahrmann mit einem andern Fremden ſich auf einem Zimmer befände, fragte er, was dieſer zu der Sache ſage. Nun erfuhr er erſt, daß derſelbe nicht da wäre. — „Kennen Sie denn den Mann?“ erwiederte ſchnell der Wirth. — „Nicht weiter,“ war die Gegenantwort, „als daß wir auf der Poſt mit einander hieher gekommen ſind und daß er mir geſagt, er ſey ein Kaufmann, der die Meſſe beſuche.“ — „Und ich,“ entgegnete der Wirth, „ſag' Ihnen, daß er wahrſcheinlich ein großer Spitzbube iſt, der Ihre Uhr und Börſe hat mit ſich gehen laſſen. — Wie konnten Sie auch ſo unvorſichtig ſeyn, und Geld und Uhr vors Bett legen, da Sie ſich mit einem unbekannten Menſchen beyſammen befanden! — Wenn ich in ſolch einem Fall bin, leg' ich meine ſieben Sachen unters Kopfküſſen und ſchlafe dabey noch nicht recht feſt.“ —

Fahrmann meinte, es wäre doch etwas hart, einen Menſchen ſogleich auf den erſten Anſchein

eines ſolchen Schelmſtücks zu beſchuldigen. Man müſſe doch abwarten, ob er nicht wiederkäme, und es könne ja ein andrer Dieb, da der Kaufmann vielleicht wegen Geſchäfte früh ausgegangen ſey, indem er noch geſchlafen, ſich ins Zimmer geſchlichen haben. — Der Wirth fand dafür wenig Wahrſcheinlichkeit, und blieb bey ſeiner Meinung und Fahrmann ohne Geld und ohne Uhr.

So wenig ſich dieſer aus dem Gelde machte — weil er deſſen Mangel noch nicht empfunden und alſo deſſen Werth auch nicht genugſam kannte — ſo gieng ihm ſein Verluſt doch ziemlich zu Herzen. Es wollte ihm ſchon recht bange werden; als er auf einmal an Etwas dachte, das ihm auf ſeiner ganzen Reiſe nicht beygefallen war; nehmlich an den Brief, auf deſſen Vorzeigung er tauſend Dukaten heben konnte. Flugs war aller Kummer dahin, und wir glauben, daß wenn ſein Dieb ihm mit einer recht leidenden Miene unter die Augen getreten wäre, und ſeinen Diebſtahl mit der dringenden Nothdurft recht rührend beſchöniget hätte, er ihm nicht nur verziehen, ſondern auch den Raub gelaſſen haben würde.

Ehe man zu Tiſche gieng, hatte unſer Held ſeine tauſend Dukaten ſchon im Sack, und wenn ihn das Wegbleiben ſeines Kaufmanns — den er nun, wiewohl mit einer unangenehmen Empfindung, für den Räuber ſeines Eigenthums erklären mußte — nicht am Abend daran erinnert hätte; ſo würd' er vielleicht nicht mehr daran gedacht haben, daß er am Morgen ſo anſehnlich beſtohlen worden war. —

Wir, die wir ein beſſeres Gedächtniß als unſer Fahrmann haben, erinnern uns noch gut des Kapitels, welches der ſaubre Moraliſt von Kaufmann, ihm den Abend zuvor über das leichtſinnige Freundſchaftſtiften geleſen, und erklären uns nun leicht das Motif, welches dazu Anlaß gegeben hat. Er traute nehmlich den Studenten nicht, und beſorgte, daß dieſelben gleiche Abſicht mit ihm auf das Fahrmannſche Goldklümpchen haben möchten. Dieſe Beſorgniß mochte ihn denn auch bewogen haben, ſich deſſelben je eher, je lieber, zu bemächtigen, ehe die lüſternen Burſche ihm zuvor kämen.

Seinen neuen Freunden, den drey Studenten, erzählte unſer Held indeß doch von ſeinem Verluſt; vergaß aber nicht — in der Vorausſe-

tzung ihrer herzlichen Theilnahme an jenem Unſtern — um ſie ſeinetwegen zu beruhigen, ihnen von dem reichlichen Erſatz des Schadens durch die tauſend Dukaten, Nachricht zu geben. —

Daß er ſich aus dieſem Vorfall wieder eine Klugheitsregel für die Zukunft abſtrahirt habe, müſſen wir wegen dieſer neuen etwas unvorſichtigen Offenherzigkeit gegen die Studenten über ſeinen Kaſſenbeſtand, allerdings bezweifeln. Vielleicht unterlies er deswegen von dieſer Begebenheit eine Nutzanwendung zu machen, weil es ſeinem Herzen zu unbehaglich fiel, ſeinem Zutrauen gegen die Menſchen, in Zukunft ſehr enge Grenzen zu ſtecken, welche Lehre doch daraus reſültirt wäre.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Trifolium.

Da wir uns ſchmeicheln, daß die Leſer nun ſchon ſo viel Intereſſe für unſern Helden haben, daß Ihnen nicht leicht etwas gleichgültig ſeyn könne, was denſelben angeht, oder auf ihn Bezug hat; ſo glauben wir nicht unangenehm zu werden,

wenn wir Sie mit den drey Studenten, die er ſchon mit dem ſchönen Namen, Freunde, beehrt, näher bekannt machen.

Weit entfernt, zu der Klaſſe der Kopfhänger zu gehören, waren ſie vielmehr ſehr luſtige, muntere Burſche, welche das Summum bonum in einem fortdauernden, fröhlichen Lebensgenuß — wie ſie ihre Art zu leben, nannten — gefunden zu haben glaubten, und die darauf ausgiengen, reiche Proſeliten zu machen: um ſich dieſen koſtſpieligen Genuß anhaltend verſchaffen zu können. Hierinn waren alle drey ſich ähnlich; nun wollen wir Jeden in ſeinem individuellen Zuſtande ſehen.

Von Kronow, war Kavalier und beſuchte die Akademie blos aus dem Grunde, um freyer und unſchenirter genießen zu können. Sein Vater, ein General, der zwar brav wie ſein Degen, aber übrigens ein roher und unpolirter Krieger war, beſchränkte ſeine Beſchäftigung einzig darauf, ſein Regiment zu kujoniren, des Tages ein halbes Dutzend Buteillen Ungarwein auszuleeren, des Abends ein Mädchen für ſeine noch immer lebhaften Bedürfniſſe zu haben, und — ſeine ermatteten Kräfte wieder anzufriſchen. —

Er war Witwer, und um ſeinen Sohn bekümmerte er ſich gar nicht. Dieſer war ihm ſchon aus dem Grunde verhaßt, weil er den ihm ſo verhaßten Stand eines gelehrten Dintenklekkers — dies war ſein Ausdruck — dem ehrenvollen Stande eines Soldaten vorgezogen hatte. Er ſchickte ihm jährlich tauſend Thaler von ſeinem Mütterlichen, und überlies es übrigens deſſen Willkür damit zu ſchalten und zu walten.

Von Kronow war Epikuräer im höchſten Grade. Seine Genüſſe durch den Reitz der Neuheit und durch Verfeinerung und Vervollkommung des Grobſinnlichen zu erhöhen und dauerhafter zu machen, war ſein erſtes Studium. Mädchen, Wein und Spiel waren die vornehmſten Gegenſtände ſeiner Leidenſchaften.

Seine Figur begünſtigte ſeine Unternehmungen im Reiche der Liebe, und Geld befriedigte ſeine übrige Neigungen und ſeinen Epikuräism. Doch reichte das ſeinige beyweitem nicht zu, und von Kronow hatte daher ſo viel Schulden als — Haare auf ſeinen Scheitel. Er ſuchte jetzt einen Unerfahrnen, deſſen mehrgefüllter Geldbeutel ihn zuweilen aus der Noth helfen könn-

te, und glaubte einen ſolchen an Sahrmann gefunden zu haben.

Sein Karakter war übrigens durchaus böſe. Unter einer gleißenden Auſſenſeite verbarg er die ſchändlichſten, ſchwärzeſten Laſter. Seinen Leidenſchaften opferte er Alles auf. Ihm war nichts heilig; weder Bande der Freundſchaft, weder Unſchuld, weder irgend eine Verbindung. Um ſeinen Laſtern zu fröhnen, trennte er jedes Freundſchaftsband, zerknikte er jede Unſchuld, löſ'te er jede Verbindung auf, und lebte ſo nach ſeiner Art — ſinnlich glücklich.

Seine Kenntniſſe waren die eines Adlichen; das heißt: er war eine Art Polihiſtor, der von Allem etwas und von keiner Sache was Gründliches wußte. Soviel von dem Herrn von Kronow.

Robiz, ſtudirte Jura, und hatte dabey alle Anlagen, einſt ein recht hämiſcher, boshafter, ränkvoller Rabuliſt zu werden. Die Verſtellungskunſt hatte er in einem hohen Grade inne. Unter dem Firniß einer ſcheinbaren Herzensgüte und einer erheuchelten Theilnahme, ſchlich er ſich in die Gunſt eines Jeden ein, und wenn er einen Solchen lange genug gekirrt, wenn er ihm lange

genug Freundſchaft gelogen, lange genug ſein Zutrauen gemißbraucht hatte: dann haſchte er nach einer Gelegenheit, ihm, ſey 's wodurch es wolle, einen Streich zu verſetzen, der ihn zur Verzweiflung brächte, und dann hohnlächelte der ſchadenfrohe, der ſyſtematiſche Böſewicht Kobitz.

Er war nicht allein reich, ſondern er hatte noch dazu anſehnliche Stipendien. Sein Vater, ein Hauptprediger in einer anſehnlichen Reichs=ſtadt, konnte ihm dieſe ja — da er ſie zu verge=ben hatte — leicht verſchaffen; wenn gleich eini=ge Dürftige darunter litten und dieſen Schurken von Pfaffen verwünſchten. — —

Nicht in dem Grade Wollüſtling, als von Kronow, ſchien er mehr das Spiel zu lieben vermuthlich deswegen, weil ſeine Gewinnſucht ſich hierbey beſſer ſtand. Sein Aeuſſeres war ziemlich vortheilhaft; doch ein gewiſſer hämiſcher Zug, der in ſeiner Phyſionomie von der gütigen Natur als ein Warnungszeichen eingeprägt ſtand, machte ihn dem Forſcherblick des Menſchenken=ners bald verdächtig.

Auſſer ſeinem Brodſtudium hatte er auch noch andere Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders die galanten, kultivirt. Er war muſikaliſch und

excellirte auf der Geige vorzüglich. Er tanzte wie ein Veſtris; focht wie ein Miré, und ſaß zu Pferde wie — ein Alexander.

Fackmann, in Anſehung der Herzensgüte in aller Rückſicht weit über dieſe Beyde erhaben, wäre gewiß in einer andern Lage einſt ein brauchbarer, ſeinem Vaterlande nützlicher Mann geworden. — Aber — Fackmann war ſchon zu tief geſunken, und nur ein Wunder wie das, welches einſt den philoſophiſchen Paulus bekehrte, hätte ihn zum Nachdenken bringen können. Ausſchweifung in puncto puncti und Neigung zum Spiel, konnte man ihm nicht ſchuld geben. Sein einziges, ſehr grobes Laſter, war der Trunk. Man mußte Fackmann nicht in den Kollegien, ſondern gewöhnlich im niedrigſten Pufkeller, in den gemeinſten Schenken ſuchen. Hier ſaß er, umgeben vom Auswurfe des ſchmutzigſten Pöbels, hörte und erwiederte deſſen Zoten, und ſof ſo lange, bis er von der unſaubern Bank herabſank und in ſeinem eignen Unflath einſchlief.

Sein Vater, ein reicher Guthsbeſitzer, hatte ſich mehr um die Zuſammenſcharrung eines großen Vermögens, als um die Erziehung ſeines einzigen Sohnes bekümmert. Dieſer trieb ſich

im väterlichen Hauſe beſtändig unter dem Geſinde herum; machte deſſen Sitten ſich zu eigen, und da er hier nur Obſcönitäten und Niederträchtigkeiten ſah und hörte; ſo konnt' es nicht fehlen, daß er bald mit eben der Fertigkeit ſof, fluchte und Zoten riß, als ſein Original, der Großknecht.

So war er als Knabe. Als er nach der Zeit auf Schulen in eine eingeſchränktere Lage und unter die ſorgfältigere Aufſicht der Lehrer gekommen war, unterlies er zwar viele ſeiner ſchlechten Gewohnheiten aus Furcht, und wäre vielleicht durch eine fortdauernde Einſchränkung radikal gebeſſert worden, wenn nicht die dumme Grille ſeines Vaters, ihn ſtudiren zu laſſen — wodurch er in jenen Zuſtand der Ungebundenheit verſetzt wurde, deſſen der Burſche auf Univerſitäten in zu frühen Jahren genießt — ein unheilbares Recidiv hervorgebracht hätte.

War Sackmann nüchtern — wie Fahrmann ihn anfänglich nicht ganz zufällig immer ſah, — ſo war er ein recht leidlicher, jovialiſcher Kerl und ſo, wie man ſich ihn zum Geſellſchafter nur wünſchen konnte. Er hatte ein gewiſſes Talent, Bonmots und Lächerlichkeiten mit einer ſo trock-

nen

nen Laune aufzutiſchen, er wußte bey ſeinen Spä-ſen ſo eine unbefangene Miene, ganz wider Gewohnheit der alltäglichen Luſtigmacher — die mehrentheils immer zuerſt über ihre Poſſen lachen — beyzubehalten: daß ſeine Schwänke wegen der Ueberraſchung, einen verdoppelten Effect machten.

Er ſtudirte — oder ſollte vielmehr Theologie ſtudieren; aber es waren ihm Polemik, Dogmatik, Exegeſe, und wie alle die theologiſchen Schnurpfeifereyen heiſſen — Böhmiſche Dörfer. — Deſto bewanderter war er in den Leibesübungen. Er ritt vortreflich; er ſof wie — ein Kanonikus, und im Fechten übertraf ihn in ganz L * * keiner, als Robitz. Sein Herkuliſcher Körperbau, ſein renomiſtiſcher Anzug, und ſeine Art von Point d'Honneur, welches bey aller ſeiner Liederlichkeit doch äuſſerſt zart war, machten ihn zum furchtbarſten Feind aller L * * er Stutzer. Ich hätte es keinem rathen wollen, ihm über ſeine Trunkenheit und ſeine übrige Ausſchweifungen Vorwürfe zu machen. Er würde ihn ſogleich vor ſeiner furchtbaren Klinge, welche keinen ohne Züchtigung durchlies, zur Rechenſchaft gezogen haben.

Dies die Skitzen der neuen Freunde unſers Fahrmanns. Wir werden nun ſehen, wie dieſer in ihrem Umgange ſich benahm; wie er ſich nach und nach zu ihrer Lebensweiſe gewöhnte, und wie er endlich . . . . . doch — chè va piano va ſano! —

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Aufſchlüße.

„Ja, der erſte Schritt iſt Alles —
„O! iſt dieſer fehl gethan:
„Dann, ſo nimmt des nähern Falles
„Sich Dein Schutzgeiſt nicht mehr an!"

Nun werden ja meine Leſer ſchon ſo ziemlich im Stande ſeyn, beurtheilen zu können, welche Motifen unſerm Helden die Ehre der Freundſchaft dieſer drey Herren verſchafte, als auch, von welcher Art das Band war, das dieſelben unter einander zuſammen hielt.

Der weichliche, epikuräiſche Kronow, welcher bey ſeinem Gewerbe als Spieler, nicht ſelten in den Fall kam, ſich Händel zuzuziehen, die

der Feige ſelbſt auszumachen, ſich ſcheute, bedurfte eines fremden Schutzes, welchen er in den Klingen ſeiner Freunde Robitz und Fackmann fand.

Der niedrige, habſüchtige Robitz, der nicht Feinheit und Fertigkeit genug beſaß, beym Spiel die Beſtändigkeit der wankelmüthigen Glücksgöttin zu fixiren, fand bey dem von Kronow, der alle Kunſtgriffe und Kniffe falſcher Spieler aus dem Grunde verſtand, und mit dem er immer halb ſpielte, ſeine Rechnung; wogegen er ihm bey Gelegenheit mit ſeinem Degen zu Dienſte war. Mit Fackmann hielt er deswegen Freundſchaft, weil dieſer der Einzige war, den er fürchtete. Denn ob er demſelben zwar noch an Geſchicklichkeit, die Klinge zu führen, überlegen war; ſo war dieſer es ihm doch bey weitem an Stärke des Arms, und — wo der niederträchtige, im Grunde äuſſerſt feige Robitz nicht ſeinen Vortheil gewiß ſah, da blieb er gern davon.

Fackmann endlich, dem ſein karger Vater nicht allzugroße Wechſel ſchickte, und deſſen Kehle viel brauchte, fand ſeine Rechnung bey der freyen Zeche, welche ihn dieſe ſeine Freunde bey ihrem Spiel- und andern Gelagen, wo er immer zuge-

gen war, genießen ließen, und bezahlte dieſe — da keine Freundſchaft ohne gegenſeitige Dienſtleiſtungen leicht beſtehen kann — mit der ſchon bemerkten Bereitwilligkeit ſeines Arms und mit luſtigen Schwänken, wenn ein fehlgeſchlagner Coup ihre Laune zuweilen verſtimmt hatte.

Was unſerm Sahrmann die Anhänglichkeit dieſes edeln Dreyblattes zuzog, war — deſſen Goldbörſe. An deren Seegen Theil zu nehmen, war das Ziel, das zu erreichen, ſie ſich vorgeſteckt hatten. Dieſer Anſchlag war gleich den erſten Mittag, als ſie an der Table d' Hote mit einander ſpeiſ'ten, von Robitz gefaßt und deſſen Spiesgeſellen durch einen Wink mitgetheilt worden. Daher das zuvorkommende Betragen, welches alle Drey gleich anfänglich gegen unſern Freund beobachteten. Auſſer, daß Robitz, als ein feiner Fuchs, bald gemerkt hatte, wes treuherzigen, gutmüthigen Geiſtes Kind Sahrmann ſey; ſo hatte beſonders der Anblick deſſen mit Goldſtücken angefüllten Börſe, die dieſer beym Bezahlen des Eſſens manchem gierigen Auge preis gegeben, ihn zu dieſem Winke determinirt.

Die ſaubern Freunde, die immer nach der ſichern, in ein altes Sprüchwort eingekleideten

Lehre: „wenn man Vögel fangen will, ſoll man nicht mit Knitteln drein werfen,“ verfuhren, giengen mit ihrem Plane ſehr vorſichtig zu Werke. Daher beſuchten ſie auch, um Sahrmann nicht zu rebütiren, anfänglich mit ihm die ehrbarſten und anſtändigſten Oerter, und ſie fanden bald, nachdem ſie ihn ein Wenig ausſtudiret, daß ſie einen ganz richtigen Weg eingeſchlagen hätten, indem ſie ihn für einen Tuckmäuſer oder Kopfhänger erkannten, mit welchem Namen ſie Jeden belegten, deſſen Sitten unverdorben waren und dem Tugend und ein regelmäßiger Wandel noch Pflicht zu ſeyn ſchienen.

Robitz — dem dies, als den Fähigſten dazu, immer anheim fiel — war mit dem Operationsplan gegen unſern Helden bald zu Stande. Demſelben zufolge, wurden die Aproſchen in ziemlicher Entfernung, auſſer dem Geſichtskreiſe des Belagerten, angelegt. Oder deutlicher zu reden, man begann ſich ſeinem Zwecke mit ſolcher Behutſamkeit und ſo unmerklich zu nähern, daß wohl ein Erfahrnerer als unſer Held, ſich in Netze hätte verwickeln können, deren Fäden ſo fein waren, daß das Auge eines Kenners dazu gehörte, um ſie zu entdecken.

Der vorgezeichneten, allmählichen Stufenfolge gemäß, durch welche ſie unſern Sahrmann zu ihrem Zwecke führen wollten, zeigte ihm dieſer dreyeinige Satan in den erſten acht Tagen nichts von ſeinen Krallen. Alles gieng ſittſam und ordentlich einher, und ſelbſt Sackmann durfte ſich nicht ſehen laſſen, wenn er über'n Durſt getrunken hatte. Wenn dies der Fall war, hies es: Sackmann ſtudire. — Man machte ſich indeß, obſchon in aller Unſchuld doch recht luſtig. Man ritt, man fuhr, man beſuchte das Schauſpiel und die Konzerte. Um aber nicht zu weit in Vorſchuß zu kommen, wußten die Verbündeten es ſo einzurichten, daß Sahrmann das Gelag meiſt allein bezahlte, ohne es zu merken, daß er geprellt wurde. Zu dem Ende machte bey dieſen Parthies de Plaiſir immer einer der Drey die Auslage, und man richtete hernach die Rechnung ſo ein, daß Sahrmanns Beytrag faſt allezeit ſoviel ausmachte, als die Koſten für alle viere betrugen; welches um ſo beſſer angieng, da er, der das Geld ſo leichtſinnig weggab, es nie der Mühe werth gehalten hatte, ſich eine Routine in Kenntniß der Preiſe der verſchiednen Dinge zu erwerben. Er war überdies auch zu entfernt von

allem Mißtrauen, um gegen ſeine vermeinten Freunde einen argen Gedanken aufkommen laſſen zu können.

Nach und nach fieng man an, weniger honnette Plätze zu beſuchen, unter dem Vorwand, daß man, um einen Ort recht zu kennen, ihn in allen ſeinen Theilen ſehen müſſe. Robitz pflegte auch wohl zu ſagen: daß der Mann von Grundſätzen Alles mit anſehen könne. Obwohl Fahrmanns Zartgefühl anfänglich durch dieſen und jenen Gegenſtand ein Wenig ſchockirt wurde; ſo gewöhnte er ſich durch wiederholtes Sehen, endlich doch an Manches, und konnte ſich ſogar zuweilen nicht enthalten, wegen der Verwandſchaft der Sachen, mit einiger Lebhaftigkeit ſich der Nacht auf dem Poſtwagen zu erinnern, da er die Prieſterin der Venus unter ſeinem Mantel beherbergte. Robitzen entgieng dieſes Nachgeben der Fahrmannſchen Strenge nicht, und man fieng nun allmählig an, die Rolle der Sittſamen mit weniger Vorſicht zu ſpielen, indem man ſich bereits hin und wieder einen freyen Scherz erlaubte, den unſer armes Opfer einer Bande Böſewichter, nachdem er auch dies bald gewohnt geworden war, vielleicht ſich auch ſchon verſtat-

tet hätte, wenn er nicht noch von einer gewiſſen Blödigkeit, dieſer Gefährtin der Unſchuld, zurückgehalten worden wäre.

Um nicht langweilig zu werden, enthalt' ich mich billig, die Geſchichte der Verführung unſers Fahrmanns durch alle ihre Abſtufungen zu verfolgen. Genug ſey es mir, zu ſagen; er ſchwankte bereits dem Abgrunde der Libertinage entgegen. Der jetzige Augenblick wäre vielleicht ſchon entſcheidend geweſen; vielleicht hätte er jetzt ſchon die läſtigen Feſſeln der Sittlichkeit und der ihm von Jugend an eingepflanzten Grundſätze abgeſchüttelt; vielleicht hätte er ſich jetzt ſchon vom Strome der Sinnlichkeit in die Strudel der Wolluſt führen laſſen; wenn Schaamhaftigkeit, dieſe Schildwacht der Tugend — und ſehr wahrſcheinlich auch das Bild Sophiens, ihn nicht noch einige Zeit daran verhindert, und wenn ſeine Verführer, um recht ſicher zu gehen, nicht noch gezögert hätten, ihn völlig einzuweihen.

Robitz und Konſorten lieſſen nun jede Mine ſpielen, wodurch ſie irgend einen guten Grundſatz oder eine Bedenklichkeit in die Luft ſprengen konnten. Man predigte jetzt laut unter dem Na=

men des Epikuraiſm, Zügelloſigkeit und Libertinage, und Fahrmann, der nun ſchon den jähen Abhang betreten hatte, an welchem man ſelten den eilenden Schritten Einhalt zu thun vermag, goutirte die neuen Grundſätze, die man ihm vortrug; oder ſah es doch wenigſtens recht gern, wenn man ihm einige leichte Einwürfe durch Sophiſtereien zunichte machte.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Monolog. — Studentenkommerz. Fahrmann fällt auf . . . . . . doch, man kanns ja leſen!

(Fahrmanns Zimmer. — Morgens. — Fahrmann hat ſich nachläſſig aufs Sopha hingeſtreckt und blättert in einem Buche. Auf ſeinem Geſichte bemerkt man Spuren innern Kampfes. Ein kleiner Tiſch mit den Ueberreſten des Frühſtücks ſteht vor ihm. — Er wirft endlich das Buch verdrieslich hin.)

Nein! auch Du, guter Seneka, behaupteſt Unſinn! — Blos bey Bezähmung, blos bey Unterdrückung unſrer Neigungen; blos bey

Entbehrung aller ſinnlichen Genüſſe; blos als mürriſcher, reſignirender Kopfhänger — ſollten wir glücklich leben können? — (Lange Pauſe, während welcher er nachzudenken ſcheint.) Nein! mein Entſchluß iſt gefaßt: ich will — genießen! — (Mit ſteigender Stimme:) Wozu die Weiber, dieſer ſchönſte, dieſer einladendſte Theil der ſichtbaren Schöpfung, wenn wir ſie fliehen? wozu der Wein, dieſer liebenswürdige Sorgenverſcheucher, wenn wir ihn entbehren? wozu alle übrige, vom Schöpfer uns preisgegebne Vergnügungen, wenn wir ſie verſchmähen wollen? — — — Kronow und Robitz haben recht! — Würde die Natur dieſes raſtloſe, prickelnde Gefühl, dieſe beſtändige Begierde nach Genuß, wohl in unſern Buſen verſchloſſen haben; würde ſie deren nie erlöſchendes Feuer wohl in uns entzündet haben, wenn die Mittel ſie zu befriedigen und ihren Heishunger zu ſtillen, uns verboten wären? — — Nein, gewiß nicht! — (Pauſe) Doch . . . warum empfohlen mir mein guter Vater und die andern redlichen Führer meiner Jugend, ſo ſehr die Bekämpfung der Sinnlichkeit und der Leidenſchaften? — Warum rieth man mir ſo ſorgfältig vom Umgang des weiblichen Ge-

ſchlechts und vom Genuß des Weines ab? — Sie mußten es doch für nothwendig, für heilſam halten! — — Vielleicht — vielleicht? — vielleicht übertrieb es die väterliche Sorgſamkeit, welche — — — — doch, ich mag nicht darüber grübeln! Sicher! mein lieber Vater und meine Lehrer haben zu ihrer Zeit auch genoſſen, und — ich will auch genießen! — Wann der Froſt des herannahenden Alters die Gegenſtände unſrer Wünſche verändert; wenn das, durch einen langen Kreislauf abgekühltere Blut unſre Gefühle ruhiger gemacht, die Heftigkeit unſrer Triebe gemildert hat: dann iſt es leicht, Tugendlehren zu geben, Ermahnungen und Vorſchriften zu ertheilen, und faſt eben ſo leicht iſt es dann, ſie in Ausübung zu bringen: aber — im Vollgenuß aller jugendlichen Kräfte — im Beſitz der Mittel, ſich Genuß verſchaffen zu können, und aufgereitzt, durch das Beiſpiel minder kleinängſtlicher und eben daher glücklicherer Männer — — — (Die Hand an das Herz legend, mit einem tiefen Seufzer;) ach! da iſt's ſehr ſchwer, ſie zu befolgen! — — (Lehnt ſich zurück und verſinkt in Träumerei, aus welcher er nach und nach zurückkommt, ſtufenweiſe in Bewegung geräth und end-

lich aufſpringt:) Aber — ach! ach! Sophie! Sophie! — (Sinkt aufs Sopha zurück. Indem pocht man an und Kronow, Robitz und Sackmann treten herein.)

Sackmann. (ſtellt ſich in einer drolligen Attitüde vor Fahrmann) He! Bruder Miſantrop, wo biſt Du? — Wach auf von der Kopfhängerey und werde wie Unſereiner! — Guten Morgen, Junge! (reicht ihm die Hand.)

Fahrmann. Guten Morgen, Freunde!

Kronow. Arrige aures! Wir kommen her, Dich zu einem fidelen Kommerz einzuladen, Signor! Robitz hat ihn angeſtellt, und Deine Gegenwart ſoll ihn verherrlichen. — Ich ſeh Einwendungen auf Deiner Stirn: aber bey Gott! heut kommſt Du nicht davon! Unſrer zwanzig, lauter honorige Burſche, werden Dich zu Pferde abholen. Um zwölf Uhr mußt Du Dich fertig halten. Laß Dir nur gleich beym Philiſter 'ne Schindmähr beſtellen!

Fahrmann. Ich wollt' Euch nicht gern was abſchlagen — aber, heut gehts wohl nicht an. —

Sackmann. Wa — wa — was? Heute ge — gehts nicht an? — Hör, Bruder! damit bleib mir vom Halſe! Solche Einwendungen ſind mir

ſo zuwider, als 'ne Klyſtirſprütze. — (die Andern lachen) Ha, Bruder Tu — uk — mäuſer! das ſag ich Dir — — (taumelt und fällt aufs Sopha) br! ſteh Männchen! —

Robitz. Wir ſagen Dir unſre ganze Freundſchaft auf, wenn Du uns heut Flauſen machſt. —

Fahrmann. Freunde, dringt nicht in mich! Es geht fürwahr nicht an! Bedenkt doch.....

Robitz. Bedenken hin, Bedenken her! — Dich mag man ſchön unter der Ruthe gehalten haben! Aber — ich dächt' es wär 'nmal Zeit, das Schulknabenweſen abzulegen — Pfui, ſchäm Dich was, Fahrbeck! ' alter Burſche, und noch ſo....

Kronow. O, 's iſt 'm kein Ernſt. Will nur gebeten ſeyn. — Ein Kerl wie Fahrbeck....

Fahrmann. (einfallend) Nun — wißt Ihr was? Heut will ich, Euch zu Gefallen, 'nmal mitmachen. —

Kronow. Bravo! Das iſt doch noch 'n honorig Wort! Laß Dich dafür küſſen, herrlicher Junge! —

Robitz. Recht ſo, Bruder! Zum Henker, mit der albernen Tuckmäuſerey!

Fackmann. (der eingeſchlafen war, erwachend) Pe-pe-pereant die Tuckmäu — äuſer! —

Robitz. Nun laßt uns fortmachen! Haben noch Dies und Jenes anzuordnen. Adjeu indeß, Fahrbeck.

Kronow. Bis zum Wiederſehen. — Will Er nicht auf, Fackmann?

(Robitz und Kronow gehen voran und Fackmann taumelt ihnen, ein Lebewohl lallend, hinterdrein.)

(Einige Stunden darauf. — Gaſtzimmer in einer Schenke auf'm Dorfe. — Ein langer Tiſch, mit Bierkrügen, Weinflaſchen, Gläſern, Pfeifen, Taback, Hiebern, Hüten und Peitſchen bedeckt. — Rund umher die Studenten auf hölzernen Stühlen und Bänken. — Einige Nymphen des Orts haben ſich traulich zu ihnen groupirt. — Fahrmann zwiſchen einer ſolchen Nymphe und von Kronow ſitzend, hebt erhitzt von den eingenommenen Geiſtern ſein Glas in die Höh, und ruft mit einem Seitenblick auf ſeine Nachbarin)

He Brüder! es leben alle hübſche Mädchen!

Alle. Laßt ſie leben, die niedlichen Dinger!

Ein Andrer. Und alle fidele, honorige Burſche!

Alle. Vivant! vivant! vivant!

Ein Dritter. Burſche! den Landesvater! (Alle ſingen den Landesvater. — Verworrnes Getöſe. — Der Präſes zieht den Hieber, auf welchen die Hüte geſpießt werden, den er hernach in den über dem Tiſch befindlichen Balken ſtößt, wo er ſtecken bleibt. — Die Mädchen werden ausgelaſſener und frecher. Fahrmanns Nachbarin ſetzt ſich ihm auf den Schoos. Ein vollſtändiges Bachanal! Von Kronow zu Fahrmann.)

Nun Bruder! wie gefällt Dirs?

Fahrmann. (auſſer ſich) herrlich, herrlich!

Das Mädchen, auf Fahrmanns Schooße. O, noch andre Freuden warten Deiner! (küßt ihn) Geh nur nachher mit mir, ſüßer Junge!

Fahrmann. Das werd ich, Mädchen; das werd' ich. —

Mädchen. Na, ſo komm lieber gleich! (Springt auf und tritt in einer wollüſtigen Stellung vor ihn hin.) Komm, kleines Feuerauge!

Fahrmann. (Wirft ſich in ihre Arme) Da bin ich! (Taumeln Arm in Arm zum Zimmer hinaus.

Der Schleyer der Sittſamkeit bedecke das Uebrige! — — — —

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Iſt eine Fortſetzung des Vorigen.

Worauf — Fahrmann fiel? — — Sie laſſen mir doch nichts durchgehen! — Nun, wenn ichs denn ſagen muß: er fiel auf — ſein Bette. — Wie er dahin gekommen? — Ey ganz natürlicherweiſe! — — Doch, da Sie Alles ſo genau wiſſen wollen, muß ich wohl den Faden da wieder aufnehmen, wo ich ihn im vorigen Kapitel abgeriſſen hatte. —

Als Fahrmann mit ſeiner Nymphe wohl ein Stündchen abweſend geweſen war, kam er endlich wieder zum Vorſchein. Schaamröthe überzog das Geſicht des Neulings in der Schule des Laſters, als er in das Zimmer unter die Andern trat. Selbſt einige Spuren von Ueberdruß und Mißbehagen lagen um ſeiner Stirn. Seine ſogenannten Freunde wollten den Saamen nicht wuchern laſſen. Mit vollen Gläſern kamen ſie ihm bald entgegen und wünſchten ihm Glück zum beſtandenen Kampf.

Sahrmann wollte anfänglich nicht recht dran: allein durch vieles Zureden, lies ſeine Gefälligkeit ſich doch bewegen, ein paar Gläſer abzuſtoſſen, welche dann mehreren den Weg bahnten, und bald wurde der Wein — da er im Saufen eben ſowohl das Noviciat antrat, als im Orden der Wollüſtlinge — unumſchränkter Herr aller ſeiner Sinne und ſeines Bewußtſeyns. Das paßte nun eigentlich nicht in den Plan des lieben Dreyblatts, welches ſich nicht eingebildet hatte, daß er nur ſo gar wenig vertragen könne. Man hatte darauf gerechnet, ihm blos einen kleinen Strich beyzubringen, um ihn ſo an den Spieltiſche zu ziehen, gegen welchen er noch immer Abneigung gezeigt hatte. — Mit dem betrunkenen Sahrmann war nun nichts anzufangen. Man mußte ihn den Folgen ſeines Rauſches überlaſſen, und als man ſpät in der Nacht nach Hauſe ritt, war man genöthiget, für unſern Helden einen Wagen zu miethen, aus welchen ihm ſeine Freunde auf ſein Zimmer theils trugen, theils ſchleppten. Da geſchah es nun eben, daß er auf — ſein Bette fiel. —

Es war des andern Tages beynah Mittag, als er erwachte. Er wußte ſich gar nicht zu be=

ſinnen, was ſeit ſeiner Zurükkunft von dem Te=te a Tete mit dem Mädchen, mit ihm vorgegan=gen war. Die Bilder des vorigen Tages ſtanden vor ſeinem Gedächtniße ſo dunkel und ſo unſchein=bar, als die Gegenſtände auf einem in einander gemiſchten Paſtelgemälde. Es war ihm ganz übel zu Muthe. Der Kopf that ihm weh, er hatte Brennen im Magen und einen heftigen Durſt. Dabey lag um ſeine Seele her, ein Et=was, das ihm äußerſt unbehaglich war, das er aber nicht zu definiren wußte. — Er hatte ge=klingelt und ſich Thee beſtellt, und als man ihm denſelben brachte, traten zugleich Kronow, Robitz, Sackmann und einige andre von der ge=ſtrigen Parthie ins Zimmer.

Alle zugleich. Guten Morgen, Sahrbeck! guten Morgen! (Sahrmann nickt matt mit dem Kopfe.)

Kronow. Liegt der Faullenzer nicht noch im Bette! — Sieh'n mal uns an! wer ſoll von uns ſagen, daß wir geſtern. . . .

Sahrmann. Ach, mir iſt gar nicht wohl —

Robitz. Ha, ha! 'n biſſel Kopfweh, Uebel=keit! — Man ſieht, daß Du den edeln Kom=

merz noch nicht oft mitgemacht haſt. — Aber wart! woll'n Dich kuriren. —

Fackmann. O ja, gleich! — Ich geh zum Italiener. —

Kronow. Aber Du kannſt auch gar nichts vertragen. — Ich wett' ich habe ſechsmal mehr getrunken, und mir — iſt recht wohl.

Fahrmann. Hättet Ihr mich nur davon gelaſſen! Ich weis es wohl, daß ich das Trinken gar nicht vertragen kann.

Robitz. Ey — was Du nicht kannſt, mußt Du lernen. Wenn Du nur erſt 'n paarmal mitgemacht haſt, ſoll's wohl beſſer gehen.

Fahrmann. Mich — kriegt Ihr nicht wieder — —

Kronow. So ſprichſt Du jetzt. — In 'n paar Tagen kommt der Muth wohl wieder! — 's iſt doch Freud' und Jux die Fülle bey dem Leben! — Denk Dir nur das niedliche Dirnchen, das . . .

Fahrmann. (einfallend) Schweigt mir davon! — Ich wollte — (ein Seufzer.)

Robitz. Glaub' gar Du ſeufz'ſt! — Haſt d' vielleicht Gewiſſensbiſſe, daß Du aus dem Nektarbecher der Cytheriſchen Göttin einen Zug

gethan haſt? — Sey doch kein Thor, Fahrbeck! — Erinnere Dich .... Doch alleweile iſt mit Dir kein vernünftig Wort zu ſprechen. Wann erſt Dein Magen die ungewohnte Ladung verwunden hat, dann will ich Dich — wenn Du Dich ja noch mit Skrupeln plagen ſollteſt — trotz dem beſten Kaſuiſten, radikal davon befreyen. — Aber — ich hör' den Arzt kommen —

Sackmann. (Mit dem Italienerburſchen, welcher Sardellenſalat und Malaga bringt.) Da Fahrbeck — iß, trink und geneſe!

Fahrmann. Aber — ich habe keinen Apetit.

Robitz. Das geht gewiß hinunter! Iſt 'n Spezifikum wider die Uebel eines ungewohnten Haarbeutels —

Sackmann. Iß nur, Brüderchen! Sollſt ſehen, die Sardellen und der Malaga thun Wunder.

Fahrmann (der verſucht hat.) Ja, fürwahr! das iſt nicht übel. (Nachdem man noch allerley geſchwatzt und Fahrmann ſeinen Sardellenſalat rein aufgegeſſen und ein paar Gläſer Malaga drauf geſetzt hatte.)

Kronow. Ich wette, daß Dir ſchon um zehn Prozent beſſer iſt —

Fahrmann. In der That!

Robitz. Nun mußt Du mit uns ins Freie, das ſoll Dich vollends ſo geſund machen, wie 'n Fiſch im Waſſer.

Kronow. Ja, das iſt auch wahr! 'ne Promenade vorm Eſſen! — Mach, wirf Dich nun geſchwind ins Zeug, Fahrbeck!

Fahrmann. Heut laßt mich nur zu Hauſe —

Robitz Keine Widerrede! wir gehn ohne Dich nicht von der Stelle —

Fahrmann. Nun — wenn 's denn ſeyn muß — und Ihr mir 's nicht übel nehmt, wenn ich mich in Eurer Gegenwart ankleide —

Robitz. Närrchen! Unter Burſche ſind dergleichen Komplimente überlei. — Kommt, helft unſern Freund!

(Der Eine bürſtete den Rock aus, der Andre den Hut, der Dritte ſuchte Alles zuſammen. Und ſo ſteht Fahrmann geſtiefelt und beſpornt und fix und fertig angezogen da und geht mit ſeinen theuern Freunden auf und davon.)

Vierzigſtes Kapitel.

Die Sache geht ihren Gang.

Als man an dem, eben ganz heitern und küh=len Tage, eine kleine Promenade gemacht hatte, welche unſern Fahrmann beynah völlig herſtell=te und wieder recht auf ſein Pferd brachte; ſchlug Robitz vor, auf einem nahmhaften Kaffeehauſe eine Taſſe Chokkolade zu trinken, weil es doch noch nicht Zeit ſey zu Tiſche zu gehen. Plurima vota valent! — Fahrmann durfte alſo wohl nicht nein ſagen, und — wer weis, ob er ein Nein im Vorrath hatte; denn er war nun ſchon, was das Mitmachen anbetraf, ſo ein Herz und eine Seele mit ſeinen Freunden, daß er ſelten etwas Anders, als ſie wollte. Und — was hätt' er auch dabey zu bedenken finden können, auf einem Kaffeehauſe eine Taſſe Chokkolade mitzu=trinken? — Man kann ſich ja kein unſchuldiger Beginnen denken!

Auf demſelben Kaffeehauſe fand man einen Studenten, von dem, unter uns geſagt, das Trifolium recht gut Beſcheid wußte, welcher Pharobank hielt und gegen den einige Andre poin=tirten. Unſre Geſellſchaft ſetzte ſich erſt in eini=

ger Entfernung und ſchlürfte ihre Chokkolade. Nach einer Weile ſagte von Kronow: „Hier könnte man ja wohl ſeine Zeche gewinnen.“ — „Das iſt auch wahr,“ entgegnete Robitz. „Wollen noch vor Tiſche ein paar Gulden gewinnen, oder ſie auch anbringen; ſo vergeht kaum die Zeit, denn 's iſt erſt halb eins. — Du ſetz'ſt doch auch 'ne Karte mit Sahrbeck?

„Du weiſt, daß ich nicht ſpiele,“ antwortete dieſer. „Ich kenne das Spiel nicht nur nicht, ſondern es macht mir auch nicht das geringſte Vergnügen.“ — „Aber,“ verſetzte Kronow, „wenn Du nun ſo 'n paar blanke Füchſe gewinnen könnteſt? — Denn ich ſeh Dirs an, Du mußt raſend glücklich ſpielen!“ — „Ich weiß nicht,“ ſagte Sahrmann, „was Ihr mir auch ſchon über den rechtmäßigen Beſitz des im Spiel gewonnenen Geldes geſagt habt: — ich könnte doch ſolch Geld, deſſen Verluſt einem Andern weh thut, oder ihn gar in Verlegenheit und in Unglück bringt, nicht in meiner Taſche leiden. Und verlieren — mag ich auch nicht. Hab ich's Geld nicht übrig; ſo iſt's 'ne Thorheit es zu verſpielen, und hab' ich deſſen mehr, als ich brauche; ſo giebts Hülfsbedürftige immer, welchen

ich damit 'n frohen Tag machen und ihren Kummer lindern kann." — — „Du biſt und bleibſt ein eigner Kautz," antwortete Kronow etwas ärgerlich. — „Nun, allein wollen wir Dich hier nicht ſitzen laſſen; wir woll'n daher auch nicht ſpielen." —

So und auf ähnliche Art, fertigte Fahrmann ſie allezeit ab, wenn ſie ihn zum Spiel verleiten wollten. Das war den drey Verbündeten nun äuſſerſt unangenehm; da eben ihr letzter Zweck kein andrer war, als ihn, nachdem ſie ihn ſtufenweiſe durch alle Klaſſen der Liederlichkeit hindurchgeführt und ihn zum leichtſinnigen Verächter Alles deſſen gemacht hatten, was Wohlſtand, Tugend und Ehrerbietung gegen die Sitten vorſchreiben, auch zum Spiel zu verführen, um Gelegenheit zu haben, ſeine Dukaten als eine gute Priſe aufzubringen.

Daß ſie am längſten zögerten, ſich unſerm Helden, nachdem ſie ſich ihm von allen andern Seiten laſterhaft gezeigt hatten, auch als Spieler zu erkennen zu geben, iſt ein Beweis, wie liſtig ausgeſonnen ihr Plan war. Denn, da ſie bey der wenigen Mühe, welche es koſtete, den offenen Fahrmann auszuſtudieren, bald verſichert

wurden, daß er den Lockungen der Wolluſt und der Schwelgerey nicht widerſtehen werde; ſo konnten ſie ihn mit Sicherheit nach der gehörigen Vorbereitung in deren Tempel einführen; ohne deswegen zu beſorgen, daß ſie es mit ihm verderben möchten. Allein bey ſeiner decidirten Abneigung gegen das Spiel, welches zu ſtark im Widerſpruch mit ſeinem guten Herzen ſtand, ſahen ſie ſehr klüglich ein, daß ſie Gefahr liefen ihn ganz zu verlieren, wenn ſie ſich ihm zu zeitig als Mitglieder der Spielerzunft bekannt machten; oder ihm, durch zu lebhafte Betreibung ihrer Abſicht, auch ihn derſelben einzuverleiben, irgend einen Verdacht einflößten. So erfahren ſie — inſonderheit Robitz — auch in allen Teufeleyen waren; ſo wollte ſich ihnen in der Nähe doch noch kein Mittel zu Erreichung ihres Entzweckes darbieten.

Das ſetzte die ſaubern Herren in nicht geringe Verlegenheit. Sie konnten berechnen, daß durch den bisherigen Gebrauch, den ſie ohne deſſen Wiſſen, von Fahrmanns Börſe gemacht und durch das, was er für ſeine perſönlichen Ausgaben gebraucht hatte, ſein Kaſſenbeſtand wenigſtens um fünfhundert Thaler vermindert worden ſey. Von

dieſen fünfhundert Thälern hatten ſie nun zwar ein gutes Theil mit genoſſen, allein es war doch kein baarer Groſchen davon in ihre Beutel gefallen, und dabey hatten ſie, immer mit der Blokade der Fahrmannſchen Perſon und ſeiner Börſe beſchäftigt, nicht Zeit gewinnen können, ihre gewöhnlichen Spielparthien abzuwarten, wobey ſie gewiß auch um einige hundert Thaler zu kurz kamen. Am Ende mußten ſie beſorgen, daß gar ein Umſtand ſich ereignen könnte, welcher Fahrmann nöthigen dürfte, L * * heut oder morgen zu verlaſſen, da ſie denn völlig die Gefoppten geweſen wären.

Nachdem man dieſe Angelegenheit in einem Rathe in pleno nochmals diskutirt hatte, erklärte endlich Robitz, deſſen Votum wegen ſeines allezeit ſüperieur befundenen Kopfes, gewöhnlich den Ausſchlag gab, daß er hier auf dieſem Wege der Fahrmannſchen Börſe nicht mehr beyzukommen wiſſe, und daß man daher einen andern einſchlagen müſſe. Sein Rath war: das, was ſie durch Spielerkünſte nicht hätten erhalten können, ſich durch Benutzung ſeiner albernen Gutherzigkeit — wie er ſelbige nannte — zu verſchaffen. „Dieſe wird,“ fuhr er fort, „es

ſeinen Freunden, wenn ſie ihm eine gut erdich-
tete Verlegenheit recht ans Herz zu legen wiſſen,
nicht verſagen, ihnen einen Geldvorſchuß zu ma-
chen, und daß wir das erhaltene Darleihen,
dann als unſer Eigenthum anſehen, verſteht ſich
von ſelbſt. — Wenn wir ihm nun ſo den Beu-
tel leer geborgt haben, wolln wir uns wohl hü-
ten, ihm unter die Augen zu kommen, und ſollt' er
uns ja um die Schuld zu Leibe gehen, ſo hängt
es ja von uns ab, ob wir ſie eingeſtehen wollen!
— Am Ende wird der Geldmangel, bey wel-
chem ein Fremder in L** nicht lange hauſen
kann, ihn ſchon zwingen, uns aus den Augen
zu gehen. — Was ſagt ihr zu meinem Pla-
ne?" —

Er wurde natürlich gar herrlich befunden.
Man verabredete nun noch das Detail des Ent-
wurfs und beſchloß mit dem Erſten zur Aus-
führung zu ſchreiten.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Erneurung einer alten Bekanntſchaft.

Das mit Fahrmann angefangne Sündenleben wurde indeß immer fortgeſetzt. Kaum waren Kopfſchmerzen und Magenbrennen des letztern Ehrenräuſchchens vergeſſen; ſo giengs friſch wieder ans Ausleeren der Flaſchen, worinn denn unſer Held auch bald einige Routine erhielt; ſo, daß er eben nicht mehr ſonderliche Nachwehen davon ſpürte. — In Anſehung des Genuſſes der weiblichen Reitze, wurde Fahrmann ganz unerſättlich. Sein lüſternes Auge ſpähte nun überall nach unverhüllten Nuditäten und nach gefälligen Schönen. Ein abſichtlich, oder von ohngefähr verſchobnes Halstuch, ein mit Vortheil ausgelegter Buſen, eine durch den Zufall preisgegebne Wade, entzündete ſogleich ein Feuer in ihm, das mit der Schnelligkeit der Elektrizität alle ſeine Adern durchloderte. Er ermüdete nicht am Quell zu ſchwelgen, den man ihm den Quell der Freude nannte und deſſen Waſſer den Durſt nicht löſchet. —

Als er eines Nachmittags mit Kronow nach einem gewiſſen Garten gieng, wo Robitz und Sackmann ihrer warteten, hörte er eine Stimme ihn beym Namen rufen. Er entdeckte bald, daß dieſe Stimme, die eben ſo wenig einem Baſſiſten als einem Tenoriſten angehörte, aus einem halb geöfneten Fenſter eines dritten Stockwerks kam, aus welchem ein niedliches, weißes Fingerchen ſich krümmte, um ihn heraufzuwinken. Der Einladung eines ſolchen Fingers vermochte unſer reitzbarer Freund nicht zu widerſtehen. Die Hausthür öfnen und die Treppe hinanfliegen, war die Sache eines Augenblicks. Auf der oberſten Stufe empfieng ihn zu ſeiner Verwundrung — — auf wem rathen Sie wohl, meine Leſer? — — empfieng ihn Niemand anders, als — ſeine hübſche Mantelgenoſſin.

Nachdem ſie ihn kurz bewillkommet und einige Entſchuldigungen wegen der genommenen Freyheit gemacht hatte, führte ſie ihn und Kronow, der indiskret genug, gefolgt war, ins Zimmer und lies ſie auf einem Sopha Platz nehmen. Hier begann

Sie. Nun hab' ich Sie endlich doch gefunden. Wohl tauſendmal hab' ich an Sie gedacht und an die Gefälligkeit, welche Sie für mich armes, verlaßnes Mädchen auf dem Poſtwagen hatten, und eben ſo oft hab' ich gewünſcht, Sie wieder zu ſehen, um Ihnen noch dafür zu danken. —

Fahrmann. Sie ſind zu gütig, Madmoſell, mir einige kleine, ganz gemeine Höflichkeiten ſo hoch anzurechnen, die jeder Ehrenmann Ihrem Geſchlechte ſchuldig iſt.

Sie. Laſſen Sie es auch das nur geweſen ſeyn; ſo kommt doch viel auf die Art an, wie man Etwas thut. Und Sie — gewiß, Sie verſtehen es recht, Alles auf eine verbindliche Art zu thun; ſo, daß man.....

Fahrm. Still davon, ich bitte Sie Madmoſell! Ich bin allzuglücklich, wenn ich einem ſo lieben Mädchen, als Sie ſind, habe einige Dienſte erzeugen können. — Aber — ſagen Sie mir, wie leben Sie denn? — Darf man fragen, wie's mit Ihren Hofnungen ſteht? — Ich thue dieſe Frage nicht aus Neugierde, ſondern aus wahrem Intereſſe für Sie. —

Sie. Ich glaub' es Ihnen und danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme an meinem Geſchick. — Allein, ich kann Ihnen nicht viel Vortheilhaftes von dem Erfolg meiner Reiſe ſagen. Die Tante, um derenwillen ich hierher kam, war drey Wochen vor meiner Ankunft geſtorben und hat ihr Vermögen einer andern Verwandtin vermacht, die mir zuvorgekommen war. —

Fahrm. Gewiß, das thut mir ſehr leid. Sie armes Mädchen! Eine ſo beſchwerliche Reiſe gemacht zu haben, und nun keinen Erſatz — das iſt traurig!

Sie. Ja wohl, lieber Herr Fahrbeck. Zum Glück hab ich noch eine alte Freundin gefunden, welche durch ihre Empfehlung mich in Stand geſetzt hat, mein Brod mit Putzmachen zu verdienen, und da ich in meiner Vaterſtadt nichts zu verlieren habe, hab' ich mich hier eingemiethet und bleibe wohl ganz und gar in L**.

Fahrm. Nun, das freut mich, daß Sie doch nicht in Verlegenheit gekommen ſind, welche für ein ſo hübſches Mädchen, wie ſie ſind —

Sie. Schmeichelt man ſeinen Freunden auch? —

Sahrm. Das iſt nichts weniger als Schmeichelei —

Sie. Nun dann — wann ich Ihnen glauben darf — ſind Sie gütiger gegen mich, als ich's verdiene. — — Und dieſer Herr? (auf Kronow zeigend.)

Sahrm. Iſt mein Freund, ein hier ſtudirender Edelmann. Sein Name iſt, von Kronow.

Sie. Es iſt mir 'ne Ehre, Ihre Bekanntſchaft zu machen, Herr von Kronow.

Kronow. Ich ſchätze mich gleichfalls ſehr glücklich. —

Sie. Ich hab' in Berlin einen Herrn von Kronow gekannt, der zuweilen — in meiner Aeltern Haus kam; iſt der wohl ein Verwandter von Ihnen?

Kronow. Wenn er Leutnant war, ſo iſts mein Bruder. — Er iſt ſehr, ſehr glücklich. —

Sie. Warum?

Kronow. Wegen des Vorzugs, zu Ihren Bekannten zu gehören. —

Sie. Ich zweifle, ob er darauf ſo viel Werth geſetzt habe, als Sie demſelben beyzulegen belieben. —

Kronow. O, ſicher! — Ich kenne meinen Bruder als einen aufrichtigen, warmen Verehrer ſchöner Mädchen —

Sie. Daß doch immer das zweyte und dritte Wort, das die Herren mit uns armen Geſchöpfen ſprechen, eine Schmeichelei ſeyn muß! — Sie müſſen uns für ſehr eitel und für ſehr leichtgläubig dazu halten —

Kronow. Das iſt eben ſo wenig mein Fall, als das Schmeicheln. — Ich empfinde nur allzuſehr Ihre Vorzüge, Ihre Reitze — (indem er etwas vertraulich ihre Hand faßt:) kleines, liebenswürdiges Blauauge!

Sie. (Die Hand zurückziehend mit Annehmung einer ernſthaften Miene.) Herr von Kronow, ſparen Sie Ihre Süßigkeiten für einen andern Ort, wo ſie beſſer angebracht ſind —

(Fahrmann warf hier auf Kronow einen Blick, den man ohngefähr überſetzen könnte: So, darfſt Du hier nicht kommen! — Und Kronow beantwortete denſelben mit einem andern, welcher ſagte: Laß' es gut ſeyn; ich weis Beſcheid!)

Kronow. Hätt' ich Sie beleidigen können, kleine Süße? — Das war doch gewiß nicht meine Abſicht —

Sie. (mit angenommener Kälte) Ach nein — (zu Fahrmann) Haben Sie nichts wieder von unſerm Reiſegefährten im braunen Rocke geſehen?

(Dieſe Frage war nicht klug von der Demoiſelle. Sie machte dadurch in dem Fahrmannſchen Gedächtniſſe eine Zurückerinnerung rege, die ihrer Abſicht nicht vortheilhaft war, und welche die gute Idee, die ſie ihm von ſich einflößen wollte, und die er eben von neuem von ihr zu faſſen angefangen hatte, ſehr verringerte, indem er an die, von dem braunen Manne erhaltne Warnung dachte, und die Schöne wieder für das zu nehmen begann, was ſie war.)

Fahrmann. Ich hab' ihn nicht mehr zu Geſicht bekommen, liebes Mädchen. Ich glaube, daß er unmittelbar weiter gereiſet iſt. —

(Das vertrauliche liebes Mädchen, entdeckte der Schönen den Fehler, den ſie begangen hatte.)

Sie. Das glaub' ich nicht. Mich deucht, ich hab' ihn vor einigen Tagen hier vorbeygehen ſehen — das war ein abſurder Menſch!

Fahrm. Das dächt' ich aber nicht —

Kronow. (nach der Uhr ſehend:) Fahrbek, wir müſſen uns Madmoſell empfehlen. Es iſt unartig von mir, daß ich Dich einer ſo ſüſſen Ge-

ſellſchaft entführen will: aber Du weißt ſelbſt, wir wollten um vier Uhr bey unſern Freunden ſeyn, und es ſchon über halb fünf.

Fahrm. (wie etwas verdrieslich,) Ja 's iſt wahr — Bey einem ſchönen Mädchen vergißt man Alles. — — Wenn Madmoſell erlauben, benutz' ich eine Stunde, da ich frey bin, um Sie wieder zu beſuchen —

Sie. Ob ſichs wohl für ein Mädchen nicht recht ſchickt, Chapeaubeſuche anzunehmen; ſo kann ichs dem Reiſefreunde doch nicht verbergen, daß es mir angenehm ſeyn wird, ihn wieder bey mir zu ſehen —

Fahrmann. Sie ſind ſehr gütig —

Kron. Iſt der Freund des Reiſefreundes nicht auch mit in dieſer Begünſtigung eingeſchloſſen?

Sie. Ich habe nicht die Ehre, Sie länger als von heute zukennen. Indeß, wenn Herrn Fahrbecks Diskretion es für gut befindet — —

Kronow. Ich verſtehe, ich verſtehe. (Mit abſichtlich ſichtbarer Affectation.) Sie wollen mich Unglücklichen nicht wieder ſehen.

Sie. (empfindlich.) Ich glaube nicht, daß Sie dabey mehr verlieren, als ich — —

Fahrmann. Leben Sie wohl! Wenn Sie alſo erlauben —

Sie. Es wird mir allezeit viel Ehre ſeyn. Ich empfehle mich —

Fahrmann. (Ihr mit einem warmen Händedruck die Hand küſſend:) Ich werde mich bald nach Ihrem Befinden erkundigen.

Kronow. (ironiſch.) Ich empfehle mich gehorſamſt, theure Madmoſell!

Als ſie weg waren, fragte unſer Held Kronow, was er von dem Mädchen halte; worauf dieſer denn äuſſerte, daß er ſie für nichts mehr, als ein Freudenmädchen anerkenne, das auf ſeine eigne Hand lebe. — Fahrmann meinte, das wäre doch wohl ſo gewiß noch nicht, da ihr Betragen gegen ihn — nehmlich gegen Kronow — gar nicht das einer Buhldirne geweſen wäre. — Kronow wäre recht gut im Stande geweſen, ihn dieſen anſcheinenden Widerſpruch zu löſen, indem er ihm, wie ers überzeugt war, hätte ſagen können, daß ſie ſich blos deswegen ſo ſpröde benommen habe, um Fahrmann eine Idee von der Strenge ihrer Tugend gegen andre Mannsperſonen beyzubringen, damit ſie ſich ihm als eine Waare, die nicht für Jederman ſey, deſto

theurer verkaufen könne. — Aber Kronow fand aus Rückſicht auf ſich ſelbſt, nicht für gut, unſern Freund zu klug zu machen; deswegen ſchwieg er lieber, und lies Fahrmann in der Meinung, daß er ihm beyfalle.

Dieſer Beſuch hatte indeß die Folge, daß heute keine der gewöhnlichen Nimphen etwas über ihn vermochte. Seine Einbildungskraft, die mit der apetitlichen Mantelgenoſſin beſchäftigt war, und ihm die kleinen Süßigkeiten mit lebhaften Farben vormalte, welche er auf der Herreiſe bey ihr genoſſen hatte, fand diesmal an jenen minder reizenden Geſchöpfen gar kein Behagen. Jemehr er ſich von der Fee Einbildungskraft in ihren Zaubergefilden herum führen lies, jemehr erhitzte ſie ihn durch vorüber gaukelnde Bilder, wovon immer eins verführeriſcher, als das andre war. Sie blieb nicht blos bey dem niedlichen auf und niederwallenden Buſen ſtehen, in deſſen Sammet ſeine Hände ſich gewärmt hatten; noch bey dem runden, fleiſchigen Knie, welches er durch das ſchwanboine Unterröckchen gefühlt und gedrückt hatte — o, nein, ſie zog mit magiſcher Kraft ſelbſt diejenigen reitzenden Gegenſtände hinter der Decke hervor, unter welcher

ſeine Blödigkeit ſie in jener Nacht gelaſſen hatte. Die ſehr natürliche Folge von allen dem war, daß er am nächſten Nachmittag ſchon wieder bey der ſchönen Putzmacherin — ſaß; wovon wir den Leſern künftig das Nähere verſprechen.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Eine Finanzoperation des Trifoliums.

Nach einem Morgentraume, welcher ihn ſehr glücklich gemacht hatte, erwachte unſer Fahrmann am folgenden Tage ziemlich ſpät, als eben Robitz ins Zimmer trat. Nach ausgewechſeltem Gutenmorgen, ſetzte dieſer ſich zu Fahrmann ans Bette. Unſer Held, der ein ſehr beſorgter Freund war, bemerkte bald eine düſtre Miene auf Robitzens Geſicht.

Fahrmann Was fehlt Dir? Ich leſ' auf Deiner Stirn Verdruß.

Robitz. Wüßte doch eben nichts. (Indem er ſich ſtellt, eine heitre Miene erzwingen zu wollen.)

Fahrmann. Höre, Freund — Du verbirgſt mir etwas. Das wirſt Du mir aber nicht ein-

bilden, daß Du ſo guten Muths als ſonſt biſt. — Sag', was iſt Dir? —

Robitz. Ich mag meine Freunde nicht gern durch Mittheilung meiner Verdrüßlichkeiten mitverſtimmen. —

Fahrmann. Und ich mag gern, wenn mein Freund ſeinen Kummer in mein Herz ausſchüttet. — Hab' ich Rath und Hülfe dagegen, ſo bin ich damit bereit; wo nicht — ſo iſt er wenigſtens ſicher, die wärmſte Theilnahme und wo möglich — Troſt, bey mir zu finden —

Robitz. Biſt 'n herrlicher, braver Kerl! (ihm die Hand reichend.) Da haſt Du meine Hand drauf, ehe kann die Welt untergehen, ehe meine Freundſchaft gegen Dich wanken wird. —

Fahrmann. Nun, ſo verſchweig Deinem Freunde auch nicht, was auf Dir laſtet —

Robitz. Für einen Andern, der weniger ängſtlich auf Ehre und guten Namen hält, als ich, im Grunde eine Kleinigkeit; aber für mich — bey Gott! eine Sache zum Tollwerden — —

Fahrmann. Ich bitte Dich, ſag' mir's doch! —

Robitz. Kannſt Du Dir vorſtellen — geſtern früh erhalt' ich von Hauſe meinen halbjährigen

Wechſel auf fünf hundert Thaler, und — als ich ihn heut präſentire, iſt der Kaufmann bankrott. — Nun muß ich den Wiſch proteſtiren laſſen und drüber gehn vielleicht 'n vier Wochen hin eh ich Geld bekomme. — Und ich ſoll Schuſter und Schneider, und Speiſewirth, und Logis, und weis Gott, wen und was, alles bezahlen! — Denk Dir dieſe Verlegenheit für einen Menſchen, der ſeine Gläubiger nie warten lies! (heftiger) Meine Ehre, mein guter Name, mein....

Fahrmann. Beruhige Dich Bruder!

Robitz. Beruhigen! Beruhigen? — Wenn Schuldner wie Furien mich verfolgen? —

Fahrmann. Das ſollen ſie nicht. (Nach ſeiner Börſe greifend.) Hier — wenn Du mirs erlaubſt, Dir zu helfen — ſind die fünf hundert Thaler für Dich —

Robitz. (Hohe Bewunderung affektirend mit wahrer Freude vermiſcht:) Edler Freund! — oder, welchen Namen ſoll ich Dir geben, um Dir das auszudrücken, was Du durch Dein Anerbieten mir einflößeſt, und — wie ſoll ich Dir danken? — Doch — ich kann's nicht annehmen. Du biſt hier ſelbſt fremd; Du weißt nicht, was...

Fahrmann. O, dafür laß mich ſorgen. — Ich fordre als einen Beweis Deiner Freundſchaft, daß Du auf der Stelle das Geld annimmſt und mir dann kein Wort mehr davon ſagſt.

Robitz. O, Farbeck! welch' ein vortreflicher Menſch biſt Du!

Fahrmann. Willſt Du, daß ich bezweifeln ſoll, ob ich einen Freund in Dir beſitze?

Robitz. Du zwingſt mich zum Stillſchweigen — aber — lies in dieſen Augen mein Herz! (drückt ihm ſcheinbar warm die Hand und umarmt ihn.)

Die Feder verſagt ſich mir, eine Scene auszuführen, in welcher man einen Böſewicht, wie kaum die Hölle ihn alle hundert Jahr einmal aus ihrem ſchwarzen Schlunde ausſpeiet, mit der edelſten, ehrlichſten Gutherzigkeit ſein ſchändliches Spiel treiben ſieht. —— Ich mag nicht ein Wort weiter davon ſagen, als: daß der Heuchler und Räuber Robitz mit des bidern Fahrmanns fünf hundert Thalern frohlockend auf und davon gieng, um mit den Mitſchuldigen ſeines atrocen Bubenſtückes zu jubeliren.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Das Schäferſtündchen.

In ſich ſelbſt noch eins ſo vergnügt durch den Wahn, einem Freunde einen Dienſt erzeigt zu haben, ſchritt unſer Fahrmann, der ſich von den Andern weggeſchlichen hatte, gleich nach Tiſche, ganz munter und behend nach der ſchönen Berlinerin hin. Es ſcheint, daß ſie ihn erwartet habe, denn er fand ſie in einem äuſſerſt verführeriſchen Deshabille von feinem Linon. Der lange weiße Rock ſchwamm leicht um ihre volle Lende, deren Umriß er beym Sitzen verrieth. Der Buſen war nicht mehr und nicht weniger verhüllt, als es nöthig war, um zu einer weitern Unterſuchung die Begierde zu erregen. Ihr ſeidenes, lichtbraunes Haar bedekte eine tiefe Dormeuſe, unter welcher kleine Löckchen üppig hervorquollen, die ſich um die weiße Stirn gelagert hatten. — Ihr Auge ſtrahlte Freude, als ſie Fahrmann bewillkommte, und ihr ganzes Weſen umgab eine Art unſchuldiger Unbefangenheit, welche ſie nur anzüglicher machte. — Sie war un=

ſerm Helden noch nie ſo ſchön vorgekommen, als diesmal.

Fahrmann. (als er neben ihr auf dem Sopha Platz genommen, deßen Stahlfedern ihn beynah wieder zurückwarfen:) Daß ich Ihre Erlaubniß ſo bald benutze, mag Ihnen zum Beweiſe dienen, wieviel Angenehmes ich in Ihrer Geſellſchaft finde —

Sie. Auch Sie ſind mir herzlich willkommen, beſonders — ohne Ihren Freund Kronow.

Fahrmann. Verzeihen Sie ihm, wenn ſein Studententon Ihnen ſollte mißfallen haben. Er iſt ſonſt ein recht gutes, ehrliches Geſchöpf —

Sie. Kann wohl ſeyn. Ich liebe nun aber einmal die Herren dieſer Art nicht. Sie ſind mir zu roh und gleich ſo vertraulich, ohne daß ſie dazu aufgemuntert werden. — Aber — ſagen Sie mir doch, ſind Sie auf immer in L***?

Fahrmann. Auf immer nicht; doch kann ich Ihnen nicht ſagen, auf wie lange? Vielleicht reiſ' ich bald weg; vielleicht bleib' ich auch noch einige Zeit —

Sie. O, Sie dürfen noch ſo bald nicht ans Abreiſen denken!

Fahrmann. (warm) Könnte Sie mein Hierbleiben wohl intereſſiren?

Sie. (zwingt ſich zu erröthen.) Ja — denn ich halte Sie für meinen Freund —

Fahrmann. Das bin ich; (leidenſchaftlich) und wohl noch mehr —

Sie. (ſich verlegen ſtellend.) Schmeicheln Sie einem leichtgläubigen Mädchen nicht —

Fahrmann. (ehrlich) Ich haſſe alle Schmeichelei, liebe....

Sie. Ich heiße Julie.

Fahrmann. Nun liebes Julchen, wenn Sie es erlauben. — (Indem er den Arm um ſie wirft, mit Wärme.) Liebes, ſüßes Julchen!

Sie. (macht eine leichte, verlohrne Bewegung, als wollte ſie ſich ſeinem Arm' entwinden.) Das gieng wohl auf dem Poſtwagen —

Fahrmann. (der im Beſitz bleibt:) Als wenn es nicht gleich ſüß wäre, ein ſchönes Mädchen auf einem komoden Sopha im Arm zu halten und zu küſſen. (küßt ſie.)

Sie. (mit erzwungenem Erröthen.) Sie nöthigen mich noch, aufzuſtehen —

Fahrmann. (ſie näher an ſich drückend, indem er ſie noch einigemal küßt:) Ich würde eher mein

Leben laſſen, als Sie, kleine Holde, von meiner Seite!

Sie. (Als wenn ſie zwiſchen Nachgeben und Widerſtandleiſten kämpfte:) Ich bitte Sie Herr Fahrbeck, laſſen Sie mich! — (Indem ſie ſich ein wenig ſtrebt, verſchiebt ſich das Halstuch, und Fahrmann verläßt Mund und Wange um ſeine brennenden Lippen auf ihren Buſen zu heften.)

So, und auf ähnliche Weiſe eroberte unſer Held ein Auſſenwerk nach dem andern. Die Schöne ſtellte ſich zwar bey jedem Schritt, den er zu einem neuen Siege vorwärts that, als wollte ſie ihm denſelben ſtreitig machen: allein der Widerſtand war nicht von der Art, um den in dergleichen Operationen nun ſchon erfahrnern und dreuſtern Fahrmann abzuſchlagen.

Es dauerte nicht lange, ſo ſah er ſich im Beſitz alles deſſen, was man ihm unter dem Mantel bewilliget hatte. Wie dort wühlte ſeine Rechte, um des Mädchens Nacken geſchlagen, in dem wogenden Buſen, indeß ſein Auge ſich an deſſen blendenden Weiße und der ſchönen Ründung weidete, welchen letztern Genuß er jetzt bey hellem Tage voraus hatte. — Wie dort unterm

Mantel drückte ſeine Linke das ſchön geformte Knie. Aber nicht mehr wie dort, war er blöde genug, ſich hierbey genügen zu laſſen. — Der Sporn der Begierde trieb ihn zu Erreichung eines höhern Ziels. — Fahrmann wurde immer begehrlicher und dringender; Julchen vertheidigte ſich immer ſchwächer; die Küſſe wechſelten ſchon lebhafter; die Pulſe flogen im zwey und dreyßigtheil Takt; die Herzen hämmerten gleich den Cyklopen; die Athemzüge wurden kürzer und machten längere Pauſen; und — und? — und wir geben dem Ueberreſt dieſer Schildrung züchtiglich ein Mäntelchen um.

Erſt gegen die Zeit da man zum Abendeſſen gieng, verlies er das bequeme Sopha, auf welchem die — Stahlfedern ihn ſo angenehm gewiegt hatten, um Julien Adjeu zu ſagen. Man gab ſich das Wort, morgen einander wieder zu ſehen. —

Fahrmann hatte von ſeinen auserwählten Freunden, welchen die Urſach ſeiner Abweſenheit kein Räthſel geblieben war, einige Spöttereien über ſein Glück bey den Schönen anzuhören, welche ihn aber nicht verdrießlich machten. Im Grunde war das Dreyblatt mit deſſen Umgang

mit Julien gar nicht zufrieden. Sie beſorgten, daß dieſe Buhlerin, für welche ſie dieſelbe zu halten, gar nicht zweifelhaft waren, ihnen den Vogel aus dem Garn ſtehlen möchte, um ihn für ſich zu benutzen, und daß dann von den Fahrmannſchen Dukaten höchſtens nur eine Nachleſe für ſie übrig bleiben dürfte. Das Mittel, ihr das Prävenire zu ſpielen, war der Gegenſtand einer Berathſchlagung, welche die Verbündeten noch dieſen Abend bey der Flaſche hielten.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

An unſerm Fahrmann wird von allen Seiten gepflückt.

Selbſt für den, in allen Kniffen und Pfiffen wohlverſehenen Kopf eines Robitz, war es kein leicht aufzulöſendes Problem, wie man der Fahrmannſchen Kaſſe, nach dem an derſelben eben erſt vorgenommenen Aderlaß, von neuem auf eine nicht zu plumpe Art beykommen möchte. Zum Glück, das —

„faſt alles Schandgeſindel liebt" —

fanden ſie in Fahrmanns Unkunde mit dem

Hergehen in dieſer Welt und in deſſen gute Meinung von ihrer Perſon und von ihrer Freundſchaft, ein paar Bundesgenoſſen, auf deren Beyſtand ſie ſehr rechneten, da ſie wirklich geſtehen mußten, daß bey den obwaltenden Umſtänden, auch der beſte ihrer Pläne nur gegen einen Fahrmann mit Erfolg ausgeführt werden könne.

Aus Beſorgniß alſo, daß Julchen ihnen mit einem Plänchen zuvor kommen möchte, verſchoben ſie die neuerdings verabredete Operation auf die Börſe unſers Freundes nur bis zum nächſten Vormittag. — Als daher Fahrmann am folgenden Tage kaum gefrühſtückt hatte, ſo fanden ſich Robitz und Kompagnie auch ſchon ein, um ihn zu einer Morgenpromenade abzuholen, wozu derſelbe auch gleich bereit war. Nachdem ſie eine Weile herumgeſchlendert waren und ſich eben in der Nähe von Kronows Logis befanden, ladete dieſer die Geſellſchaft auf ein Glas Morgenwein zu ſich hinauf.

Man war dabey recht luſtig und guter Dinge, als mit einmal geklopft wurde. Kronow rief: herein! und es erſchienen zwey geſetzte Männer, die mit Herrn von Kronow ein Wort allein zu ſprechen wünſchten. Dieſer führte ſie

ins

ins Nebenzimmer, aus welchem alle drey nach einer halben Viertelſtunde zurückkamen. Die beyden Männer nahmen auf eine etwas brüske Art Abſchied: Kronow ſah feuerroth aus und man las auf ſeinem Geſichte, daß das Anbringen der Fremden höchſt unangenehm ſeyn müſſe.

Robitz. Sag mir Junge, was wollten die Philiſter? Siehſt ja ganz konſternirt aus —

Kronow. (ſich vor die Stirn ſchlagend.) Der Teufel möchte nicht konſternirt ſeyn! Sitz da durch meine Gefälligkeit bis über die Ohren darinne. —

Robitz. Was könnte das ſeyn? Sag, was iſts? Vielleicht iſt Rath dafür.

Kronow. Ja, wenn deine Kräfte mit dem guten Willen übereinſtimmten — gewiß! — Ihr ſeyd alle meine Freunde, Einer ſo gut wie der Andre; ich will Euch alſo kein Geheimniß daraus machen. — Ihr kennt doch den liederlichen Benndorf, wenigſtens Ihr, Robitz und Sackmann, kennt ihn. Dieſer nun hatte ſich vor einem viertel Jahr durch ſeinen Leichtſinn in eine Verlegenheit geſetzt, wobey ſein ganzes künftiges Glück in Gefahr ſtand, wenn ihm nicht geholfen wurde. Er kam mir als Landsmann ſeine

Noth zu klagen. Ich las ihm 's Kapitel, wie ers verdiente; beſchloß aber auch aus Achtung für ſeinen würdigen Vater, den ich von Jugend auf gekannt habe, ihn wo möglich zu retten. Ich war nicht ſelbſt bey Kaſſe; allein ich rechnete auf meinen Kredit. Es glückte mir auch, den einen von den Ehrenmännern, die eben hier waren, zu bewegen, gegen einen auf mich geſtellten Wechſel, ſechshundert Thaler herzuſtrecken, welche Benndorf von ſeinem nächſten Wechſel zurückzuzahlen verſprach. Nun ſtellt Euch meinen Schreck vor, als ſo eben der Gläubiger im Beyſeyn ſeines Notars mir ankündigt, daß Benndorf nicht allein den Wechſel noch nicht eingelöſet, ſondern auch ſich erklärt habe, gar nicht zahlen zu können, und daß er ſich alſo an mich halte. Mit größter Mühe erhielt ich eine Friſt bis übermorgen; obſchon ich jetzt noch nicht weis, wie ich auch dann Rath ſchaffen werde, da eben ein paar Freunde, bey welchen ich ſonſt ofne Kaſſe habe, nicht hier ſind —

Robitz. Das iſt ja 'n verdammter Streich! — Wenn man ſo etwas hört, möchte man bange werden, Jemand zu dienen. —

Kronow. Für mein Geld bin ich ganz ſicher. Der Vater iſt ein wohlhabender Mann und ein braver Mann. — Wenn ich ihm die Sache melde, bin ich in drey bis vier Wochen gewiß befriediget. — Aber, es iſt nur, daß der jetzige Augenblick ſo dringend iſt. —

Fahrmann. Kronow! ich möchte beynah zweifeln, ob Du mein Freund biſt — wie ich 's mich bisher ſchmeichelte. —

Kronow. Wie ſo? — Woher dieſer Vorwurf? —

Fahrmann. Daher, daß Du ſehr wenig Zutrauen in meine Freundſchaft zu ſetzen ſcheineſt —

Kronow. Ich verſtehe Dich nicht —

Fahrmann. Nun, ſo will ich 's Dir ſagen. — Wozu ſo viel Aufhebens und ſo viel Kummer um die lumpen ſechs hundert Thaler, da Du weißt, daß Dein Freund ſie Dir vorſtrecken kann? — Ey, ey Kronow! Ich dachte Du kenneſt mich ſchon beſſer — (die Börſe ziehend:) Willſt Du Deine Wechſelſchuld hieraus ſtopfen? Hier iſt Gold! —

Kronow. Bruder! Bruder! — —

Und — daß ichs kurz mache; dieſer Auftritt endete ohngefähr eben ſo, wie der geſtrige mit

Robiz und unſer Fahrmann hatte ſchon wie-
der auf den künftigen Beſitz der Klugheit —
ſechs hundert Thaler pränumerirt!

Daß die beyden ſtummen Perſonen, welche
wir auf der Bühne haben auftreten ſehen, weder
ein wirklicher Gläubiger noch ein wahrer Notar
geweſen, und daß die ganze Erzehlung von der
geleiſteten Bürgſchaft nichts mehr, als ein erſon-
nenes Mährchen war, haben die meiſten meiner
Leſer wohl ſchon weg! —

Das Triumvirat beſchloß nun, mit dieſem
Raube ſich zu genügen; aber ja nicht etwan aus
Beſcheidenheit oder aus einem Ueberreſt von Gut-
müthigkeit; ſondern, weil man in der That kein
Mittel mehr auszufinden wußte, den guten
Fahrmann noch einmal plündern zu können, oh-
ne — bey aller ſeiner Entfernung von Mißtrauen
endlich Gefahr zu laufen, ihm verdächtig zu wer-
den. — Sie wollten lieber das Sichere mitneh-
men, und noch ſo lange auf ſeine Koſten mit ihm
ſchwelgen, als es ſich würde thun laſſen.

Es koſtete aber ſeit deſſen Umgang mit Ju-
lien etwas Mühe, ſeiner habhaft zu werden. Er
ſaß einen Tag wie den andern, bey dieſer Schö-
nen, und wenn ihn ja das Dreyblatt den Nach-

mittag einmal für ſeine Parthie erwiſchte; ſo mußte es ihr denſelben dafür des Abends überlaſſen. Gemeiniglich ſtahl Fahrmann ſich aber gleich nach dem Eſſen weg und widmete dann den Abend ſeinen Freunden und den Vergnügungen, welche ſie veranſtalteten.

Julie hatte unſern Fahrmann wirklich zu überzeugen gewußt, daß das, was ſie ihm bewilliget hatte, nie einer andern Mannsperſon zu Theil worden ſey. Sie wußte ſo gut die von der Liebe zu einem Fehltritt Verleitete zu ſpielen, daß er es ſich nicht hätte vergeben können, wenn er ſie nicht in allem Ernſt wieder geliebt hätte. Sie beſaß auch wirklich in ſeinem Herzen — wenn auch nicht den einzigen — doch wenigſtens denſelben Platz, welchen Sophie darinn einnahm, die — wenn wir auch ihrer vergeſſen zu haben ſcheinen — immer noch in einem ſehr zärtlichen Andenken bey ihm ſtand. — Da Julie ihre Perſon und den Genuß ihrer Reitze, ohne irgend eine merkantiliſche Abſicht dabey zu zeigen, an unſern Helden überlaſſen hatte; ſo könnten wir, die wir uns doch ein Wenig mehr Erfahrung in der Sache, als unſerm Helden beymeſſen, ſogar durch den Anſchein verleitet werden,

ihr wahre Liebe gegen denſelben zuzutrauen, wenn wir nicht einen Blick in ihren Plan gethan hätten und aus demſelben wüßten, daß ſie nur für einige Zeit ſo uneigennützig ſchien, um hernach deſto reichlicher zu ärndten.

Nachdem Fahrmann wohl einen Monath lang bey ihr — aus und eingegangen war, fand er ſie eines Tages mit verweinten Augen. Nach vielem Weigern und nachdem ſie ſich durch die zärtlichſten Beweggründe endlich dazu bereden laſſen, erzehlte ſie ihm folgendes.

„Ich habe Dir, lieber Junge, doch geſagt; daß ich hier eine Freundin gefunden habe, durch deren Empfehlung ich in den Stand geſetzt worden bin, mich von meiner Hände Arbeit erhalten zu können. Um mein Gewerbe mit mehrern Vortheil zu treiben, rieth mir dieſe Freundin, mir von allem Zubehör, als Spitzen, Band, Flor und dergleichen, etwas im Ganzen einzukaufen und ſolchergeſtalt ein kleines Lager von dieſen Waaren zu halten. Weil ich den Vorſchuß zu machen nicht im Stande war; ſo hatte ſie ſogar die Güte, mir bey einem Kaufmann Kredit zu machen, mit dem Verſprechen, daß wenn ich nach Verlauf von zwey Monaten denſelben nicht

aus meinen Mitteln bezahlen könnte, ſie ſolches an meiner Statt thun wollte, und ich ſollte ihr hernach meine Schuld nach meiner Bequemlichkeit abtragen. Auf dieſes Anerbieten nahm ich für zwey hundert Thaler an Werthe aus. — Heute Morgen ſchickte ſie mir dieſes Billet hier. — Lies es ſelbſt, und urtheile dann, ob ich nicht Urſach habe, troſtlos zu ſeyn.“ —

Fahrmann las:

„Mademoiſelle!

Da mir von Ihrer Aufführung nicht die beſten Nachrichten zu Ohren gekommen ſind, indem ich aus ſichrer Hand weis, daß Sie alle Tage Beſuch von Herren haben; ſo werden Sie mir 's nicht verargen, wenn ich meine Hand von Ihnen abziehe. Sie werden ja nun wohl, vermittelſt Ihres neuen, einträglichen Gewerbes im Stande ſeyn, Ihren Gläubiger ſelbſt zu bezahlen. Auf mich haben Sie wenigſtens zu deſſen Befriedigung nicht zu rechnen.“

N. N.

Was ſollten wir von unſerm Fahrmann wohl denken, wenn er, da er nach ſeiner Ueberzeugung die einzige Mannsperſon war, welche Julien beſuchte und folglich kein Andrer als er die

Urſach ſeyn konnte, welche dieſelbe um die Gunſt ihrer Beſchützerin und in eine ſo traurige Verlegenheit gebracht hatte — nicht ſeine milde Hand auch hier aufgethan hätte? — Die zwey hundert Thaler wanderten wirklich in die Kaſſe der Schönen, welche den Empfang durch Küſſe und andre Süſſigkeiten beſcheinigte. —

Wenn unſers Fahrmanns Börſe des Seegens jenes wunderbaren Mehlkaſtens, der genugſam bekannten Wittwe theilhaft geweſen wäre, und wenn er über den Werth Derjenigen, welchen er ſeine Dukaten ſo freygebig ſpendete, nie nähere Aufſchlüſſe erhalten hätte; ſo möchten wir uns wohl an ſeine Stelle wünſchen, da wir in der That nichts Angenehmeres kennen, als immer zu geben und immer ſoviel zu haben, als unſer Herz wegzugeben, uns auffordert. —

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Bittre Nachwehen. Rühmliche Entſchlüße.

Auf die Art, wie wir bisher geſehen haben, ſpann Lacheſis, die Tochter der alten Nacht und des ſchwarzen Erebus, den Fahrmannſchen Lebensfaden noch einige Wochen lang fort, und hätte man ſich in die Spinnſtube der gutmüthigen Parze einſchleichen dürfen; man ſollte ſicher ſeine Luſt daran geſehen haben, wie ihr der ebene Faden ſo glatt zwiſchen den Fingern durchglitt. Aber — die fleißige Spinnerin fand nicht immer ſo guten Stof zu verarbeiten. — Statt des glatten ſchönen Fadens, gewann ſie in der Folge ein rauhes, unebnes, knotiges Geſpinnſte, daß ihr recht die Luſt zur Arbeit darüber vergieng. Sie wurde zuweilen ſo ärgerlich am Rocken, daß ſie gern ihre Schweſter mit der furchtbaren Scheere herbeygerufen hätte, um ſich durch deren entſcheidenden Schnitt von dem läſtigen Geſchäft zu befreyen, wenn die unabänderlichen Beſchlüſſe des Schickſals der Einen und

der Andern ein ſo eigenmächtiges Verfahren erlaubt hätten.

Auch wir — ſind mit der Parze in einem ähnlichen Falle. — Ach! auch uns laſtet die Feder ſchwerer in der Hand, als ein bleyerner Griffel. Mühſam läßt ſie ſich auf dem Papier hinſchleppen und gehorcht nur widerſtrebend unſerer Leitung; ſo, wie wir mit Widerwillen unſrer der Wahrheit geſchwornen Pflicht gehorſamen, um die Leiden niederzuſchreiben, welche jetzt von allen Seiten auf unſern vielgeliebten Helden hineinſtürmen werden. Gern — ach, ſo gern! entzögen wir uns dem traurigen Geſchäft, den Gegenſtand unſers ſo zärtlichen Intereſſes in Lagen darzuſtellen, vor welchen uns ſchaudert: aber — auch wir vermögen nichts gegen den Willen des Schickſals, das uns — zum Autor machte und uns bey dieſer Beſtimmung Obliegenheiten auferlegte, die wir erfüllen müſſen.

Geſundheit, edelſtes der Güter der Sterblichen, ohne das jeder Genuß unſchmakhaft und eckelhaft wird! Dich, erſtes Geſchenk der unverdorbenen Natur und der weiſen Enthaltſamkeit! Deinen Verluſt, ſollte der bedauernswürdige Sahrmann zuerſt zu beſeufzen haben! Schon ſeit einiger Zeit über-

zog eine Bläße ſein Geſicht, und ein bläulicher Hof hatte ſich um ſeine, ſonſt mit friſcher Fleiſchfarbe umgebne Augen gelagert, in welchen das ehemalige Feuer einer gewiſſen Mattigkeit gewichen war. Dabey entdekte er Symptomen an ſich, die nichts Aehnliches mit denjenigen irgend einer ihm bekannten Krankheit hatten. Da eine Rathsbefragung deshalb ſeine immer noch nicht gänzlich ertödtete Schamhaftigkeit in Verlegenheit geſetzt hätte; ſo trug er ſein Uebel in der Stille, ſo ſchmerzhaft es ihm auch zuweilen war.

Julie, die aufmerkſame Julie! — hatte dieſe Symptomen gelegentlich entdeckt, und — mit Urſach und Wirkung bekannt — hätte ſie unſerm Helden füglich eine Aufklärung über die Natur ſeines Uebels geben können, wenn ſie nicht ihre guten Gründe gehabt hätte, ſolches zu unterlaſſen. Sie begnügte ſich, unter dem Vorwand einer eignen weiblichen Unpäßlichkeit, unſern Freund in Anſehung gewiſſer Genüße der Diät zu unterwerfen.

Nach Verlauf von acht Tagen, nahm das Uebel ſo überhand, daß Sahrmann nicht mehr das Zimmer verlaſſen konnte, und dabey Höllen=

quaalen auszuſtehen hatte. Dennoch ſchob er es immer noch auf, ſich Jemand zu entdecken. Vielleicht hätt' er ſich ſeinen Herzensfreunden vertraut; allein zu ſeinem Erſtaunen hatte er ſeit zwey Tagen keinen derſelben geſehen. Robitz war am erſten Vormittag, den er im Hauſe zubringen mußte, bey ihm geweſen, hatte ſich aber unter einem Vorwand bald wieder wegbegeben, und ſeitdem lies ſich keiner mehr blicken. — Endlich zwangen doch die unausſtehlichen Schmerzen den Patienten nach dem Arzte zu ſchicken.

Es erſchien bald einer der Schüler des Hypokrates, der eher einem franzöſiſchen Tanzmeiſter, als einem Mitgliede jener ehrwürdigen Zunft ähnlich ſah, welcher die Beſorgung des edelſten Schatzes der Sterblichen anvertraut iſt. Er war eben ſo leicht an Füßen als reich an Worten, welche von der geläufigſten Zunge herabglitten, und dabey waren ſeine Extremitäten völlig die eines Kleinmeiſters, der ſeine Gegenwart durch die Düfte des Poudre à la maréchal und durch andre Parfüms, ſchon von weitem ankündigte. — Nachdem er durch eine Menge Fragen unſerm Fahrmann endlich die

Symptomen der demſelben unbekannten Krankheit abgelockt hatte und das objectum morbi in Augenſchein genommen, erklärte er ihm denn in einer Sprache, die gewohnt war delikater Ohren zu ſchonen und die ziemlich ans Poetiſche gränzte: „daß er ſeine Krankheit am Quell der Freude erhalten, indem er einige giftige Tropfen, die demſelben ſich zuweilen beyzumiſchen pflegten, mit eingeſchlürft hätte.“ — Verblümter kann man ſich wohl nicht ausdrücken!

Der galante Arzt verſchrieb einige Recepte und verſprach beym Weggehen, ſich bald wieder nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen, welches er auch redlich that; wie denn überhaupt ſeine Zunftverwandte im Durchſchnitt das Lob haben, daß ſie in fleißiger Beſuchung der Kranken, die chriſtliche Liebe thätigſt ausüben.

Fahrmann der — ſo wenig das in ſeinen frühern Verhältniſſen der Fall geweſen ſeyn mochte — von den Patienten ſeiner Art, nie anders als ſehr nachtheilig und verächtlich hatte ſprechen hören, ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, als er von dem Arzte den Aufſchluß über die Natur ſeines Uebels erhielt, und doch wollte ihm noch nicht beyfallen, auch über die Urſach deſſelben zu

erröthen! — Dabey machte er ſich ſo ſchreckliche Vorſtellungen von den phyſiſchen Folgen ſeiner Krankheit, daß ſie ihn mehr peinigten als alle gegenwärtige Schmerzen, mehr, als die Langeweile, welche er auf ſeinem einſamen Zimmer fand. Daß dieſe Letztere auch zu ſeinen Plagen gehörte, iſt wohl kein Wunder. — Seit geraumer Zeit her eines fröhlichen Lebens gewohnt, da immer ein Vergnügen das andere ablößte, hatte er ganz vergeſſen, wie man ſich ſelbſt genug iſt: eine Kunſt, die ihm vor der Epoche in L** nicht unbekannt geweſen war. Alles Uebrige, was ihm ſeine Einſamkeit hätte verſüſſen können, mußte er entbehren. Wein und gute Speiſen waren ihm verboten; Julchen konnte er nicht ſehen, und ſeine Freunde kamen auch nicht ihm Zeit und Grillen zu vertreiben. In Anſehung der Letztern, welche nun ſchon vier ganzer Tage weder etwas von ſich hatten ſehen noch hören laſſen, begann auch bereits ein ſchreckliches Licht in ihm aufzudämmern. So war die traurige Lage unſers Sahrmanns beſchaffen. Von Reue über ſein voriges wüſtes Leben, ſpürte er aber zur Zeit noch nichts.

Am fünften Morgen ſchickte er endlich den Hausknecht zu Kronow, um ſich nach der Urſach ſeiner Unſichtbarkeit erkundigen zu laßen. Herr von Kronow hies es, laſſe grüſſen, und er wolle ſo eben auf einige Zeit verreiſen. — Von Robiz zu dem er auch ſchickte, war der Beſcheid: er habe nicht Zeit gehabt ihn zu ſehen, und es werde ihm auch ſobald nicht möglich ſeyn. — Sackmann war gar nicht zu finden. — Zuletzt ſandte er ein Billetdoux zu Julien, worinn er ſeine lange Abweſenheit — ach! auch lügen hatte der geſunkene Fahrmann ſchon gelernt! — mit einem böſen — Halſe entſchuldigte; ihr viel zärtliche Verſicherungen von der Ewigkeit ſeiner Liebe gab, und am Ende ein recht pathetiſches Gemählde von den traurigen Tagen machte, welche er ohne ſie zu ſehen, zu durchleben genöthiget ſey. —

Aber, man ſtelle ſich ſein — Erſtaunen? — Entſetzen? — alles zu wenig, um das, was er empfand, auszudrücken! — man ſtelle ſich die momentane Auflöſung ſeines Selbſts vor, als er ſein zärtliches Briefchen unentſiegelt, mit der Nachricht der Wirthsleute zurückerhielt, daß

Madmoſell vor zwey Tagen mit einem Herrn von L** gänzlich weggereißt ſey.

Der von ziſchenden Schlangen beſtrikte Laokoon kann unter deren Biſſen kaum ſoviel Quaal empfunden haben, als unſer beklagenswerther Fahrmann fühlte, als er ſich auf einmal von Denjenigen, die ſeinem Herzen ſoviel gegolten hatten, ſo ſchändlich verlaſſen, ſo hinterliſtig verrathen ſah: Denn, daß dieß wirklich der Fall ſey, konnte er, ſo gern er's auch gewollt hätte, gar nicht mehr bezweifeln; weil er eben ſo wenig eine Entſchuldigung für Juliens heimliche und ſo plötzliche Abreiſe mit einem Herrn finden konnte; als es ſich rechtfertigen lies, daß das Dreyblatt während der Zeit ſogar einigemal im Hauſe geſpeißt und doch den kranken Freund nicht beſucht hatte.

Der Verluſt der oben gedachten dreyzehn hundert Thaler und der übrigen beträchtlichen Summen, die ſeine ſaubern Freunde mit ihm verjubelt hatten, wie auch der, einer ſchönen Uhr und eines prächtigen Ringes, welche er noch kurz vor ſeiner letzten Zuſammenkunft mit Julien, an dieſelbe verſchenkt hatte; das war es bey weitem nicht, was ihm am meiſten ſchmerzte. Aber,

daß

daß er ſehen mußte, wie man ſo mit ſeinen be-
ſten Empfindungen ein ſchändliches Spiel ge-
trieben hatte; daß er abermals gezwungen ward,
von der Güte der Menſchheit eine noch größre
Ausnahme zu machen; daß er ſich durch Laſter-
hafte auf Irrwege habe leiten laſſen — (denn
daß er darauf wandle, fieng ihm nun auch an ein-
leuchtend zu werden;) — das Alles peinigte
ihn weit mehr. Er ſah in ſeinem Herzen jetzt
plötzlich eine Leere entſtehen, empfand eine Un-
behaglichkeit, die ihm im höchſten Grade uner-
träglich waren.

Nachdem er ſich mehrere Tage mit allen hier-
aus entſtehenden Hirnbildern gequält hatte, be-
hielt am Ende das Gefühl der unangenehmen
Gewißheit, daß er ſein Unglück durch leichtſin-
nige Hinopferung deſſen, was ihm ſonſt ſo theuer,
ſo ehrwürdig geweſen war, gar wohl verdient
und ſich ſelbſt zubereitet habe, den Platz allein.
— Er durchgieng ſeine Lebensweiſe während ſei-
nes Aufenthalts in L **; ſtellte Vergleichun-
gen an zwiſchen derſelben und derjenigen, welche
er ehedem beobachtet hatte, und fand dabey
reichhaltigen Stof zur Reue und zu einer Menge
von Vorwürfen, womit er ſich überhäufte.

Da es aber nicht in dem Karakter — oder vielmehr, da es nicht in dem Temperamente unſers Helden lag, ſich zu lange bey Gegenſtänden aufhalten zu können, welche ihn betrübten und niederſchlugen; ſo war er bald bemüht, ſich nach Troſtgründen und Aufrichtungsmitteln umzuſehen, welche man, wenn man ſie ernſtlich ſucht, beynah allezeit findet. Auch er fand ſie. — Er fieng nach und nach an, ſich über den Verluſt ſeiner niederträchtigen Freunde und ſeiner ſchlechten Geliebten, dadurch zu tröſten, daß er ſich ihren Unwerth recht lebhaft vorſtellte, und durch Ausdehnung der Bilder edlerer und geprüfterer Freunde, die ſeit einiger Zeit auf einen ziemlich engen Raum ſeines Herzens eingeſchränkt geweſen waren, füllte er allmälig diejenige Leere aus, welche ihm auf den erſten Augenblick ſo beſchwerlich fiel. Die Plätze, welche Julie, Robitz, Kronow und Sackmann ſo unwürdig beſeſſen hatten, wurden unter ſeine Aeltern, Sophien, den braven Ehrlichheim, ſeinen fürſtlichen Freund, den Prinzen von ***, und an andre gute Menſchen, deren Werth er nicht bezweifeln durfte, vertheilt. — Auch in Anſehung ſeiner bisherigen, ſo tadelhaften Lebensart, fand er Troſtgründe

indem er — nicht für die Vergehungen an ſich, ſondern — für ſeine Perſon Entſchuldigungen aufſuchend, dieſelben in ſeiner ihm nun nicht mehr unbekannten Unerfahrenheit und in den liſtigen Ränken ſeiner Verführer antraf.

Das Finale von allen Dieſem — wie 's denn gewöhnlich der Fall iſt — waren gute Entſchlüſſe und rühmliche Vorſätze für die Zukunft. Heilig verſprach er ſich's, künftig ſeine Freunde beſſer zu prüfen; gegen alle Menſchen, die nicht tugendhaft und von guten Sitten wären, äuſſerſt mißtrauiſch zu ſeyn; ſich nie wieder in die Netze der Wolluſt verwickeln zu laſſen; nie wieder den brutalen Feſten des Bachus beyzuwohnen; nie wieder . . . . doch, wie vermag man es aufzuzählen, was er ſich alles gelobte! — Wir wollen gewiß nicht die Erſten ſeyn, welche Zweifel äuſſern ſollten, daß unſer Fahrmann Wort gehalten habe. —

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Geneſung. Abreiſe.

Nachdem der elegante Arzt vierzehn Tage nach einander täglich zwey Viſiten gemacht und ein Buch Papier zu Rezepten verſchrieben hatte, befand ſich Fahrmann — ſchlechter, als vorher. Er beklagte ſich über dieſen Krebsgang ſeiner Geneſung gegen den Doktor, der ihn wie gewöhnlich, in ſehr geſuchten Ausdrücken verſicherte, es werde ſich wohl ändern. Da aber dieſer Troſtſpruch auch nach Ablauf der dritten Woche immer noch ohne Erfolg blieb; im Gegentheil der Patient ſich recht übel befand; ſo erſuchte dieſer endlich ſeinen Wirth, ihm einen andern Arzt zu beſorgen, welcher ihm denn auch zum Glück einen der erfahrenſten Männer in L** zuführte. Deſſen leichtfüßiger Kollege nahm ſeinen Abſchied mit der beſten Art von der Welt auf, und empfahl ſich, nachdem er den richtigen Empfang von dreyßig Thalern für Viſiten und andre Bemühungen, in gehöriger Form quittirt hatte.

Der neue Arzt zuckte über die bisherige Behandlung unſers Helden die Achſel, und erklärte nach einigen Tagen, da verſchiedne gegebne Mittel nicht die gewünſchte Wirkung thaten, daß er den Wundarzt mit zu Hülfe nehmen müſſe, unter deſſen Meſſer der arme Fahrmann auch wirklich ein paar ernſthafte Schnitte aushalten mußte. Dafür hatte er aber auch das nicht geringe Vergnügen, ſich bald merklich gebeſſert zu finden.

Um unſern Freund recht bald aus dem Krankenzimmer befreyt zu ſehen, ziehe ich das Uebrige ſeiner Kur in die Kürze, und berichte die Leſer nur in wenig Worten: daß, nachdem er ſich ſechs Wochen unter den Händen dieſes letztern Arztes befunden hatte, er ſo weit hergeſtellt war, daß er auſſer einiger Schwäche nichts mehr von ſeiner überſtandnen Krankheit ſpürte, und auch die Erlaubniß erhielt, nach Belieben ausgehen zu dürfen. Indeß blieb er noch einige Zeit auf eine, jedoch etwas erweiterte Lebensordnung eingeſchränkt.

Es waren nun über zwey Monath verfloſſen, ſeit ſeine bübiſchen Freunde ihn aus ihren Schlingen frey gelaſſen hatten, und eben ſo lange hat-

te er auch mit der Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zu thun gehabt. Diejenigen meiner Leſer, welche alle die Summen, die er während des verderblichen Umganges mit den drey Blutigeln und mit der, für eine Buhlerin, immer noch beſcheidnen Julie, theils verſchwelgt, theils denſelben baar vorgeſchoſſen hatte, ein wenig notirt und hernach addirt haben, und nun zu dem erhaltenen Facit noch dasjenige hinzufügen, was ihm die ganze Zeit ſeines Aufenthalts in L * * ſeine Bekleidung und ſeine andern blos perſönlichen Bedürfniße; was ihm zwey Aerzte und ein Wundarzt und die Apotheke und das neun Wochen lange Krankenlager in einem nicht wohlfeilen Gaſthofe gekoſtet habe: dieſe meine Leſer ſag' ich, werden wohl leicht begreifen, daß von den in L * * erhobnen tauſend Dukaten, wenig oder nichts mehr übrig ſeyn konnte.

Dieſe furchtbare Leere in ſeiner Börſe, welche ſo lange er ſich krank befand und blos mit der Wiedererhaltung ſeiner Geſundheit, als ſeinem dermaligen höchſten Zweck, beſchäftiget war, ihm nicht viel Kummer gemacht hatte, begann nun, da er nach ſeiner Geneſung wieder ins Weite kam und ſinnlicher an die mancherley Bedürfniße des

Lebens erinnert wurde, ihm ans Herz zu drin=gen. Er fieng an, ſich ernſtlichern Ueberlegun=gen zu überlaſſen, als er ſeinen Glücksumſtän=den noch je zu widmen, gewohnt geweſen war. Es wurden einige Vorſchläge gemacht, wie dem ſo ganz in Verfall gerathenen Finanzzuſtande wie=der aufzuhelfen ſey: allein, ſie waren alle von der Art, daß ſie am Ende durchfallen mußten. — Sich an den Oberſten, oder an ſeinen Freund, den Prinzen * * * zu wenden, lies ſich, wenn es auch nicht gegen ſeine Delikateſſe geſtritten hätte, ſchon deswegen nicht thun, da er erſt vor einem halben Jahre eine ſo anſehnliche Summe erhalten, wovon der Erſte wußte und der Letztre ſie ihm gegeben hatte. Wo hätte er einen Vor=wand oder Dreiſtigkeit genug hernehmen ſollen, um ſchon wieder einen Nachſchuß verlangen zu können? — An ſeinen Vater? — Wie ein Mit=tel finden, ohne Gefahr auf beyden Seiten einen Brief an ihn zu bringen? — —

Nachdem er ſich einige Tage mit dieſen Ue=berlegungen herumgetragen hatte, fiel ihm plötzlich eine Sache ein, an die er bisher nicht ein einzigesmal gedacht hatte, theils aus Zer=ſtreuung, theils aus der ihm eigenthümlichen

Gleichgültigkeit gegen Haab' und Gut. — Er erinnerte ſich endlich derjenigen Sachen, welche er im Ehrlichheimſchen Hauſe zurückgelaſſen und welche der Oberſte ihm unter Adreſſe des mehrgedachten Handelshauſes nach L** nachzuſchicken, verſprochen hatte. — Er fand dieſelben dort ſeiner ſchon einige Monathe warten, nebſt einigen Zeilen ſeines würdigen Freundes, die voll freundſchaftlicher Aeuſſerungen, voll guter Rathſchläge und herzlicher Wünſche waren.

Um ſeine Kaſſe etwas zu rekrutiren, machte er nun den gröſsten Theil ſeiner Haabſeeligkeiten zu Gelde. Er behielt nichts als einen Mantel, einen Oberrock, ein Kleid nebſt dem unentbehrlichen Zubehör und ſoviel nothwendige Wäſche, als er in einen kleinen Mantelſack packen konnte. Seine noch übrige wenige Präzioſen gingen ziemlich gegen eine ſilberne Taſchenuhr auf, welche er eintauſchte. Die Juden machten bey dem Handel einen herrlichen Schacher. — Nach dieſer ſo getrofnen Einrichtung, ſah er ſich nun wieder in Beſitz eines Kapitals, das ſich nicht viel über hundert Dukaten belief: eine Summe, wobey ſeine Sorgloſigkeit ſich ziemlich reich hielt.

Nun war noch die Frage — welche er füglich vor vier Monaten hätte thun ſollen — wo er, da er doch in L * * keinen Zweck zu einem längern Aufenthalt vor ſich ſah, ſeinen Wanderſtab hinſetzen, und welchem Geſchäft er ſich künftig widmen ſolle? — Nachdem er dieſen und jenen Reiſe= und Lebensplan durch ſeinen Kopf hätte gehen laſſen, fiel ihm endlich bey, ſich der Schriftſtellerey zu widmen, und in Anſehung des Ortes ſeines künftigen Aufenthaltes, über den er nicht mit ſich einig werden konnte, beſchloß er, ſich auf Geradewohl auf die erſte Poſt zu ſetzen, welche morgen abgehen werde, und ſo lange mitzufahren, bis er unterweges ein Plätzchen fände, das ihm behagte. Das iſt ja wohl ein Entſchluß à la Fahrmann zu nennen! —

Sein erſter Weg war nun nach dem Poſthauſe, wo er denn vernahm, daß morgen die Poſt nach N. . . N. . . abgehe. Er lies ſich einſchreiben, und war den folgenden Mittag ſchon einige Meilen von L * * entfernt.

Und die eilf hundert Thaler, die er ſeinen ehemaligen lieben Freunden von Kronow und Kobitz vorgeſchoſſen hatte, lies er, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, im Stiche? hör

ich mich von allen Seiten herfragen. — Freylich, meine Leſer! aber nicht allerdings, ohne ſich darum zu bekümmern. — Er hatte ſich einigemal während ſeiner Krankheit in ſeiner Schuldner Logis nach denſelben erkundigen laſſen, aber immer die Antwort erhalten: die Herren wären nicht zu Hauſe. Als er endlich wieder ausgieng, machte er ſich ſelbſt einen Weg hin, und erfuhr von der Aufwärterin des Einen und des Andern, welche wohl gemeſſene Inſtrucktion haben mochten, daß ſie ihr Logis aufgegeben und — man wiſſe nicht auf wie lange? verreiſ't wären. Der ehrliche, leichtgläubige Sahrmann glaubte das, ohne weitre Nachfrage zu thun, und da er weder wußte, wo er ſeine Schuldner aufſuchen ſollte, noch welcher Mittel er ſich bedienen könnte, um bey ihrer Abweſenheit ſich den Weg zu ſeiner Bezahlung zu bahnen; oder auch vielleicht — welches bey dem Sahrmannſchen Karakter für uns viel Wahrſcheinlichkeit hat — aus einer, nur ihm eignen, ſehr übertriebenen Großmuth, dieſen Weg nicht einſchlagen wollte, und überdies ſein Kopf, der jede Idee ſehr lebhaft auffaßte, mit dem neuen Projekt angefüllt war; ſo entſchlug er ſich des Gedankens an die eilf hundert

Thaler am Ende gänzlich, und gab durch ſeine Abreiſe ſeinen Debitoren die Freyheit wieder, ſich in L * * öffentlich zu zeigen, welches ſie in der That gar nicht verlaſſen gehabt hatten.

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

Homo propoſit — — — —

Unſer Fahrmann war bereits zwey Tage und zwey Nächte unterweges und mochte wohl ſchon ein zwanzig Meilen von L * * entfernt ſeyn, ohne noch das Original zu dem Hirnbilde gefunden zu haben, welches er ſich von ſeinem künftigen Wohnorte geſchaffen hatte. Seine Reiſegeſellſchaft war dasmal nicht intereſſant; auch gab es keine Einquartirung für ſeinen Mantel, welches denn für die Aufrechtung ſeiner guten Entſchlüſſe ſehr zuträglich war.

Aus Mangel der Unterhaltung mit Andern, unterhielt er ſich um ſo mehr mit ſich ſelbſt; da es ihm denn freylich nicht an Stof fehlte. — Nachdem er die L * * Epoche nochmals in allen ihren Theilen durchgegangen war und ſeinem irregeleiteten, aber ihm immer noch werthen — Ich,

noch manche derbe Strafpredigt gehalten hatte, behielt am Ende ſein zur Verſöhnung ſo geneigtes Gemüth die Oberhand, und er machte demnach mit dem reuigen Sünder Friede und verhies ihm auf immer Vergebung und Vergeſſenheit ſeiner Vergehungen. Als dies abgemacht war, konnte der Abſolvirte auch wieder mit freyrer Stirn in die Gemeinſchaft der tugendhaften und guten Seelen treten, mit welchen er von neuem auf einen recht vertraulichen Fuß zu ſtehen anfieng. Er dachte wieder gern und ohne Schamerröthen an ſeine ehrwürdige Aeltern; er fand ſich wieder in Sloßberg ein, ſchwatzte traulich mit dem biedern Ehrlichheim, den er wieder ſeinen Freund zu nennen wagte, und ſelbſt Sophien, unterſtand er ſich wieder ins blaue, reine Auge zu ſehen und ihr durch Blicke ſeine keuſchen Wünſche vorzutragen.

Der romantiſche H . . . über den ſeine Reiſe ihn führte, gab ſeinem, für jeden Eindruck empfänglichen Geiſte, auch manche Beſchäftigung. Erblickte er zwiſchen betagten Fichten die Ueberbleibſel einer Ritterburg hervorragen; ſo war er plötzlich in jene rauhe aber ehrliche Zeiten verſetzt, da der Deutſche noch einen eignen Karakter hat-

te und noch kein nachahmender — Affe aller fremden Thorheiten und fremder Laſter geworden war. — Er ſprach beym Burgherrn vor, ſchüttelte ihm traulich die ſtarke Hand, ſetzte ſich mit demſelben beym Humpen, indeß die ſittſame Hausfrau den Inbiß auftiſchte. Er unterhielt ſich mit dem Ritter von Turniren, Befehdungen, von der Jagd, und abwechſelnd koſ'te er züchtiglich mit deſſen ehelichen Geſpons und mit den beyden adlichen Dirnen, die denn natürlicherweiſe Kopien von Leonoren und Sophien waren. — Sties er auf ein verſchneites Jägerhaus, das einſam im dickverwachſenen Forſte ſtand; ſo ſchuf ſeine Einbildungskraft die Klauſe eines gaſtfreyen Waldbruders, der am Abend den verirrten, vom Froſt erſtarrten Wandrer die wirthbare Thüre öfnet und mit ungekünſtelter aber wahrer Höflichkeit, eine Lagerſtelle auf weichem Moos und das, was ſein frugaler Tiſch vermag, anbietet. — — Mit einem Worte, für unſers Sarhrmanns fruchtbaren Vorſtellungskraft gieng kein Stof verlohren, der irgend einer Verarbeitung werth, oder derſelben fähig war.

Endlich kam er am vierten Tage in H * * an. Von vier auf dem Poſtwagen zugebrachten Näch-

ten ganz abgemattet, beſchloß er hier ein paar Tage auszuruhen und bey Gelegenheit ſich ein Wenig mit dem Orte bekannt zu machen; weshalb er in einem Gaſthofe ein Zimmer nahm. Kaum war er hier eine Stunde geweſen und hatte ſich's ein Wenig komode gemacht und ſich bey einer Mahlzeit erquickt, als ein langer hagrer Mann, mit einem recht fatalen Geſichte hereintrat, welcher ſich ziemlich brüsk nach ſeinem Namen, Stand und wo er herkomme, erkundigte. Sahrmann antwortete: er ſey ein Gelehrter, Namens Fahrbek und komme von L * *. Ob er einen Paß habe? war die nächſte Frage, und die Antwort: nein. Hierauf nahm der Mann kurz ſeinen Abtritt.

Unſer Held war eben beſchäftiget, einen Brief an ſeinen redlichen Freund Ehrlichheim zu ſchreiben, welche Pflicht er bey der Zerſtreuung, worinn er eine Zeit her gelebt, vernachläſſiget hatte, als erſtgedachter langer Mann mit der Büttelmiene, wieder hereintrat und ihm im Namen des Gouvernements mitzugehen befahl. Auf Sahrmanns Frage um die Urſach dieſes Befehls und wohin er ihn führen wolle, erfolgte der Beſcheid: daß man hierüber Auskunft zu geben,

keine Inſtrucktion habe. Da er nicht der Stär=
kere war, mußte er ſich ſchon entſchlieſſen zu ge=
horchen.

Ohngeachtet er ſich keines Verbrechens ſchul=
dig wußte, fieng ihm doch an bange zu werden,
als er vor der Hausthür zwey Soldaten fand,
welche zu ſeiner Abführung da waren. Er konn=
te auf keine andre Urſach von dieſem Verfahren
gegen ihn, rathen, als daß die * * * ſche Re=
gierung ihm auf die Spur gekommen und durch
eine Requiſition daſſelbe veranlaſſet habe. Ob
unſerm armen Freunde bey dieſer fürchterlichen
Vermuthung wohl geweſen ſey, können meine
Leſer leicht beurtheilen, wenn ſie ſich erinnern,
was man ihm von jener Seite ehemals zugedacht
hatte.

Fahrmann wurd' indeß nach der Haupt=
wache gebracht und in dem ſogenannten Brumm=
ſtall den andern Arreſtanten zugeſellt, unter wel=
chen ſich Spitzbuben und dergleichen honette In=
dividuen befanden. — Der lange Mann, den
wir nun als einen Gerichtsdiener kennen, forder=
te ihm ſeine Börſe und ſeine Uhr ab, und lies
ihm nichts, als einen Gulden Silbergeld, wel=
ches er blos in der Taſche hatte. Er verſäumte

auch nicht, ihm bis aufs Hemde zu viſitiren, ob er etwan etwas Gefährliches oder Verdächtiges bey ihm finden möchte.

Hier, in einer höchſt widrigen Atmoſphäre, welche theils durch ſehr natürliche Aeuſſerungen ſeiner Mitgefangenen, theils durch das Schmauchen eines unausſtehlich ſtinkenden Knellers, theils durch die Dumpfigkeit des Ortes, erſtickend wurde, mußte der bedauernswürdige Fahrmann die Nacht auf der harten Pritſche, nicht unangetaſtet, von gewiſſen beſchwerlichen Inſekten zubringen: ſtatt, daß er gerechnet hatte, ſeine vom Poſtwagen zerſchlagne Gliedmaaßen in einem guten Bette zu erquicken.

Am andern Vormittag wurd' er ins Verhör gebracht. Die ängſtliche Verlegenheit, welche während denſelben auf ſeinem Geſichte gezeichnet ſtand, und welche zum Grunde hatte, daß er ſich nicht gut mit den Unwahrheiten befaſſen konnte, die er in Anſehung ſeines Namens, Standes, Geburtsorts, u. ſ. w. zu ſagen genöthiget war; als auch, daß ihm die Vorſtellung von den möglichen Folgen derſelben vor Augen ſchwebten: nehmlich, wie es ihm ergehen werde, wenn man über dieſe Punkte ſeiner Auſſage nähere Nachricht

ein=

einziehen ſollte: dieſe Verlegenheit, ſag' ich, wurde ihm als ein ſeiner Unſchuld ſehr nachtheiliges Anzeichen ausgelegt. Nachdem das bey allen Verhören gewöhnliche Präludium vorbey war, kam man dann zur Hauptſache und fragte: wo er jetzt herkomme? — mit welcher Gelegenheit er von L** anhero gekommen ſey? — warum er ſich mit keinem Paſſe verſehen habe? — ob er in C.. geweſen ſey? und — ob ſchon Fahrmann die letztere Frage mit, nein, abgewieſen hatte — ob er nicht ganz kürzlich in C.. geweſen ſey? — ob er dort in einem gewiſſen Hauſe, welches man nannte, Bekanntſchaft gehabt habe? u. ſ. w. — u. ſ. w. —

Nach geendigtem Verhör, wurde er wieder unter Bedeckung von zwey Mann Wache und unter Begleitung der Neugierigen, nach ſeinem Brummſtall zurückgebracht. Nachdem man ihn den darauf folgenden Tag, nochmals beynah dieſelbigen Fragen hatte beantworten laſſen, blieb er vier ſehr lange Tage in dem Orte ſeiner Verwahrung, ohne daß ein einzigesmal nach ihm gefragt wurde.

Acht und vierzigſtes Kapitel.

Nach langem Regen, blickt auch wohl wieder ein Sonnenſtrahl hervor.

Ich weis, daß manche weicher geſchaffene Seele, die ſo einen recht warmen Antheil an unſern Fahrmann nimmt, für ihn gezittert haben wird, bey dem Beſorgnis, ihn wieder in die Tigerklauen ſeiner grauſamen Feinde am * * * Hofe geliefert zu ſehen. Dieſen wollen wir nun ſo viel zum Troſte ſagen, daß die Verhaftnehmung unſers Helden weder von denſelben veranſtaltet, noch mit deren rachſüchtigen Intereſſe in irgend einer Verbindung ſtand.

Die Urſach dieſer, für unſern Fahrmann ſo unangenehmen Wirkung, müſſen wir zwölf Meilen von H. . . in C. . . aufſuchen. Dort war in einem Hauſe durch Einbruch ein beträchtlicher Diebſtahl verübt worden, unter welchem, außer andern Koſtbarkeiten, eine Anzahl Kremnitzer Dukaten mit begriffen war. Ein junger Menſch, welcher ſich einige Zeit in C. . . aufgehalten, welchen man nicht kannte und der ge-

wöhnlich einen weißen Mantel trug, wurde ſeit demſelben Morgen, da in der Nacht der Diebſtahl geſchehen war, nicht mehr in der Stadt geſehen; woher man Anlaß nahm zu muthmaſſen, daß er wohl der Dieb ſeyn könne, und man hielt ſich aus dieſem Grunde ſogar für berechtiget, den Unbekannten als einen, des Einbruchs höchſt verdächtigen Menſchen, durch Steckbriefe zu verfolgen.

Nun trug ſichs eben zu, daß unſer Held den Tag darauf, als dieſer Steckbrief nach H. . . gekommen war, auch in dieſer Stadt anlangte. Der Entſchluß, hier ein paar Tage auszuruhen, den ihm gewiß nicht ſein Schutzgeiſt, ſondern ein böſer, die Menſchen anfeindender Dämon eingegeben haben mußte, brachte ihn in das Wirthshaus, deſſen Wirth unglücklicherweiſe ein großer Zeitungsdilettant war, und der daher den inſerirten Steckbrief geleſen und noch im friſchen Andenken hatte. Sahrmann, uneingedenk der traurigen Folgen, welche die unbedachtſame Produzirung ſeiner Goldbörſe ſchon zweymal für ihn gehabt hatte, lies dem Wirthe, als er bey demſelben zu Befriedigung des Lützenbruders einen Dukaten wechſeln wollte, deſſen ſämtliche Ge-

ſellſchafter ſehen, welche lauter Kremnitzer waren. Dieſer, der nach kluger Wirthe Art, viel Nachdenken hatte, ſtellte bald die in dem Steckbriefe geleſene Prädikate: junger Mann, Kremnitzer Dukaten und weißer Mantel neben einander, und da er dieſelben auch an ſeinem neuen Gaſte fand; ſo hielt er ſich für verpflichtet, von ſeinem gefaßten Verdachte dem Gouvernement Anzeige zu thun.

Dieſes, welches auf die Verfolgung aller Diebe — die nicht, gleich gewiſſen Staatsdieben, eines wider alle Ahndung ſchützenden Privilegiums genieſſen — ſehr eifrig war, hielt ſich eben ſo berechtiget, unſern Sahrmann wegen deſſen ihm denuncirten Aehnlichkeit mit dem in dem Steckbriefe bezeichneten Verdächtigen, in Verhaft nehmen zu laſſen; als der C. . . er Magiſtrat es für recht und billig gehalten hatte, deswegen einen Steckbrief gegen Jemand ergehen zu laſſen, weil dieſer Jemand unmittelbar nach einem nächtlichen Einbruche aus der Stadt gereiſet war.

Man dachte wahrſcheinlich nicht daran, daß unter ſo vielen Millionen Männern, welche auf dieſem Erdenrund wallfahrten, es auch manche

Million junger Männer giebt, und daß daher der denuncirte Fahrmann gar füglich ein junger Mann ſeyn könne, ohne eben der im Steckbriefe Bezeichnete zu ſeyn. Nicht mehr mochte man daran denken, daß auſſer denjenigen Kremnitzer Dukaten, welche ſich unter dem geſtohlnen Guthe befunden hatten, noch viele Legionen ihrer Brüder exiſtirten; als man darauf fiel, daß bey der eben herrſchenden Mode, weiße Mäntel zu tragen, gar wohl mehrere Menſchen weiße Mäntel haben könnten und gewiß hatten, wie man in H.. ſich ſelbſt zu überzeugen, Gelegenheit fand.

Man hatte, wie geſagt, vermuthlich an Alles das nicht gedacht, ſo ſehr es ſich dem geſunden Menſchenverſtand auch aufdrängte, und ſteckte den unſchuldigen Fahrmann in den Brummſtall, den er wohl nie geſehen haben würde, wenn er ſtatt einen weißen Mantel einen blauen gewählt, und wenn der Jude, an den er in L** ſeine Haabſeeligkeiten verhandelte, ihm ſtatt Kremnitzer, Holländiſche Dukaten gezahlt hätte. Da ſieht man, an welche dünne, armſeelige Fäden, oft die wichtigſten Schickſale unſers Lebens hängen! —

Es iſt unläugbar, daß Diejenigen, welchen die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit anvertraut iſt, nicht allein berechtiget, ſondern ſelbſt verpflichtet ſind, über Alles, was auf dieſelbe Bezug hat, eine ſtrenge Aufſicht zu haben: allein, ob es recht ſey — wenn es unter gewiſſen Umſtänden auch erlaubt iſt, ſich der Perſon eines Individuums, wegen einer nur geringen Verdächtigkeit zu verſichern — einen Menſchen, von deſſen Strafbarkeit man weder durch Beweiſe noch durch Geſtändniß überzeugt iſt, gleich einen überwieſenen Verbrecher zu behandeln, ihn in einen ungeſunden, häßlichen Kerker ſtecken zu laſſen, ihn ohne alle Diskretion als einen Miſſethäter durch die Straſſen zu ſchleppen und der demüthigenden Begaffung und der Beſpöttelung des Pöbels preiszugeben: ob das recht ſey, ſag' ich, iſt eine Frage, die wohl nicht viel Bejaher finden wird. Eine ſolche despotiſche Tyranney verdient die Rüge jedes Menſchenfreundes; ſie verdient, von der Publizität an den Schandpfahl geheftet zu werden, allen unmenſchlichen Obrigkeiten zum Beyſpiel! —

Hätte man unſern Fahrmann — ſo wenig er auch gravirt war — in einen honetten, reinli-

chen Verwahrungsort gebracht; hätte man ihn in demſelben verhört, oder in aller Stille in einer Kutſche ins Verhör bringen laſſen, und dann die Sache mit gehöriger Betriebſamkeit unterſucht; ſo würd' ich der Erſte ſeyn, das H. . . ſche Gouvernement zu preiſen, daß es Billigkeit und Schonung mit den Obliegenheiten ſeines Amtes ſo rühmlich zu vereinigen wiſſe, und — jeder unſchuldig Verhaftete ſelbſt, ſo hart ihm die nicht verwirkte Beraubung ſeiner Freyheit auch fallen möchte, würde, wenn er billig denkt, nicht anſtehen, dieſes Opfer dem allgemeinen Beſten mit Reſignation zu bringen!

Wir kehren von dieſer langen Abſchweifung zu unſerm Helden zurück, der, wie wir im vorigen Kapitel geſehen haben, nach den beyden ausgeſtandnen Verhören, vier Tage im Gefängniſſe blieb, ohne daß von ihm die Rede war. Die Bequemlichkeit der gebietenden Herren, würde ihn da vielleicht noch länger haben ſchmachten laſſen, wenn nicht der Zufall einen Umſtand zu ſeinem Vortheil herbeygeführt hätte. — In der nächſten Zeitung nehmlich, fand ſich von Seiten des C. . . er Magiſtrats eine Widerrufung des Steckbriefes gegen den jungen Mann im wei-

ßen Mantel, indem man den Dieb am Orte ſelbſt gefunden hatte. Nun bequemte man ſich denn auch, unſerm Freunde ſeine Befreyung ankündigen zu laſſen, doch mit dem Anhange: ſich von H... aufs förderſamſte zu entfernen. Dieſe neue Ungerechtigkeit beſchönigte man dadurch, daß man ihm als einem ſolchen, der ohne Paß befunden worden, nichts Gutes zutrauen und immer ihn nicht anders, als einen verdächtigen Menſchen anſehen könne. Indeß, aus beſonderer Milde, geſtattete man ihm doch, die morgen abgehende Poſt zu ſeiner Abreiſe benutzen zu dürfen, mit der Einſchränkung, die Wache nicht eher, als in dem Augenblick der Abfarth zu verlaſſen.

Es war der erſtgedachte Gerichtsdiener, welcher ihm auch dieſe Botſchaft brachte, und der ihm zugleich auch ſeinen Mantelſack nebſt der ihm abgenommnen Uhr und Börſe wieder überlieferte. Da er über den richtigen Empfang eine Quittung verlangte; ſo wurde Fahrmann dadurch bewogen nachzuſehen, ob er auch mit Fug und Recht richtigen Empfang beſcheinigen könne, und da fand ſichs denn, daß ihm aus dem Mantelſacke einige Wäſche und aus der Börſe

zehn Dukaten fehlten. Aufgebracht, über das Ganze des Verfahrens, welches man ſich gegen ihn erlaubt hatte, beſchloß er, ſein ihm entwendetes Eigenthum durchaus nicht im Stiche zu laſſen und die verlangte Quittung nicht eher auszuſtellen, als bis er das Seinige zurückhabe. Der Gerichtsdiener wollte auf ſeine Aeuſſerung deshalb, zwar anfänglich den beleidigten Ehrlichen ſpielen; aber am Ende, da Sahrmann ſteif auf ſein Stück beſtand, begab er ſich unter dem Vorwand nochmals nachzuſehen, hinweg und kam nicht lange nachher mit dem Fehlenden zurück, welches er mit einem bitterböſen Geſicht dem Eigenthümer einlieferte und von demſelben nun die Beſcheinigung entgegennahm.

Um ſich doch einigermaßen wegen des ihm wiederentrißnen Raubes zu rächen, wiederholte er unſerm Freunde nochmals den Befehl, auf das ſpäteſte mit der morgenden Poſt abzureiſen, in den härteſten, anzüglichſten Ausdrücken, indem er ihm im Fall des Ungehorſams mit der, ſolchen Vagabunden zu kommenden Ahndung drohte. Dem Unterofficier gab er die Weiſung, Arreſtanten auf der Poſt einſchreiben zu laſſen

und ihn morgen zu rechter Zeit an den Poſtwagen zu begleiten.

Bis zu ſeiner Abreiſe blieb nun Fahrmann in der Wachtſtube unter den Soldaten, die er ſich ſämtlich durch einen halben Gulden, den er ihnen zum Beſten gab, ſo zu Freunden machte, daß ſie ſich recht artig und zuvorkommend gegen ihn betrugen. Auch war der Unterofficier ſo diskret, ihn des Morgens nicht der Instruction des aufgebrachten Gerichtsdieners gemäß, an den Poſtwagen zu begleiten; ſondern, ihm blos von weitem zu folgen, um ſich ſo in der Entfernung von deſſen wirklich erfolgten Abfarth zu überzeugen. Durch dieſes beſcheidne Betragen entgieng unſer Held der Unannehmlichkeit, ſich bey den übrigen Paſſagieren wenigſtens zweydeutig gemacht zu ſehen. Als er bald darauf die Wälle von H... in Rücken hatte, ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füſſen und — athmete wieder freyer.

Neun und vierzigſtes Kapitel.

Wenn's juckt, der kratze ſich!

Sämtliche Paſſagiere, welche ſich auf dem Poſtwagen befanden, reißten nach der weltberühmten reichen Freyſtadt * *. Das viele Herrliche und Gute das Fahrmann davon hörte, und beſonders, als er auf ſeine Anfrage vernahm, daß dort Buchhandel und Schriftſtellerey im größten Flor ſey, ſtellte bald in ihm den Entſchluß feſt, auch dahin mitzureiſen.

Da wir bis zu ſeiner Ankunft daſelbſt, nichts Merkwürdiges zu erzehlen haben; ſo treffen wir ihn gleich mitten in dieſer kleinen Welt, wo das Verkehr Menſchen von beyden Polen zuſammen bringt. —

Fahrmann hatte ſeinen Abtritt zwar in einem Gaſthofe genommen; da aber derſelbe nur vom letzten Range war, und ihm daher nicht gefiel; auch das Logis in einem geräuſchvollen Wirthshauſe ſich ihm überhaupt zu dem Geſchäft, dem er ſich widmen wollte, nicht zu ſchicken ſchien; ſo gieng er bald nach ſeiner Ankunft aus, ſich ein

anſtändigeres zu ſuchen. Ein ausgehängtes Bretchen auf welchem er las: „hier ſind Zimmer zu hauer,“ verhalf ihm bald dazu. Er miethete ſich bey guten Handwerksleuten ein recht hübſches Stübchen mit Bett' und allem Zubehör.

Hier ſchlug er nun ſeine litterariſche Werkſtatt auf, in welcher er dann auch ſehr fleißig war. Er führte ein gar züchtiges und eingezognes Leben. — Wann er ſich müde ſtudirt hatte, ſo gieng er aus, wenns am Tage war, um die Merkwürdigkeiten dieſes in allem Betracht merkwürdigen Ortes zu ſehen, und war es Abends, ſo beſuchte er irgend ein Kaffeehaus, wo er Menſchen fand. So wär' Alles recht gut geweſen, wenn nur das, in dieſer Welt — wir mögen ſie als ein Jammerthal oder als die beſte Welt anſehen — immer gleich unentbehrliche Metal, ihm nicht mit der Zeit zu mangeln angefangen hätte. Bey der Hofnung, welche er auf ſein der Vollendung nahes Werk ſetzte, für welches er eine hübſche Hand voll Geld zu erhalten rechnete, machte dieſer Umſtand unſerm Fahrmann wenig Kummer. Aber wir, die wir mit dem Hergehen in dieſer Welt beſſer bekannt ſind, können dabey nicht ſo ganz ruhig ſeyn. — Je mehr er

ſeine Kaſſe zuſammen ſchmelzen ſah, je eifriger war er bey der Arbeit. So klug hatte Erfahrung ihn alſo doch ſchon gemacht, daß er bey drohendem Mangel auf Abwendung deſſelben bedacht war!

Endlich kam er mit ſeinem Werke zu Stande. Es handelte von — — halt! beynah hätte unſre Offenherzigkeit gegen die lieben Leſer uns verleitet, ein Geheimniß der Studirſtube zu verrathen. Das war ein Glück, daß wir noch bey Zeiten daran dachten! Nun, wenn wir Ihnen denn auch nicht ſagen, wovon es handelte; ſo können wir doch verſichern, daß es eine äußerſt intereſſante Sache zum Gegenſtande hatte, ſehr gut gedacht und ſehr gut geſchrieben war. Kaum ſtand der letzte Punkt, ſo eilte er auch damit zu dem erſten Buchhändler der Stadt.

„Was iſt zu Ihrem Dienſte, mein Herr?" war die äußerſt höfliche Frage:

Sahrmann. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen ein Manuſcript über — — — — — zum Verlag anzubieten.

Buchhändler. (mit merklich verminderter Höflichkeit:) Mein Himmel! über dieſen Gegen-

ſtand iſt erſt in voriger Meſſe in der W. . . Buchhandlung ein Werk erſchienen. —

Fahrm. Ich weis es und ich kenne daſſelbe. — Aber, dieſes Werk iſt nicht, was es ſeyn ſoll. Ich ſchmeichle mich, daß Sie in dem meinigen finden werden, daß ich meinen Gegenſtand richtig gefaßt und ſo viel möglich erſchöpft habe, wenn Sie gefälligſt gegenwärtiges Manuſcript durchleſen wollten. —

Buchhändl. In der That, ich kann — keinen Gebrauch davon machen. Ueberhaupt — werden Sie verzeihen — mich rufen Geſchäfte. (Und hier machte er eine Verbeugung, welche unſern Fahrmann beurlaubte.)

Durch dieſen fehlgeſchlagenen Verſuch gar nicht abgeſchreckt, lief er zu einem andern Buchhändler. Der Empfang, war hier eben ſo höflich, als bey dem Erſtern, und auch Fahrmanns Anrede faſt wörtlich dieſelbe.

Buchhändl. Mein Herr, Ihr Name?

Fahrm. Ich zweifle, ob derſelbe etwas zur Sache thun werde, da ich als Schriftſteller eben nicht bekannt bin. —

Buchhändl. Das bedaure ich. Dann werd' ich auch von dem Manuſcript keinen Gebrauch machen können. —

Fahrm. Aber, verzeihen Sie, der Name des Verfaſſers beſtimmt ja nicht immer den Werth des Buches! Wenn Sie ſich nur die Mühe geben wollen, die Handſchrift — —

Buchhändl. (ungeduldig und geſchäftig:) Nein, nein, mein Herr! ich kann keinen Gebrauch davon machen. —

Schon etwas furchtſamer ſuchte Fahrmann nun um Audienz bey einem dritten an. Der hörte aber kaum das Wort Manuſcript nennen, als er ſich auch ſchon empfahl und unſerm Freunde den Rücken kehrte.

Daß ich 's kurz ſage, nachdem Fahrmann die Geburt ſeines Geiſtes und die Frucht einer mehr als vierteljährigen raſtloſen Arbeit, an ein halbes Dutzend Buchhändlern feil geboten hatte, war er genöthiget, es wieder auf ſein Pult zu legen, ohne, daß einer von allen Sechſen nur einen Blick hinein gethan hätte.

Er wußte ſich in dieſe Buchhändlerweiſe gar nicht zu finden. Wenn er das Wort Buchhändler analiſirte, fand er es mit Einem, der mit

Bůchern handelt ſynonim. Einer, der mit einer Waare handelt, raiſonirte er bey ſich, muß doch wohl, wenn ihm etwas davon zum Ankauf angeboten wird, unterſuchen, ob der Artikel gut und ob wohl ein Vortheil dabey zu machen ſey. — Und hier hatte keiner von Sechſen, den feilgebotenen Artikel nur eines Blickes gewůrdiget! — Entweder, machte er den Schluß, ſind die Herren ſo ſcharfblickende Phyſionomiker, daß ſie einem Autor, ſobald er in ihren Buchladen tritt, gleich an der Naſe anſehen, ob ſein Werk fůr ſie ſey; oder — ſie ſind auch ſo unwiſſend in der Kenntniß ihres Handelsartikels, daß ſie nicht nach ihrem Urtheil, ſondern blos nach Maasgabe der Firma der Fabrik oder auf Empfehlung eines ihnen als ein lumen mundi bekannten Mannes kaufen. Einen dritten oder vierten Fall — dacht' er ſich wenigſtens nicht. Wir bedauern aus mehr als einem Grunde, daß ſein einmal erbittertes Schickſal, ihn gerade zu Leuten dieſer Art fůhrte. Håtte unſer Fahrmann uns um Rath fragen kônnen, wůrden wir die angenehme Gelegenheit erhalten haben, ihm einige Månner — (zwar leider! immer Ausnahmen von der Regel;) anzuweiſen, die gar wohl kompetente Richter

ter in ihrem Fache zu nennen ſind, und die ſich wahrlich nicht durch den Schall eines Namens foppen oder verblenden laſſen. — —

Fahrmann war nun ſehr übel daran. Er ſah ſich in ſeiner letzten Hofnung getäuſcht; in einer Hofnung, deren Erfüllung er für ganz unfehlbar gehalten hatte. Schon waren ſeine ſilberne Uhr und der unglückliche weiße Mantel, der ihm die fatale Bekanntſchaft mit dem Brummſtall zum Theil hatte verſchaffen helfen, die Opfer ſehr dringender Bedürfniſſe geworden. Er war wirklich aufs äußerſte gebracht. —

Funfzigſtes Kapitel.

Der Held Fahrmann wird in das pädagogiſche Joch geſpannt.

Ganz mißmuthig und mit den traurigen Bildern beſchäftiget, welche ihm ſeine Einbildungskraft in einer langen Perſpektive vor und neben ſich zeigte, eilte er auf einer Promenade mit haſtigem Schritt auf und nieder, ohne zu bemerken, was um und bey ihm vorgieng. Plötzlich

fühlte er ſich ſanft beym Arme aufgehalten, indem eine ihm ſogleich bekannte Stimme ſagte:

„Wenn Sie nicht zu große Eile haben, Herr Fahrbeck, ſo ſchenken Sie doch einen Augenblick an einen alten Bekannten!“

Fahrmann ſah ſchnell auf und erblickte — nun, wen anders als den — braunen Mann? —

Der Umſtand, daß derſelbe das erſte bekannte Geſicht war, das ihm ſeit beynah drey Monaten in dieſer weiten, volkreichen Stadt aufſties, würde ihm dieſe Begegnung ſchon ſehr angenehm gemacht haben, wenn auch nicht das Vergnügen mitgewirkt hätte, einen Mann wieder zu ſehen, der ſich ſeine Achtung erworben hatte. Er gab dem Braunrock ſeine Freude über ihre Zuſammenkunft auf eine Art zu erkennen, der man die Herzlichkeit anſehen konnte.

„Wie geht es Ihnen?“ war die Frage des braunen Mannes, mit einem Blicke, der eine ganz offenherzige Antwort heiſchte, die Fahrmann auch ſeinem Verlangen gemäß, ertheilte. Sie ſetzten ſich auf eine Bank und hier, indem ein Wort das andre gab, erfuhr der braune Mann am Ende die ganze Fahrmannſche Geſchichte

ſeit dem Augenblick, da ſie ſich vor dem Poſt-hauſe in L** getrennt hatten.“—

„Glauben Sie nicht,“ begann nach geendigter Beichte, der Braunrock: „daß ich mir blos aus Neugierde Ihr Herz geöfnet habe, noch, daß Alles das, was Sie mir eben anvertraut haben, mir gänzlich unbekannt geblieben ſey. Ich wußte vielmehr ſchon einen guten Theil Ihrer Begebenheiten. — Die Kenntniß des Menſchen, welche ich mir durch lange Erfahrung und durch unablässiges Studium dieſes halben Weges vom Nichts zur Gottheit erworben habe, machte es mir leicht, als ich Sie auf unſrer Reiſe nach L** kennen lernte, das Urtheil von Ihnen zu fällen, welches ich in jenem Poſthauſe, bey Gelegenheit, da ich Sie vor der Buhlerin warnte, gegen Sie äusserte, und welches Sie mir von dem erſten Augenblick intereſſant machte. Bey Ihrer Offenherzigkeit, bey Ihrem reitzbaren, leidenſchaftlichen Temperamente, bey Ihrer Unerfahrenheit, ſah ich voraus, wie gefährlich L** Ihnen werden könne. Ich beſchloß, Sie von weitem zu beobachten, in der Abſicht, Ihnen eine freundſchaftliche, zurechtweiſende Hand zu bieten, wenn Sie an Abgrün-

de gerathen ſollten. Allein, ich konnte dieſe Beob⸗achtung nur kurze Zeit fortſetzen, und eben, als ich wegen Ihres, mir ſehr verdächtigen Umgan⸗ges mit den drey Nichtswürdigen, meine Ge⸗genwart für Sie am nöthigſten hielt, zwang mich eine höchſt wichtige Angelegenheit L** zu ver⸗laſſen. Als ich vor einiger Zeit wieder hinkam, gab ich mir alle Mühe, Sie aufzufinden, und erfuhr endlich auf mancherley Wegen einen Theil Ihrer Geſchichte und Ihrer Abreiſe nach N. S.. Da ich auch dieſer Straſſe reiſete, wollte ich Ihre Spur nicht verlieren; allein ich behielt dieſelbe nicht länger als bis H... — Als Sie mir heute ſo von ohngefähr aufſtieſſen, las ich gleich auf Ihrem Geſichte, daß Kummer Sie drücke, und ich wünſchte von Ihnen zu erfahren, ob ich Ih⸗nen vielleicht nützlich ſeyn könnte." —

Fahrmann dankte dem braunen Manne mit Wärme für die Geſinnungen, welche er ihm äuſ⸗ſerte. — Dieſer forderte nach einigen Nachden⸗ken unſers Helden Adreſſe und bat, ihn morgen Vormittag in ſeinem Logis zu erwarten.

Er hielt Wort, und um eilf Uhr fand er ſich ein. „Ich habe," ſagte er, „durch Beyhülfe einiger bedeutenden Freunde für Ihr Unterkom⸗

men geſorgt. Es wird nun von Ihnen abhängen, ob Sie von dem Anerbieten, welches ich Ihnen thun kann, Gebrauch machen wollen.“ —

Fahrmann erwiederte mit Bezeigung ſeiner lebhaften Dankbarkeit für des braunen Mannes Vorſorge, daß er das, was er für gut fände, gewiß nicht von ſich weiſen werde, und bat um nähere Erklärung. Da vernahm er dann, daß ſein ſorgſamer Freund ihm eine Lehrerſtelle bey der Stadtſchule ausgemacht habe, welche ihn für alle künftige Nahrungsſorgen ſichern werde.

Unſer Freund grif mit beyden Händen nach dieſem ehrenvollen Stückchen Brod, und ehe vier Wochen verlaufen waren, trat er ſeine Stelle als Lehrer der achten Klaſſe wirklich an.

Ein und funfzigſtes Kapitel.

Hop — hop — Hopſaſa! —

Hilf Himmel, das waren Sätze! Knacken und praſſeln mir doch alle Rippen! — Denken Sie nur, liebe Leſer, wie mir 's gieng. —

Sie wiſſen doch — oder wenn es Einige unter Ihnen geben ſollte, die es nicht wüßten, ſo will ich 's Ihnen hiermit ſagen — daß wir Romanenſchreiber und unſre Brüder, die Poeten, eines gewiſſen Gäulchens bedürfen, auf deſſen Rücken wir unſre litterariſche Kindelein concipiren und gebären, und daß wir dieſes Gäulchen, welches noch dazu geflügelt iſt, Pegaſus, nennen. — Sie wiſſen ferner, daß wir nur einige Kapitel weiter vorne, unſern Helden als einen Solchen geſehen haben, der, nachdem er erzliederlich gelebt und Alles durchgebracht hatte, genöthiget war, aufs Geradewohl in die weite Welt zu gehen. Mein Vorſatz war, den Faden ſeiner hierauf unmittelbar folgenden Begebenheiten, ſo hübſch gemächlich fortzuſpinnen und Alles recht detaillirt zu liefern. Zu dieſem Endzweck ergrif

ich meinen Pegaſus beym Zügel, haspelte mich in den Sattel und wollte ſo das Thier einen bequemen Schritt fortgehen laſſen: als auf einmal die Mähre, die entweder zu viel Ambroſia gefreſſen hatte, oder auf deren Rücken auch kurz vorher ein andrer lateiniſcher Reiter geklebt haben mochte, der ihr zu viel Willen gelaſſen, mit meiner werthen Perſon ausriß, und beynah ein halbes Lebensjahr meines Heldens in Karriere durchflog; ſo, daß ich das unbändige Thier nicht eher wieder im Schritt zurückbringen konnte, als bis wir denſelben als Präceptor von Octava mit einem gar jämmerlichen Amtsgeſichte, einen Schwarm ungezogner Jungen Mores lehren ſehen. — Ein Glück für meine Leſer und für mich iſt 's, daß die Karriere durch einen Zeitraum gieng, in welchem wir uns beym Schritt beyderſeits ennuyirt haben würden. —

Alſo, derſelbe Fahrmann, der der Sohn eines vielvermögenden Geheimraths war; der unter den glücklichſten Auſpicen gebohren und als das Kind eines reichen Mannes erzogen worden war; der ſchon im Jünglingsalter in einem anſehnlichen Poſten geſtanden und der ſelbſt nicht wenig Auſſicht hatte, dereinſt mit an dem

Staatsruder zu ſitzen; — derſelbe Fahrmann, ſag' ich, der alle Anlagen zu einem ſchönen Geiſte hatte und wirklich ein ſchöner Geiſt war; derſelbe, der noch vor Kurzem mit dem Aufwande eines Lords geſchwelgt und den höchſten Gipfel der Libertinage erſtiegen hatte: dieſen, ſehen wir als Präceptor in Octava dociren. —

Ob dieſe Beſtimmung, eine ſo rohe Jugend die erſten rudimenta eruditatis das güldene A. B. C. zu lehren, die Wahl ſeines Geſchmacks hätte ſeyn können, wenn nicht ſo mächtige Motiven mit ins Spiel getreten wären, wollen wir eben nicht behaupten. — Indeß benahm er ſich in ſeinem neuen Amte doch recht gut, und er wußte ſich, unbeſchadet des in ſeiner Lage ſo nöthigen Reſpekts, bald bey ſeinen Schülern durch eine allezeit gerechte und billige Austheilung der Belohnungen und der Strafen, einen Grad von Liebe zu erwerben, welche ſie antrieb gehorſam, fleißig und geſittet zu ſeyn, mehr aus Furcht ihn zu beleidigen und zu kränken, als aus Furcht vor der Strafe. —

Die Idee, welche ſein Kopf lebhaft auffaßte und die ſeinem menſchenliebenden Herzen ſo wohl that, — hier in einem Fache zu ſeyn, wo er

durch einen zweckmäßigen fleißigen Unterricht, ſchon den erſten Grund zu dem künftigen Lebensglücke ſeiner Schüler legen, und ſo manches edle Saamenkorn durch ſorgfältige Behandlung zum Keimen bringen könne, das ohne dieſelbe vielleicht verdorben wäre, oder nur einen kränkelnden Stengel getrieben hätte: dieſe Idee gab ihm für ſein Amt Intereſſe und die ſo nöthige Geduld und Ausdauer. — Die Thätigkeit und der Fleiß, mit welchen er demſelben vorſtand, wurden bald in ihren Folgen ſichtbar.

Zwey und funfzigſtes Kapitel.

Die Stadtſchule.

Die Stadtſchule zu * *, an welcher unſer Fahrmann nun angeſtellt war, oder das Kilianäum, wie Lehrer und Schüler daſſelbe lieber nennen hörten, war ehedem ein Nonnenkloſter geweſen. Nach der Reformation wurd' es theils zu einer Schulanſtalt umgeſchaffen, theils blieb es, obgleich nach einer veränderten Einrichtung, ein Zufluchtsort für alte oder — gebrechliche Jungfern; die ſich in dieſes Kloſter für eine gewiſſe

Summe, welche ihnen verzinnſet ward, einkaufen konnten, ohne daß man eben das dreyfache Gelübd der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams von ihnen verlangte, und wo ſie ihre Tage unter Aufſicht einer Domina, ſo aus ihren Mitteln gewählt wurde, ruhig und ungeſtört verlebten. Dieſe wohnten im obern Stockwerk, und der Schule hatte man das Erdgeſchoß eingegeben, das halb ſouterrain war.

Die Klaſſen befanden ſich in einem großen Hofe, den rund umher die hohen Mauern des Kloſters umſchloſſen. Blos die erſte Klaſſe war ein helles, geräumiges, elegant verziertes Zimmer, mit zwey ſchönen Kathedern und einer in der Höhe umherlaufenden Gallerie. Die übrigen waren dunkle, feuchte, melankoliſche Gewölber, in welchen Knaben, beſonders ſolche, die lebhaften Temperaments waren, mit dem äuſſerſten Widerwillen ſitzen mußten.

In den beyden erſten Klaſſen docirten wechſelsweiſe ein Rektor, ein Konrektor und ein Subrektor; mit welchen drey Hauptperſonagen an dieſer Schulanſtalt, wir die Leſer in einem eignen Kapitel wohl näher bekannt machen möchten, wenn uns nur die Herren Recenſenten wegen des Epiſo=

den machens nicht zu hart mitnehmen wollten! — Aber vielleicht — wagen wir's doch. —

Die ſechs übrigen Klaſſen hatten jede ihren beſondern Lehrer, die den Titel, Magiſter führten. Dieſe Magiſtri, wozu denn unſer Freund auch gehörte, hatten auſſer ihren Lehrſtunden, noch ein beſondres Geſchäft. Sie mußten nehmlich, wenn eine vornehme Leiche begraben wurde, ſich mit einem Theil der Schüler bey der Beerdigung einfinden, um dabey geiſtliche Geſänge abzuſingen. Solche Leichen nannte man Leichen mit der Schule, und ſie waren ein gutes Accidenz für die Lehrer. — Uebrigens war das Bilianäum eine ſehr berühmte Schulanſtalt, und aus einem Umkreiſe von mehreren Meilen ſchickten wohlhabende Aeltern ihre Söhne dahin, um aus den, dort herrieſelnden Weisheitsbächen, auch einen Zug zu thun.

Fahrmann ſaß bey ſeiner Magiſterſtelle eben nicht dem Ueberfluſſe im Schooße: aber ſie brachte ihm ſo viel, als ein einzelner Mann, der klüglich ſeine Bedürfniſſe ſeiner Einnahme anzupaſſen weis, nöthig hat, um nicht der Harpie, genannt Nahrungsſorge, in die Klauen zu gerathen. Indeß entgieng doch unſer Held dieſer Geiſſel ſo manches

Erdenſohnes, nicht gänzlich. Gewohnt, mit dem Gelde eben nicht ſpärlich umzugehen, war es zuweilen der Fall, daß er den nackten Boden, ſeiner Börſe ein Wenig zu früh ſah, da es denn freylich nicht ohne Kopfbrechens über das Durchkommen abgieng.

Das Bedürfniß, ſich irgend einem Geſchöpfe ſeiner Gattung zu nähern, fühlte er auch in ſeiner gegenwärtigen Beſtimmung; beſonders, da ſein braunröckiger Freund, den wir, wenn er vielleicht einmal wieder auftreten ſollte, Herr Smith nennen werden, wieder verreiſ't war. Er ſuchte ein ſolches Geſchöpf unter ſeinen Kollegen auf; das heißt, unter den fünf Magiſtern; denn die drey Rektoren, wenn ſie auch ſonſt die Leute geweſen wären, welchen er ſich zu nähern gewünſcht hätte, fühlten ſich von dem Lehrer in Oktava zu ſehr entfernt, um dazu Gelegenheit zu geben. Magiſter **Willibald**, der Präceptor in Sexta, ſchien ihm nach einiger Prüfung der Mann zu ſeyn, den er zu finden wünſchte.

Dieſer Magiſter **Willibald** war ein Mann bey Jahren, und hatte unter den Schülern den Ruf, der ſtrengſte unter allen Präceptoren zu ſeyn. Sein Aeuſſerliches widerſprach dem auch gar nicht.

Er war ein ernſthafter, beynah finſtrer, pedantiſcher Schulmann, aber die Schüler lernten bey ihm verhältnißmäßig mehr, als bey ſeinen Kollegen. Es iſt wahr, er war ſcharf und ſtrafte die trägen, oder muthwilligen Knaben mit vieler Härte; aber durch eben dieſe, zur rechten Zeit angebrachte Strenge bewirkte er auch meiſtentheils Beſſerung. Das Betragen gegen ſeine Untergebene war freylich etwas rauh und abſchreckend, aber dies zog die Ehrerbietung und Folgſamkeit der jungen Wildfänge nach ſich. Den fleißigen und gehorſamen Knaben lies er ſeine Zufriedenheit mit denſelben zwar merken, aber nicht zu oft. Er war auch der einzige unter ſeinen Amtsbrüdern, der keinem unter ſeinen Schülern einen Vorzug vor dem andern einräumte. Er mochte der Sohn des ärmſten Tagelöhners, oder das verhätſchelte Söhnchen eines Burgemeiſters ſeyn; ihm war nur der der Auszeichnung würdig, der es durch ſeinen Fleiß und durch ſeine ſittliche Aufführung verdiente. Er ſah nicht allein auf die intellektuellen Fortſchritte; nein, auch auf die moraliſche Ausbildung der Knaben richtete er ſein Augenmerk. Aus dieſem Grunde ſagte er oft zu ihnen: „Qui proficit in litteris et deficit

in moribus — plus deficit quam proficit!“ Traun, im Ganzen genommen, ein braver Mann!

Magiſter Willibald war, was man mit Recht einen Gelehrten nennen kann, und es war ſchade, daß der größte Theil ſeines Wiſſens, hier in Sexta ein vergrabnes Pfund blieb. Bey einem neumodiſchern Aeuſſern und bey einem geringeren Maaße von Beſcheidenheit, wär' er vielleicht auch ſchon einer der Rektoren geweſen; ſo aber, wie er war, blieb er — Magiſter Willibald. — Auch in Anſehung ſeines Privatkarakters, war er ein recht guter Schlag Mannes, treuherzig und bider, und mit dem ſich's unter vier Augen — denn in große Geſellſchaft taugte er nicht — recht gut umgieng.

Wenn nun zwiſchen dieſem ehrlichen Willibald und unſerm Sahrmann, auch eben nicht jene Uebereinſtimmung der Karaktere und der Neigungen ſtatt fand, welche man gewöhnlich zur Knüpfung eines Freundſchaftsbandes nöthig hält; ſo wurden ſie demohngeachtet in Kurzem recht gute Freunde, die beyderſeits an einander ſehr viel Behagen fanden.

Drey und funfzigſtes Kapitel.

Skizzen.

Treten Sie auf, meine hochgelahrten Herren Rektoren! Erlauben Sie, daß ich Sie Ihren anderweitigen Beſtimmungen auf ein Viertelſtündchen entziehe und Sie meinem kühnen Griffel ſitzen laſſe, eine Freyheit, die Sie, als öffentliche, auf Hunderte von Individuen wirkende Männer, nicht wohl für unerlaubt halten können!

Du allein, heilige Wahrheit, du, dem Schuldigen ſo bittere, dem unterdrückten, dem verleumdeten Unſchuldigen, ſo troſtvolle Wahrheit! ſey du bey dieſer Zeichnung meine Leiterin! Verſchwinde, magiſcher Schleier, der du dieſe Männer bisher in ein ſo undurchdringliches Dunkel verhüllteſt!

Der Rektor Finſterberg, war ein Mann in ſeinen beſten Jahren, von einem männlich ſchönen Anſehen. Sein Körper war bey einer mittelmäßigen Korpulenz ſehr wohl proportionirt. Große, braune Augen voll Feuers, blitzten unter regelmäßig gewölbten Augenbraunen hervor.

Eine ſchön gebogne Naſe, die beſonders den weiblichen Kennerinnen männlicher — Reitze gefiel und ſie ſehr vortheilhaft auf gewiſſe andre Vollkommenheiten ſchlieſſen lies, grenzte an eine erhabne, freye Stirn, die der Sitz der Ruhe und der Selbſtgenügſamkeit zu ſeyn ſchien. Ein wohlgebildeter Mund, den zwey Reihen ſchöner Zähne zierten, wurde von einem runden, mit einem Grübchen verſehenen Kinn unterſtützt, welches Rektor Finſterberg zuweilen recht amtsmäßig aufblähen konnte. Seine Stimme war ſonor und volltönend; ſanft, wenn er ohne Leidenſchaft ſprach; impoſant und furchtbar, wenn er in Affekt gerieth.

In Geſellſchaft war er der unterhaltendſte der angenehmſte Mann. Tauſend beluſtigende Einfälle, tauſend ſchnurrige Anekdötchen, tauſend witzige Bonmots ſtunden ihm im Nu zu Gebote. Den Damen ſagte er feine Schmeicheleyen und Fleuretten, tändelte mit der Grazie eines Jünglings um ſie her, hielt ihnen extemporirte Vorleſungen über die Galanterie der alten Griechen und Römer, und machte ſich durch alles das in ihren Kotterien unentbehrlich.

Mit

Mit Männern unterhielt er ſich auf eine andre Art. Er huldigte ihrem Witze, machte ihnen Elogen über ihre unbedeutendſten Aeuſſerungen, hielt im Geſpräch ſein Urtheil immer ſo lange zurück, bis er die Geſinnungen erforſcht zu haben glaubte, und erwarb ſich durch dieſen Kunſtgrif das, was er haben wollte — allgemeinen Beyfall, allgemeinen Glauben an ſeine Beurtheilungskraft und an ſeine Gelehrſamkeit, allgemeine Anerkennung der Superiorität ſeines Geiſtes.

Aber eben dieſer Mann war in der Schule der finſterſte, grämlichſte Murrkopf. Sey 's nun, daß ihm die Unterhaltung mit einigen zwanzig jungen Burſchen nicht das Vergnügen gewährte, welches er in Damengeſellſchaften fand; oder daß ihm die trocknen Süjets, über welche er dociren mußte, nicht ſo leicht von der Leber weggiengen, als die kleinen Witzſpiele und Pappillonaden, wodurch er bey dem ſchönen Geſchlecht ſich ſo in Ruf brachte: genug, während den Lehrſtunden ſah man auf ſeiner Stirn Ueberdruß und Eckel hauſen, und nicht ſelten geſchah es, daß er die Schüler ſeinen Verdruß empfinden lies. Er lehrte Naturgeſchichte und Naturlehre,

Eine ſchön gebogne Naſe, die beſonders den weiblichen Kennerinnen männlicher — Reitze gefiel und ſie ſehr vortheilhaft auf gewiſſe andre Vollkommenheiten ſchlieſſen lies, grenzte an eine erhabne, freye Stirn, die der Sitz der Ruhe und der Selbſtgenügſamkeit zu ſeyn ſchien. Ein wohlgebildeter Mund, den zwey Reihen ſchöner Zähne zierten, wurde von einem runden, mit einem Grübchen verſehenen Kinn unterſtützt, welches Rektor Finſterberg zuweilen recht amtsmäßig aufblähen konnte. Seine Stimme war ſonor und volltönend; ſanft, wenn er ohne Leidenſchaft ſprach; impoſant und furchtbar, wenn er in Affekt gerieth.

In Geſellſchaft war er der unterhaltendſte der angenehmſte Mann. Tauſend beluſtigende Einfälle, tauſend ſchnurrige Anekdötchen, tauſend witzige Bonmots ſtunden ihm im Nu zu Gebote. Den Damen ſagte er feine Schmeicheleyen und Fleuretten, tändelte mit der Grazie eines Jünglings um ſie her, hielt ihnen extemporirte Vorleſungen über die Galanterie der alten Griechen und Römer, und machte ſich durch alles das in ihren Kotterien unentbehrlich.

Mit

Mit Männern unterhielt er ſich auf eine andre Art. Er huldigte ihrem Witze, machte ihnen Elogen über ihre unbedeutendſten Aeuſſerungen, hielt im Geſpräch ſein Urtheil immer ſo lange zurück, bis er die Geſinnungen erforſcht zu haben glaubte, und erwarb ſich durch dieſen Kunſtgrif das, was er haben wollte — allgemeinen Beyfall, allgemeinen Glauben an ſeine Beurtheilungskraft und an ſeine Gelehrſamkeit, allgemeine Anerkennung der Superiorität ſeines Geiſtes.

Aber eben dieſer Mann war in der Schule der finſterſte, grämlichſte Murrkopf. Sey 's nun, daß ihm die Unterhaltung mit einigen zwanzig jungen Burſchen nicht das Vergnügen gewährte, welches er in Damengeſellſchaften fand; oder daß ihm die trocknen Süjets, über welche er dociren mußte, nicht ſo leicht von der Leber weggiengen, als die kleinen Witzſpiele und Pappillonaden, wodurch er bey dem ſchönen Geſchlecht ſich ſo in Ruf brachte: genug, während den Lehrſtunden ſah man auf ſeiner Stirn Ueberdruß und Eckel hauſen, und nicht ſelten geſchah es, daß er die Schüler ſeinen Verdruß empfinden lies. Er lehrte Naturgeſchichte und Naturlehre,

Eine ſchön gebogne Naſe, die beſonders den weiblichen Kennerinnen männlicher — Reitze gefiel und ſie ſehr vortheilhaft auf gewiſſe andre Vollkommenheiten ſchlieſſen lies, grenzte an eine erhabne, freye Stirn, die der Sitz der Ruhe und der Selbſtgenügſamkeit zu ſeyn ſchien. Ein wohlgebildeter Mund, den zwey Reihen ſchöner Zähne zierten, wurde von einem runden, mit einem Grübchen verſehenen Kinn unterſtützt, welches Rektor Finſterberg zuweilen recht amtsmäßig aufblähen konnte. Seine Stimme war ſonor und volltönend; ſanft, wenn er ohne Leidenſchaft ſprach; impoſant und furchtbar, wenn er in Affekt gerieth.

In Geſellſchaft war er der unterhaltendſte der angenehmſte Mann. Tauſend beluſtigende Einfälle, tauſend ſchnurrige Anekdötchen, tauſend witzige Bonmots ſtunden ihm im Nu zu Gebote. Den Damen ſagte er feine Schmeicheleyen und Fleuretten, tändelte mit der Grazie eines Jünglings um ſie her, hielt ihnen extemporirte Vorleſungen über die Galanterie der alten Griechen und Römer, und machte ſich durch alles das in ihren Kotterien unentbehrlich.

Mit

Mit Männern unterhielt er ſich auf eine andre Art. Er huldigte ihrem Witze, machte ihnen Elogen über ihre unbedeutendſten Aeuſſerungen, hielt im Geſpräch ſein Urtheil immer ſo lange zurück, bis er die Geſinnungen erforſcht zu haben glaubte, und erwarb ſich durch dieſen Kunſtgrif das, was er haben wollte — allgemeinen Beyfall, allgemeinen Glauben an ſeine Beurtheilungskraft und an ſeine Gelehrſamkeit, allgemeine Anerkennung der Superiorität ſeines Geiſtes.

Aber eben dieſer Mann war in der Schule der finſterſte, grämlichſte Murrkopf. Sey 's nun, daß ihm die Unterhaltung mit einigen zwanzig jungen Burſchen nicht das Vergnügen gewährte, welches er in Damengeſellſchaften fand; oder daß ihm die trocknen Süjets, über welche er dociren mußte, nicht ſo leicht von der Leber weggiengen, als die kleinen Witzſpiele und Pappillonaden, wodurch er bey dem ſchönen Geſchlecht ſich ſo in Ruf brachte: genug, während den Lehrſtunden ſah man auf ſeiner Stirn Ueberdruß und Eckel hauſen, und nicht ſelten geſchah es, daß er die Schüler ſeinen Verdruß empfinden lies. Er lehrte Naturgeſchichte und Naturlehre,

Eine ſchön gebogne Naſe, die beſonders den weiblichen Kennerinnen männlicher — Reitze gefiel und ſie ſehr vortheilhaft auf gewiſſe andre Vollkommenheiten ſchlieſſen lies, grenzte an eine erhabne, freye Stirn, die der Sitz der Ruhe und der Selbſtgenügſamkeit zu ſeyn ſchien. Ein wohlgebildeter Mund, den zwey Reihen ſchöner Zähne zierten, wurde von einem runden, mit einem Grübchen verſehenen Kinn unterſtützt, welches Rektor Finſterberg zuweilen recht amtsmäßig aufblähen konnte. Seine Stimme war ſonor und volltönend; ſanft, wenn er ohne Leidenſchaft ſprach; impoſant und furchtbar, wenn er in Affekt gerieth.

In Geſellſchaft war er der unterhaltendſte der angenehmſte Mann. Tauſend beluſtigende Einfälle, tauſend ſchnurrige Anekdötchen, tauſend witzige Bonmots ſtunden ihm im Nu zu Gebote. Den Damen ſagte er feine Schmeicheleyen und Fleuretten, tändelte mit der Grazie eines Jünglings um ſie her, hielt ihnen extemporirte Vorleſungen über die Galanterie der alten Griechen und Römer, und machte ſich durch alles das in ihren Kotterien unentbehrlich.

Mit

Mit Männern unterhielt er ſich auf eine andre Art. Er huldigte ihrem Witze, machte ihnen Elogen über ihre unbedeutendſten Aeuſſerungen, hielt im Geſpräch ſein Urtheil immer ſo lange zurück, bis er die Geſinnungen erforſcht zu haben glaubte, und erwarb ſich durch dieſen Kunſtgrif das, was er haben wollte — allgemeinen Beyfall, allgemeinen Glauben an ſeine Beurtheilungskraft und an ſeine Gelehrſamkeit, allgemeine Anerkennung der Superiorität ſeines Geiſtes.

Aber eben dieſer Mann war in der Schule der finſterſte, grämlichſte Murrkopf. Sey 's nun, daß ihm die Unterhaltung mit einigen zwanzig jungen Burſchen nicht das Vergnügen gewährte, welches er in Damengeſellſchaften fand; oder daß ihm die trocknen Süjets, über welche er dociren mußte, nicht ſo leicht von der Leber weggiengen, als die kleinen Witzſpiele und Pappillonaden, wodurch er bey dem ſchönen Geſchlecht ſich ſo in Ruf brachte: genug, während den Lehrſtunden ſah man auf ſeiner Stirn Ueberdruß und Eckel hauſen, und nicht ſelten geſchah es, daß er die Schüler ſeinen Verdruß empfinden lies. Er lehrte Naturgeſchichte und Naturlehre,

Eine ſchön gebogne Naſe, die beſonders den weiblichen Kennerinnen männlicher — Reitze gefiel und ſie ſehr vortheilhaft auf gewiſſe andre Vollkommenheiten ſchlieſſen lies, grenzte an eine erhabne, freye Stirn, die der Sitz der Ruhe und der Selbſtgenügſamkeit zu ſeyn ſchien. Ein wohlgebildeter Mund, den zwey Reihen ſchöner Zähne zierten, wurde von einem runden, mit einem Grübchen verſehenen Kinn unterſtützt, welches Rektor Finſterberg zuweilen recht amtsmäßig aufblähen konnte. Seine Stimme war ſonor und volltönend; ſanft, wenn er ohne Leidenſchaft ſprach; impoſant und furchtbar, wenn er in Affekt gerieth.

In Geſellſchaft war er der unterhaltendſte der angenehmſte Mann. Tauſend beluſtigende Einfälle, tauſend ſchnurrige Anekdötchen, tauſend witzige Bonmots ſtunden ihm im Nu zu Gebote. Den Damen ſagte er feine Schmeicheleyen und Fleuretten, tändelte mit der Grazie eines Jünglings um ſie her, hielt ihnen extemporirte Vorleſungen über die Galanterie der alten Griechen und Römer, und machte ſich durch alles das in ihren Kotterien unentbehrlich.

Mit

Mit Männern unterhielt er ſich auf eine andre Art. Er huldigte ihrem Witze, machte ihnen Elogen über ihre unbedeutendſten Aeuſſerungen, hielt im Geſpräch ſein Urtheil immer ſo lange zurück, bis er die Geſinnungen erforſcht zu haben glaubte, und erwarb ſich durch dieſen Kunſtgrif das, was er haben wollte — allgemeinen Beyfall, allgemeinen Glauben an ſeine Beurtheilungskraft und an ſeine Gelehrſamkeit, allgemeine Anerkennung der Superiorität ſeines Geiſtes.

Aber eben dieſer Mann war in der Schule der finſterſte, grämlichſte Murrkopf. Sey 's nun, daß ihm die Unterhaltung mit einigen zwanzig jungen Burſchen nicht das Vergnügen gewährte, welches er in Damengeſellſchaften fand; oder daß ihm die trocknen Süjets, über welche er dociren mußte, nicht ſo leicht von der Leber weggiengen, als die kleinen Witzſpiele und Pappillonaden, wodurch er bey dem ſchönen Geſchlecht ſich ſo in Ruf brachte: genug, während den Lehrſtunden ſah man auf ſeiner Stirn Ueberdruß und Eckel hauſen, und nicht ſelten geſchah es, daß er die Schüler ſeinen Verdruß empfinden lies. Er lehrte Naturgeſchichte und Naturlehre,

die Anfangsgründe der hebräiſchen Sprache, Latinität, und gab überdem Privatiſſima in der Experimentalphyſik.

Nun noch einige Worte von ſeinen übrigen Eigenſchaften. — Ein Hauptzug in ſeinem Karakter war ein unbegrenzter Hochmuth. Er war ſo klug, ihn im Umgang mit Erwachſenen zu verbergen; als Lehrer hingegen, glaubte er das nicht ſo nöthig zu haben. Die Verbeugung eines Schülers durfte daher nur um ein Weniges nachläßiger, die Miene etwas freyer, die Rede beherzter, oder die Ausdrücke minder gewählt, minder ehrfurchtsvoll, als gewöhnlich ſeyn: gleich hatte ein Solcher ein paar kraftvolle Ohrfeigen zum Denkzettel weg, und Finſterberg ward nie wieder ſein Freund. Ein Glück noch, wenn er ihm in der Folge der Zeit, nicht auf eine oder die andre Art zu ſchaden ſuchte.

Schmutziges Intereſſe, war ein zweyter Zug von ihm. Er hatte unter den Schülern immer einige Lieblinge. Dieſe waren entweder Solche, welche ſchöne Mütter oder ſchöne Schweſtern hatten, durch deren Vorſchub er mit dieſen in Bekanntſchaft zu gerathen hofte; oder Kinder vornehmer Aeltern oder ſolcher Väter, die ihm ſo

wichtige Beweiſe von der Liebenswürdigkeit ihrer Söhne überſendet hatten, daß er deren Gültigkeit durch ſein Betragen gegen dieſelben, nicht zu widerſprechen wagte.

Ein dritter Zug ſeines Karakters, war hämiſche Schadenfreude, verbunden mit einer Art von ſchleichendem Weſen, das in ſeinen Aeußerungen viel Aehnlichkeit mit dem Benehmen einer Katze hatte, die mit der gefangenen Maus ſpielt, um ihre Todesangſt zu verlängern. Er beſtrafte z. B. einen Schüler, der etwas verbrochen, nie auf friſcher That; nein, er ſtellte ſich gegen ihm vielmehr ganz freundlich. Es konnten Tage vergehen, und er lies ihm ſein Vorhaben auch mit keiner Miene merken. Wenn dann der nichts beſorgende Jüngling ruhig bey ſeinem Buche ſaß und an nichts weniger, als an eine Züchtigung dachte, da er ſich keines Vergehens bewußt war, indem er das begangene längſt vergeſſen hatte: dann ſtand Finſterberg bereits hinter ihm, fiel mit Wuth über ihn her, ergrif ihn beym Schopf und bläute ihn mit nervigtem Arm ſo lange, bis eigene Ermüdung ihn aufhören hies. Erſt nach vollbrachter Züchtigung erinnerte er den Geſtraften an das Vergehen, welches ihm dieſe Behand-

die Anfangsgründe der hebräiſchen Sprache, Latinität, und gab überdem Privatiſſima in der Experimentalphyſik.

Nun noch einige Worte von ſeinen übrigen Eigenſchaften. — Ein Hauptzug in ſeinem Karakter war ein unbegrenzter Hochmuth. Er war ſo klug, ihn im Umgang mit Erwachſenen zu verbergen; als Lehrer hingegen, glaubte er das nicht ſo nöthig zu haben. Die Verbeugung eines Schülers durfte daher nur um ein Weniges nachläßiger, die Miene etwas freyer, die Rede beherzter, oder die Ausdrücke minder gewählt, minder ehrfurchtsvoll, als gewöhnlich ſeyn: gleich hatte ein Solcher ein paar kraftvolle Ohrfeigen zum Denkzettel weg, und Finſterberg ward nie wieder ſein Freund. Ein Glück noch, wenn er ihm in der Folge der Zeit, nicht auf eine oder die andre Art zu ſchaden ſuchte.

Schmutziges Intereſſe, war ein zweyter Zug von ihm. Er hatte unter den Schülern immer einige Lieblinge. Dieſe waren entweder Solche, welche ſchöne Mütter oder ſchöne Schweſtern hatten, durch deren Vorſchub er mit dieſen in Bekanntſchaft zu gerathen hofte; oder Kinder vornehmer Aeltern oder ſolcher Väter, die ihm ſo

wichtige Beweiſe von der Liebenswürdigkeit ihrer Söhne überſendet hatten, daß er deren Gültigkeit durch ſein Betragen gegen dieſelben, nicht zu widerſprechen wagte.

Ein dritter Zug ſeines Karakters, war hämiſche Schadenfreude, verbunden mit einer Art von ſchleichendem Weſen, das in ſeinen Aeußerungen viel Aehnlichkeit mit dem Benehmen einer Katze hatte, die mit der gefangenen Maus ſpielt, um ihre Todesangſt zu verlängern. Er beſtrafte z. B. einen Schüler, der etwas verbrochen, nie auf friſcher That; nein, er ſtellte ſich gegen ihm vielmehr ganz freundlich. Es konnten Tage vergehen, und er lies ihm ſein Vorhaben auch mit keiner Miene merken. Wenn dann der nichts beſorgende Jüngling ruhig bey ſeinem Buche ſaß und an nichts weniger, als an eine Züchtigung dachte, da er ſich keines Vergehens bewußt war, indem er das begangene längſt vergeſſen hatte: dann ſtand Sinſterberg bereits hinter ihm, fiel mit Wuth über ihn her, ergrif ihn beym Schopf und bläute ihn mit nervigtem Arm ſo lange, bis eigene Ermüdung ihn aufhören hies. Erſt nach vollbrachter Züchtigung erinnerte er den Geſtraften an das Vergehen, welches ihm dieſe Behand-

lung zugezogen hatte, und darauf gieng der lie=be, gute Mann ruhig lächelnd zum Katheder zu-rück. — Doch genug, von dieſem guten, lie=ben Mann!

Konrektor Angſt, war ein blaſſer, hagrer Mann mit einer platten Stirn, tiefliegenden kleinen Schweinsaugen, einer ſpitzigen Naſe und langem Kinn. Er trug den Kopf beſtändig nach der linken Seite hingeneigt. Die eckelhaften Frag=mente einer Beutelperücke, ein wahres Farben=ſortiment der Haare, bedeckte ſeine Scheitel. Seine Stimme war monotoniſch und quäkend. Die Perioden ſeiner Rede wurden ſo langſam her=ausgehaspelt, als wenn ſie mit Na — deln feſt ge — nå — het wå — ren. Jede Silbe erhielt bey dieſer Eckel erweckenden Deklamation ihren langgedehnten Accent, und es war würklich ſehr ängſtlich ihn anzuhören. In Geſellſchaften kam er gar nicht. Niemand fand ihn unterhaltend, da er das Savoirvivre gar nicht inne hatte, wel=ches freylich ſeiner Erziehung — er war der Sohn eines Tagelöhners — zuzuſchreiben war. — Blos bey einigen alten Jungfern, die Konventi=kel hielten und gern geiſtlich erweckt ſeyn wollten, da ſich keiner mehr der körperlichen Erweckung

unterziehen mochte, wurde er gerne geſehen. Er hielt in dieſen Konventikeln zuweilen Reden voll Kraft und Salbung, wodurch er ſich denn zu einem Kopfhänger der erſten Größe qualificirte.

In der Schule geſtattete er ſeinen Untergebenen Alles, wenn ſie nur keinen Lärm machten; denn jedes Geräuſch war ſeinem Ruhe liebenden Nervenſyſtem im höchſten Grade zuwider. Dieſe Nachſicht bey jedem Muthwillen, hatte die verminderte Ehrfurcht der Schüler gegen ihn, zur Folge, welche ihn beſtändig verſpotteten und verhöhnten.

Er lehrte in ſeinen Stunden Dogmatik nach Baumgartenii Theſes dogmaticae, griechiſche Sprache, und gab auch einige lateiniſche Stunden. Die Fähigkeiten, die hierzu erforderlich ſind, vermißte man bey ihm gänzlich, da er in den alten Sprachen blutwenig gethan hatte. Doch, man muß ſich zu helfen wiſſen! Griechiſch konnte unſer Angſt nothdürftig leſen; aber er verſtand wenig oder gar nichts von dem Geleſenen. Seine griechiſchen Autoren hatten daher immer eine nebenangedruckte deutſche Ueberſetzung, und dadurch gelang es ihm, ſeine Unkunde hierinn zu verbergen. Im Lateiniſchen hatte er etwas mehr

Routine; doch war auch dieſe für einen Gelehrten ſehr beſchränkt. Bey der Dogmatik ſtand er ſich noch am beſten. Hier gab er den Schülern ein gewiſſes Penſum auf, das ſie auswendig lernen mußten, und damit — baſta!

Die Grundlage ſeines Karakters, war Seelenunthätigkeit, verbunden mit körperlichem Phlegma. Man konnte von ihm nicht ſagen, daß er ein böſes Herz habe; aber man konnte auch das Gegentheil nicht mit Gewißheit behaupten. Nach ſeiner Lebensart und nach ſeinem Anzuge, der immer ſehr cyniſch war, zu urtheilen, mußte man ihn für geitzig halten; aber dieſer ſcheinbare Geitz war blos eine nothwendige Sparſamkeit, da er eine Frau mit ſechs Kindern zu ernähren hatte. Ich kann übrigens weiter keinen Fehler an dieſem Manne bemerken, als den einzigen: daß er — Lehrer war. —

Doch — was ſteht da noch für ein niedlicher, zierlicher altpariſer Elegant, mit der Friſur à la grecque und dem Haarbeutel en miniature? — Sachte, liebe Leſer! das iſt der Herr Subrektor Hampelmann; daß ers ja nicht hört! ſonſt — — er iſt 'n bischen hitzig vor der Stirn, und eine feine Spürnaſe hat er auch! —

Subrektor Hampelmann war — zu Ihnen im Vertrauen geſagt — gar ein drolliges Männchen. Wenn man eine Parallele zwiſchen einem olim pariſer Stutzer und ihm hätte ziehen wollen; ſo würde man weiter keinen Unterſchied zwiſchen beyden gefunden haben, als die kleinen Nüanzen der Nationaleigenheiten. Sein Körperbau war zierlich und niedlich, aber ohne Nervoſität und Kraft; ſeine Statur, eher klein als groß, doch ſehr verhältnißmäßig; ſein Gang, hüpfend und tändelnd; ſeine Phyſionomie, gefällig und einnehmend; ſeine Sprache, liſpelnd und geſchwind; ſeine Unterhaltung, lebhaft und witzig. Er war noch Garçon und ſchien es auch vors erſte bleiben zu wollen. Vielleicht, daß die Motifen hierzu in ſeinem Temperamente lagen, welches äuſſerſt ſanguiniſch war, und er deſſen Aufwallungen als Junggeſell auf mannigfaltigere Art befriedigen zu können glaubte; vielleicht auch, daß er noch keine Parthie gefunden hatte, die ſeinem Ideal von Schönheit, Reichthum und Geiſtesgaben entſprach.

Von der Fußſohle bis zur Scheitel, war Hampelmann ſtets mit größter Sorgfalt geſchniegelt. Korduanſchuh mit blitzenden Stein-

ſchnallen, erhoben den Glanz eines ſchwarzſeidnen Strumpfes; ſchwarz atlaßne Beinkleider umfloſſen ſeine Lenden, und ein modiſches Gilet und ein Frack nach dem neuſten Schnitte, vollendeten den Anzug. Seiner Friſur widmete er beſonders, alle nur mögliche Aufmerkſamkeit; ſie war daher elegant und geſchmackvoll. Sie diente ihm aber auch, einen ſehr weſentlichen Defekt ſeines Hauptes damit zu bedecken, der darinn beſtand, daß unſer Hampelmann den Geſetzen der Natur und der hergebrachten Gewohnheit zuwider, nur ein Ohr aufzuweiſen hatte. Ein unverſchämter Kerl von Renomiſten, hatte ihm auf der Univerſität das fehlende glatt weggehauen.

Uebrigens betrug ſich Hampelmann gegen ſeine Zuhörer — ſo nannte er die Schüler — ſehr fein. Statt dem demüthigenden, zurückſcheuchenden „Er,“ womit Finſterberg und Angſt, ſie anredete, hatte er das feinere „Sie“ eingeführt. Man verdankte ihm auch einige andre Neurungen, die gar nicht übel waren, ob ſie gleich ein Wenig ins Geniemäßige fielen. So hatte er z. B. eine oratoriſche Stunde aufgebracht, wo ſich die Schüler im Deklamiren übten, u. ſ. w.

Allgemein genommen, war ſein Unterricht äuſſerſt ſeicht. — Theils diktirte er, theils plapperte er mit einer großen Geläufigkeit der Zunge etwas her, das ohne alle Gründlichkeit, blos die Oberfläche der Dinge berührte. Er warf ſeinen Zuhörern die Schaale vor, und von dem Kern — konnte er, als von einer Sache, die er ſelbſt nicht beſaß, nichts mittheilen. Auch einige lateiniſche Stunden hatte er zu verſehen; allein hier trat der Fall ein — den man vielleicht für ſeltner hält, als er 's iſt — daß die Schüler größtentheils mehr wußten, als der Lehrer. Hampelmann hatte als Belletriſt, ſich nicht viel um das pedantiſche Studium der alten Sprachen bekümmert, und ſich dagegen lieber ganz den ſchönen Wiſſenſchaften geweiht. Seinen Zuhörern ſuchte er gleichen Geſchmack einzuflößen und es gelang ihm bey einigen nicht übel.

Sein Moraliſches zeichnete ſich wenig aus. Eine große Vorliebe für ſeine litterariſchen Geburten, deren er bereits eine ziemliche Menge, beſtehend, in Romanen, Schauſpielen und Muſenalmanachs-Gedichten zur Welt befördert hatte, zeugte von ſeiner Eigenliebe, die ihn aufgeblaſen und ſüffiſant machte. Sein vorzüglich-

ſter Fehler war wohl, ſeine zu große Neigung zum zweyten Geſchlecht, und ſeine daraus entſpringenden Vergehungen in puncto ſexti — Doch da dieſem Fehler ſein Temperament gewiſſer maßen das Wort redet, und er ſo vorſichtig war, ſeine Ausſchweifungen ſehr geheim zu treiben, damit kein Aergerniß daraus entſtehen möchte; ſo — decken wir billig, den alles verhüllenden Mantel der Liebe darüber! —

Vier und funfzigſtes Kapitel.

Fahrmann als, ſogenanter, Magiſter.

Auſſer ſeinem Willibald, hatte Fahrmann faſt gar keinen Umgang. Warum er dieſen unter ſeinen Schulkollegen nicht antraf, theils nicht ſuchte, haben wir ſchon gehört, und in andre geſellſchaftliche Verbindungen zu treten, fand er entweder nicht rathſam, oder nicht wünſchenswerth, oder die Umſtände erlaubten es auch nicht. Sich unter die Menſchenart zu miſchen, die man beau-monde nennt, verſtatteten ihm ſchon ſeine eingeſchränkten Finanzen nicht, wenn auch der Präzeptor von Octava, der aus keiner Familie des

Orts war, bis auf dieſen Umgang ſeine Augen hätte richten dürfen. .... Und bey dem ſogegenannten Mittelſtande, der für ein Weſen von derjenigen Gattung, unter welche er dermalen rangirt war, beſſer paßte, herrſchte ein Ton, der dem etwas verwöhnten Fahrmann nicht behagen wollte. In der Klaſſe der jungen Leute Geſellſchaft zu ſuchen, verbot ihm ſowohl die, ſich ſo heilig verſprochne Vorſichtigkeit in Anſehung der Wahl ſeiner Freunde und der Vermeidung aller Gelegenheit zu neuen Fehltritten; als auch der Wohlſtand, welcher den Schullehrern, als halb und halb zum geiſtlichen Stande gehörige Perſonen, etwas ſtrenge Geſetze vorſchrieb.

Von ſeinem alten, guten Willibald, lernte Fahrmann Manches, was ihm in ſeinem neuen Stande nützlich war; ob ſie ſchon, beſonders über die Behandlungsart der Jugend nicht immer ganz übereinſtimmten. Unſerm Helden wollte das Schreckenſyſtem nicht gefallen, das der ſtrenge Magiſter in Sexta beobachtete, und dieſer, der ſelbſt unter einem ſolchen eiſernen Joche zum Manne gereift war, vertheidigte daſſelbe, als das einzige Mittel, die unbändige Jugend zu zügeln und zum Fleiſſe anzutreiben. Indeß ſtör-

te dieſe Verſchiedenheit der Meinungen über das Edukationsweſen, doch keineswegs ihr gutes Vernehmen. Nicht ſelten fiel auch das Geſpräch auf die Art, wie man dieſe und jene Wiſſenſchaft in den obern Klaſſen lehrte; worüber denn Fahrmann manchen Tadel anzubringen hatte und worinn ihm der alte Magiſter in vielen Stücken recht gab.

Wenn die Offenherzigkeit unſers Helden es ihm erlaubt hätte, ſein freymüthiges Urtheil über die auf der Schule eingeführte, fehlerhafte Lehrmethode, blos dem ehrlichen **Willibald** mitzutheilen; ſo hätt' er klüger gehandelt und würde ſich manchen Feind weniger gemacht haben. Allein, er ſagte ſeine Meinung Jedem, der ſie hören wollte; aber nicht etwan aus einer Art Eitelkeit, mit ſeinen Kenntniſſen zu brilliren; ſondern in der guten Abſicht, durch eine ſolche Rüge vielleicht zur Verbeſſerung dieſes oder jenes Gebrauchs, der ihm unter die Mißbräuche zu gehören ſchien, etwas beyzutragen.

So, wollte es ihm gar nicht gefallen, daß man hier die Wiſſenſchaften auf eine Art vortrug, die es den Schülern beynah unmöglich machte, daran Geſchmack zu finden. Einige Wiſſenſchaf-

ten wurden unter die ſyſtematiſche Preſſe genommen, und die Jünglinge erhielten ſtatt reeller Kenntniſſe, ſtatt evidenter, geläuterter Begriffe, eine Nomenklatur der Dinge, oder nur verworrne, unrichtige Vorſtellungen davon. Andre, mit welchen ſinnliche Hülfsmittel durch aus verbunden werden müſſen, wurden diktirt. So wenig er ſyſtematiſche Ordnung von der Behandlung der Wiſſenſchaften getrennt wiſſen wolte; ſo ſah er doch mit Mißbilligung, daß man unter andern, die Naturgeſchichte nach dem Syſtem des Linné, im eigenlichen Verſtande auswendig lernte, ohne dem mühſam hineingepfropften Wortſchwall, Sachkenntniß beyzufügen, und daß man die Geographie diktirte, ohne die Landkarten zu Hülfe zu nehmen, um den jungen Leuten die Lage der Länder zu verſinnlichen, wovon denn die Folge, nach der ſehr richtigen Bemerkung Jahrmanns, die war, daß es Schüler gab, welche z. B. in der Botanik, die Ordines, Klaſſen, Genera und Species der Pflanzen an den Fingern abzählen konnten, ohne die gemeinſte Pflanze zu kennen, wenn ſie ſelbige ſahen; noch vielweniger etwas von ihrer natürlichen Geſchichte, von ihren Eigenheiten, von

ihrer Blütezeit, von ihrem eigentlichen Vaterlande, von ihrem Nutzen und Gebrauch, u. ſ. w. zu wiſſen. . . . . . Ueberall vermißte Fahrmann das Praktiſche; dagegen erblickte er aber deſto mehr ſyſtematiſch=theoretiſchen Wortkram.

Gewohnt, bey einer Sache nie das Schlimmere zu denken, ſondern lieber Alles zum Beſten zu kehren; fiel es Fahrmann nicht ein, daß der erſte Grund zu der Einführung und zu der Fortdauer dieſer verkehrten Lehrmethode, in der Bequemlichkeit der Lehrer lag, welche es ſehr komode fanden, weiter nichts zu thun zu haben, als aus einem vorliegenden Kompendium den Schülern zu diktiren. Er hielt dieſelbe vielmehr für überlieferte Mißbräuche aus der ältern Zeit, die man aus Urſachen, die zu ergrübeln er ſich eben nicht anſtrengen wollte, noch nicht abgeſchaft hätte.

Alſo, ohne die geringſte Abſicht, irgend eine Perſon anzugreifen; ſondern blos in derjenigen, gegen Mißbräuche einen Feldzug zu machen, die ihm von ſo ſchädlichen Folgen zu ſeyn ſchienen; nahm er die Feder zur Hand und ſchrieb einige Bogen über die zweckwidre Lehrart auf öf=

fentlichen Schulen, welche er auf eigne Koſten mit Vorſetzung ſeines Names drucken lies.

Ob er ſchon die Gegenſtände ſeiner Rüge nur ganz im Allgemeinen angrif und des Kilianäums und daß dieſelben Mißbräuche auch da im Schwange wären, mit keiner Silbe gedacht hatte; ſo entgieng er doch dem Anathema nicht, welches die Matadors an der Schule über ihn ausſprachen. Sie konnten es ihm eben ſo wenig rechtſprechen, daß er als jüngſter Magiſter, dem Alter und der Stelle nach, ſich unterfangen hatte, über eine Materie zu ſchreiben, die nach ihrer Meinung allein vor ihr Forum gehörte; als ſie ihm zu verzeihen vermochten, daß er ſich über Dinge hergemacht hatte, die ihnen das Intereſſe ihrer Bequemlichkeit zum Theil ſo nahe ans Herz legte.

Unſer Fahrmann, der einmal beſtimmt zu ſeyn ſchien, von ſeinen litterariſchen Unternehmungen nie gute Folgen zu erleben, machte ſich durch dieſe nur Feinde ohne irgend einen Vortheil dabey zu haben. So gut ſeine Broſchüre geſchrieben war; ſo wollte ſie bey dem ziemlich frivolen Geſchmack des **ſchen Publikums doch Niemand kaufen. Mit genauer Noth erhielt er ſeine Druckkoſten zurück, und hatte das für einen

Schriftſteller ſo bittre Herzleid, den größern Theil der Auflage zu Enveloppen für Butter und Käſe degradirt zu ſehen.

Fünf und funfzigſtes Kapitel.

Enthält einen Zeitraum von einem Jahre.

Meine Leſer werden ſich noch erinnern, daß unſer Held in H. . . eben dabey geweſen war, an den braven Ehrlichheim zu ſchreiben, als ihn der häßliche, lange Kerl mit dem Büttelsgeſichte abforderte. Die Vollendung des Briefes fand alſo damals nicht ſtatt. Da wir nun einmal Fahrmanns Weiſe kennen und daher wiſſen, daß, wenn er etwas im Kopfe hatte, dieſer davon ganz voll war; ſo darf es uns nicht wundern, wenn er über ſeine litterariſche Entrepriſe, der er ſich mit Leib und Seele hingegeben hatte, und nachher bey der Bemühung, ſich in ſeiner neuen Sphäre als Schulmann, zu orientiren, das Schreiben an den Oberſten wieder aus der Acht gelaſſen hatte. Als er ſich aber bald in ſein neues Fach hineingepaßt und ihm leere Stunden genug übrig blieben — indem ihm die Vorbereitung zu ſeinem

nem Unterricht, der Natur der Gegenſtände gemäß, über welche er lehrte, eben nicht viel Zeit wegnahm: — ſo fieng er auch wieder an, öfterer und lebhafter an ſeine entfernten Freunde zu denken. Das Erſte, was er nun begann, war — nach Sloßberg zu ſchreiben.

Da er aus mehr als einem Grunde, dort ſeine Geſchichte am liebſten ignorirt ſah und ſich auch nicht entſchlieſſen konnte, etwas Unwahres zu ſagen; ſo war ſein Brief nur ganz kurz und in ſehr allgemeinen Ausdrücken abgefaßt: obſchon er ſeine Geſinnungen gegen ſeine Freunde ſehr warm ſchilderte. Von ſeiner Perſon, meldete er nichts, als daß er geſund ſey und bey der Strenge ſeines Schickſals, das ihn von allen, die ihm werth wären, entferne, ſich der Reſignation befleißige. Am Ende erſuchte er, ſeinen Aeltern durch einen geheimen und ſichern Expreſſen von ſeinem Befinden Nachricht zu geben. Unter dem Vorwand — vielleicht aus wirklichem Beſorgniß — daß er, im Fall ſein Brief unterweges in unrechte Hände geriethen ſollte, nicht Gefahr lieſſe, hatte er den Ort ſeines Aufenthaltes nicht gemeldet, und alſo die Möglichkeit, eine Antwort erhalten zu können, ſich ſelbſt abgeſchnitten.

Fahrmann führte in ſeinem ſo beengten Kreiſe indeß ein recht eingezognes, philoſophiſches Leben. Bis jetzt, hatte er ſich auch nicht einen einzigen Rückfall in ſeine L * * er Lebensart zu Schulden kommen laſſen, und wir ſind beynah überzeugt, daß er von dieſer rühmlichen Bahn nie wieder abgewichen ſeyn würde, wenn nicht — — ja, wenn nicht — — — —

Nun, wenn nicht? — — Ehe wir uns näher erklären, liebe Leſer, ſo müſſen wir Ihnen ein Geſtändniß machen, das uns vielleicht von Ihnen den Vorwurf einer ſehr großen Geiſtesſchwäche zuziehen wird. Aber, wir müſſen uns demſelben ſchon ausſetzen. — Wir können Ihnen nicht verheelen, daß wir ehemals auch zu jener Klaſſe aufgeklärter Köpfe gehörten — die wir jetzt, durch verſchiedne Motifen beſtimmt, beynah für gottloſe Freygeiſter zu halten, anfangen — und daß wir, trotz des grauen Alterthums des Glaubens an den leidigen Teufel; trotz der frommen Furcht, welche uns ſchon die Kinderfrau vor dieſem pferdefüſſigen, gehörnten Feinde der Geſchöpfe des guten Gottes, einflößte; trotz des rühmlichen Eifers, womit ſo mancher alt= und rechtgläubige Lehrer des Wortes, deſſen Exiſtenz

ſowohl ſchriftlich, als auch mündlich mit nicht geringer Anſtrengung ſeiner Lunge, zu beweiſen bemüht geweſen iſt: — dennoch an den ſo nothwendigen Glaubensartikel des Daſeyns eines Teufels, bisher nicht allein zweifelten, ſondern deſſen mögliche Wahrheit ſchlechterdings leugneten: blos, weil unſre vorlaute, naſeweiſe Vernunft dabey nichts wahrſcheinliches und ſelbſt offenbare Widerſprüche fand. Auſſer dieſen Einwendungen unſers Vernunftlichtes, ſchien auch die Erfahrung für unſern Unglauben zu ſprechen, indem der ſchwarze Monarch der Hölle, ſeit länger denn funfzig Jahren, nichts mehr von ſich hat hören noch ſehen laſſen; wodurch er denn freylich ſelbſt den Vertheidigern ſeiner Exiſtenz das triftigſte Argument zu Beſtreitung der Zweifler geraubt hat.

Nun aber müſſen wir geſtehen, daß Beobachtung über ſo mancherley Dinge, und einige Probleme, die ſich unſers Bedenkens, nicht wohl ohne den Glauben an das Daſeyn eines Teufels auflöſen laſſen, uns — wo nicht von unſerm Unglauben gänzlich zurück gebracht — (denn der leidige Unglaube iſt ſehr hartnäckig!) — doch wenigſtens darinn wankend gemacht haben. —

So, ſieht man ein junges Mädchen von der ſtrengen Mutter aufs ſorgfältigſte hüten, einſperren, vor dem Anblick der Mannsperſonen verſchlieſſen und ſie mit jedem Augenblick vor denſelben warnen, täglich mit dem mütterlichen Fluche und mit den ſchrecklichſten Strafen jenes Lebens bedrohen, wenn ſie je zu einem Faux pas ſich verleiten laſſen ſollte. Und doch ſinkt dieſes Mädchen, wenn ſie eben der Mutter einmal aus den Augen gekommen iſt, in die wollüſtigen Arme des erſten, beſten Ehrenräubers. — Man erblickt ferner einen Jüngling, der mit aller möglichen Sorgfalt erzogen worden iſt; der den fleiſſigſten Unterricht in der Religion erhalten; den man die Bibel beynah auswendig lernen laſſen; vor deſſen Augen man mit Aengſtlichkeit alles Böſe zu verbergen geſucht hat; den man in der gröſsten Unwiſſenheit über die Verhältniſſe der beyden Geſchlechter gegen einander lies; den man immer bewachte, immer zur ſtrengſten Eingezogenheit anhielt: und dieſen Jüngling ſieht man, ſobald er das älterliche Haus verlaſſen hat, ſich in den Strudel aller Liederlichkeiten ſtürzen. — So, ſieht man auch eine ſechzehnjährige Schöne, die aus dem klöſterlichen Hauſe ihrer Mutter unmit-

telbar in die Arme eines Ehemannes geliefert wird, der ihre Keuſchheit mit Argusaugen bewacht und deſſen Haus ein bezaubertes Schloß iſt, worinn keiner Mannsperſon, die irgend aufs Gefallen Anſpruch machen kann, der Zutritt verſtattet wird: und dieſe Frau betrügt ihren Argus und lebt wie eine Meſſalina. — — Wie läßt ſich das Fallen dieſer Individuen, bey allen den Sicherheits- und Vorſichtsanſtalten, welche man getroffen hatte, ſich ihrer guten Aufführung zu verſichern, anders erklären, als daß man annimmt, der leidige Feind der Menſchen, der Satan, habe ſich ins Spiel gemiſcht und ſie verführt? — —

Nun können meine Leſer wohl ſchon errathen, was ich oben mit dem: „wenn nicht" — habe ſagen wollen. Ich meinte nehmlich damit nichts anders, als, daß unſer Fahrmann von dem ſchmalen Tugendpfade wohl nie wieder abgewichen ſeyn würde, wenn nicht — der Teufel ſein Spiel gehabt und ihn verführt hätte. —

Freylich, war derjenige Teufel, der ihn verführte, kein häßliches ſchwarzes, borſtiges, Ungeheuer, mit feuerrothen Augen, Bokshörnern, Pferdefüſſen und einem langen, gefährlichen

Schwanze, wie er wohl olim ſo manchem guten Mütterchen und ſo manchem frommen Vielſeher ſichtbar geworden iſt. — Ach nein, der Jahrmannſche Verſucher hatte ſich in den ſchönen, langen, mit einem zarten, weißen Fleiſch reichlich überzognen Körper, eines wohlgebildeten, ſchwarzäugigen Mädchens von zwanzig Jahren, einquartirt; der ſonſt der Tochter ſeiner Wäſcherin angehörte, welches ihm immer ſein weiß Zeug brachte und die ſchmutzige Wäſche abholte. — Doch — um diejenigen meiner Leſer nicht verdrieslich zu machen, welche nicht meines Glaubens ſind, will ich mich weiter gar nicht merken laſſen, daß ich eine ſolche Maskerade hier vermuthe. Ich will vielmehr ſo von der Sache ſprechen, als wenn die Verführerin wirklich der Wäſcherin Tochter, dem Leibe und der Seele nach, geweſen wäre. —

Dieſe Delila alſo fand — oder ſtellte ſich wenigſtens — an unſerm keuſchen Helden großes Behagen zu finden. Sie kam, weil ſie ihn ſonſt nicht ſo gewiß zu Hauſe traf, immer zu der gefährlichen Morgenzeit zu ihm, und war beſtändig ſo freundlich gegen denſelben, als ein — Maykätzchen. Er rüſtete ſich eine Zeitlang mit

Gleichgültigkeit und Ernſt gegen ſie, und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß ſie gefliesſentlich ihre Beſuche unter mancherley Behelf zu verlängern ſuchte. Das gieng eine Weile ganz gut; aber endlich bediente ſich — ich muß es doch noch einmal ſagen, wie ich's denke — endlich bediente ſich Satan der Liſt, eben als die hübſche Figur ſich bückte, um die ſchmutzige Wäſche einzubinden, aus dem dadurch angeſpannten Buſentuche eine Nadel wegſpringen zu laſſen. Hierdurch entſtand nun in der Verſchanzung des Buſens eine ſo anſehnliche Breſche, welche einen Anblick eröfnete, der in ſeiner Wirkung etwas Aehnliches mit der des Hauptes der Meduſa, furchtbaren, verſteinerden Andenkens hatte. —

Fahrmann — der fünf und zwanzigjährige, der feurige ſanguiniſche Fahrmann — verſchlang die ſchönen Nacktheiten mit ſeinen Blicken, betrachtete ſie mit einer Gier, die dem Heishunger ähnelte, welchen Einer nach langem Faſten empfindet. Endlich, als das Mädchen in der gebückten Stellung blieb und nichts that, um die zur Schau liegenden Reitze ſeinen lüſternen Augen zu entziehen, konnte er der zu mächtigen Verſuchung nicht länger widerſtehen. Mit

unaufhaltſamen Inſtinkt — (denn, ob wirklich ſeine höhern Seelenkräfte in dem Augenblick eben in einer beſondern Thätigkeit geweſen ſeyen, möchten wir beynah bezweifeln;) — ſtreckte er ſeine Hand aus und — — „und?“ — erlauben Sie! — und — eilig zog er ſie wieder zurück, indem ſich eben Jemand an der Thüre hören lies, welches Niemand als ſein Freund Willibald war. Dasmal hatte Sahrmanns Schutzgeiſt vortreflich aufgepaßt; aber leider! war er nicht immer ſo wachſam.

Unſer Held unterlies nicht, ſich über dieſen Austritt aus der ſich vorgezeichneten Tugendbahn, abermals ein Kapitel zu leſen; wovon denn die ſehr natürliche Folge mancher heroiſche Entſchluß war, wie er künftig den Feind ſeiner Tugend, wenn er ſich wieder an ihn machen ſollte, empfangen und abſchlagen wolle. Hätt' er uns zu Rathe gezogen, ſo hätten wir ihn den ertheilt: dem Feinde lieber aus dem Wege zu gehen, als ſich von neuem in einen Kampf einzulaſſen, bey welchem, wie ihn die Erfahrung hätte lehren ſollen, der Sieg nicht zu verbürgen war. — Man verlaſſe ſich doch ja nicht zu ſehr auf ſeine Tugend! „Sie iſt ein gutes Pferd im Stall; aber nichts als eine Schindmähr' auf der Straße.“ —

Gegen Abend, kurz vor der Dämmerung klopfte Etwas ganz ſachte und beſcheiden an ſeine Thüre. Auf das: herein! erſchien — das hübſche Wäſchermädchen unter dem Vorwande eines Gewerbes von ihrer Mutter. Fahrmann war eben am Ende eines ziemlich langen Monologs; als das Mädchen eintrat, und hatte ſich dadurch in eine Stimmung verſetzt, welche uns Alles für ihn könnte hoffen laſſen, wenn nicht — — doch, ich will die Herren mit meiner Schwachköpfigkeit nicht mehr ärgern! . . . . .

Er empfieng die Dirn kalt und ernſt; ſie aber war deſto zuthulicher. Es gab, zu folge des Gewerbes der Wäſcherin wieder etwas zuſammenzubinden. Das Mädchen bückte ſich wieder und — obwohl diesmal keine Nadel wegſprang, indem noch keine Andre an der, des Morgens entſprungenen Stelle, geſteckt worden war, welches, wie man ſelbſt einſehen wird auch nichts zur Sache that — es eröfnete ſich derſelbe Proſpekt, welcher unſerm Helden ſchon einmal ſo viel Bewegung verurſacht hatte. Es gieng auch jetzt Alles, wie am Vormittag: nur mit dem Unterſchied, daß der Schutzgeiſt unſers Helden vermuthlich eben — Mittagsruh hielt und alſo den

guten Willibald nicht wieder ſo apropos herbey ſchickte, um die abermals ausgeſtreckte Hand den Rückzug nehmen zu laſſen. — Dasmal erreichte ſie ungehindert den Ort ihrer Beſtimmung, und verlohr ſich — in Amors Tempe. — — Die Folgen hiervon waren die — welche ſie gemeiniglich zu ſeyn pflegen, und von dieſem Tage an, vergieng faſt keiner, ohne daß die hübſche Wäſcherin bey Fahrmann einen Beſuch abſtattete.

Nachdem dieſer Kommerz wohl ein halbes Jahr gedauert hatte, erhielt unſer Freund eines Nachmittags, als er aus der Klaſſe kam, und das Mädchen denſelben Morgen nicht da geweſen war, ſtatt deſſelben einen Beſuch von der Mutter. Ach einem Präludium, das Fahrmann ſchon ſehr befremdete, brach ſie in eben nicht ſchonende Vorwürfe gegen ihn aus, daß er ihre Tochter verführt und in geſeegnete Leibesumſtände verſetzt habe. — Er, der nicht viel dagegen zu ſagen wußte, bat nur immer, nicht ſo laut ſondern hübſch ſachte zu ſprechen.

Sie. 's hat ſich was ſachte zu ſprechen: wenn Sie mein Kind zur Hure gemacht haben! —

Er. Aber, liebe Frau *, die Sache iſt nun

doch nicht zu åndern — wir můſſen ſehn, was dabey zu thun iſt —

Sie. Was ſehen! was ſehen! — — Doch, was ſoll ich mich hier mit vielen Schnikſchnak aufhalten? — Weis der Herr Magiſter was? — Sie zahlen an meine Tochter auf der Stelle zweyhundert Thaler, und die ganze Sache bleibt unter uns; oder wo nicht — ſo verklag' ich den Herrn. Was dann daraus kommt —

Fahrmann. (ångſtlich.) Das wird Sie doch nicht thun, Frau *! — Bedenk Sie —

Sie. Was, bedenken! — Sie wiſſen meine Meinung. Wolln Sie die zweyhundert Thaler ausgeben? —

Fahrmann. Von Herzen gern — wenn ich ſie nur håtte — aber. . . .

Sie. Nu, ſo weis ich, was ich zu thun habe —

Fahrmann. Aber — ich bitte Sie doch —

Sie. So wahr ich 'ne ehrliche Frau bin, ich laß keinen Fingerbreit nach. Entweder die zweyhundert Thaler; oder —

Fahrmann. Sie macht mich unglůcklich!

Sie. Sie haben meine Tochter auch unglůcklich gemacht —

Sahrmann. Ich will ja Alles thun, was ich thun kann — nur ſogleich —

Sie. Und ich — muß die zweyhundert Thaler auf der Stelle haben.

Fahrmann. Gott! Gott!

Sie. Ich ſeh, hier iſt nichts zu thun. — Adjes!

Und ſo gieng das Weib, ohngeachtet alles Bittens und Flehens unſers geängſtigten Freundes auf und davon. — Der Himmel bewahre mich und meine Leſer vor einer ſolchen Nacht, als die war, welche der arme Fahrmann nach dieſem Vorfall beynah ganz durchwachte! Selbſt den hämiſchten unſrer künftigen Recenſenten, wollten wir dieſelbe nicht wünſchen. Er befand ſich am andern Morgen ſo übel, daß er nicht nach der Klaſſe gehen konnte.

Gegen Abend kam der alte Willibald zu ihm. Nach einigem Um die Sache Herumgehen, fragte er ihn endlich „als Freund" was denn an dem Gerücht wäre, das durch die ganze Schule, unter Lehrern und Schülern, die Neuigkeit des Tages ſey, nehmlich daß er u. ſ. w. —

Auf Sahrmanns offenherziges Geſtändniß, daß dieſem Gerücht nur allzuviel Wahrheit zum Grunde liege, machte ihm der ſtrenge Willibald

zwar gut gemeinte, aber recht derbe Vorwürfe und weiſſagte ihm, wegen des gegebnen Aergerniſſes und bey den wenigen Freunden die er habe, nichts geringers als ſeine Abſetzung.

Unſern Freund erſchreckte die Prophezeihung nicht ſo ſehr, als die Natur der Sache es vermuthen läßt, weil ſie nur eine Beſtätigung desjenigen Urtheils war, welches er ſich ſchon ſelbſt gefällt und in Anſehung deſſen er, beſonders, um dem demüthigenden Vorſpiel deſſelben zu entgehen, auch ſchon ſeinen Entſchluß gefaßt hatte: wovon er aber dem alten Magiſter nichts merken lies; denn, in ſo gutem Vernehmen ſie auch mit einander ſtanden, waren ſie doch nicht auf den Fuß der Vertrauten.

Am folgenden Morgen brachte der Pedell unſerm Fahrmann wirklich eine Citation, woran derſelbe ſich die letzte Pfeife Taback, welche er in ** rauchte, anzündete; darauf hingieng, ſich einen Juden holte, demſelben alles nur irgend Entbehrliche verkaufte, ſeine wenigen kleinen Schulden bezahlte, und — mit dem Schlage zwölf mit der Poſt nach L... abfuhr.

Sechs und funfzigſtes Kapitel.

Fahrmann findet von neuem ſein Unterkommen.

Was unſer Held in L... anfangen wollte, das wußte er ſelbſt nicht. Es war die Reiſe dahin, wieder ſo ein Fahrmannſcher Genieſtreich, und er hatte blos deswegen ſeinen Weg nach dieſer Stadt gerichtet, weil das L...ſche Poſthaus unter den vielen in ** befindlichen Poſthäuſern, das erſte war, welches ihm aufſties.

Sein ganzer Reichthum, den er mit hierher brachte, beſtand in zehn Thalern und dem bewußten kleinen Mantelſack, welcher aber beynah leer geweſen ſeyn würde, wenn nicht noch das verunglückte Manuſcript, welches er ſorgfältig hineingepackt hatte, demſelben einiges Anſehn gegeben hätte. Dieſe Handſchrift fieng jetzt auch wieder neuerdings an, ſeiner beynah hingeſunkenen Hofnung zum Stäbchen zu dienen.

Nachdem er ſich in einem Wirthshauſe einlogirt hatte, welches ihm dem Anſehen nach, eins der wohlfeilſten zu ſeyn ſchien, war ſein er-

ſter Weg nach der hier befindlichen Buchhandlung, um dieſer ſein Manuſcript anzubieten. Unglücklicherweiſe war der Herr derſelben aber eben gefährlich krank, und er konnte alſo auf ſein Anbringen keinen Beſcheid erhalten. Was war nun zu thun? — In der That eine Aufgabe, die unſerm Freunde nicht wenig Kopfbrechens verurſachte! Seine Empfindungskraft hatte auch nicht den geringſten Vorrath an Hülfsmitteln, wider das Uebel, welches ihn drückte. — Er war ſchon acht Tage hier, und mit jedem Tage ſah er ſeine Baarſchaft um ein Beträchtliches vermindert. Gewiß, ein Hypochondrikus hätte in einer ſolchen Lage, ſich nach dem erſten beſten Waſſer oder nach einem von allem Uebel erlöſenden Stricke umgeſehen! Sahrmann hingegen, der nichts weniger, als milzſüchtig war, — gieng — fleißig ſpazieren.

Auf einer Promenade, welche er an einem warmen, angenehmen Frühlingstage, längs dem Ufer des Fluſſes vornahm, kam ihm die Luſt an, zu baden. Er ſuchte dazu einen bequemen Platz, und ein ſolcher machte ſich ihm bald durch einen ſchwarzhaarigen Kopf kund, welcher über der Oberfläche des Waſſers hervorragte, und deſſen

Beſitzer hier badete. Er geſellte ſich dieſem bald bey, und es dauerte nicht lange, ſo war das Geſpräch zwiſchen den Beyden angeknüpft, woran Fahrmann viel Behagen fand, da an dem ſchwarzen Kopfe ein Maul ſaß, das ſich recht artig und unterhaltend ausdrückte.

Als man wieder zu Lande gekommen war und ſeine Nacktheit zu bedecken begann, ſah nun unſer Freund, daß ſein Badegeſellſchafter ein — K. . licher Kriegsmann war: eine Entdeckung, die, wenn er ſie eher gemacht hätte, ihn vielleicht bewogen haben würde, dem Kopfe im Waſſer nicht ſo nahe zu kommen, weil er im Grunde eine Art von Abneigung gegen den Militairſtand hatte. Jetzt aber, da die Artigkeit und Gefälligkeit des Mannes ihn ſein Vorurtheil gegen die Kaſte, aus welcher er war, vergeſſen machte, fand er kein Bedenken, mit ihm den Rückweg nach der Stadt anzutreten. Wir wollen doch hören, womit ſie ſich unterweges unterhalten. —

Kriegsm. Sie ſind ſchon lange hier, mein werther Herr?

Fahrm. Erſt ſeit acht Tagen.

Kriegsm. Vermuthlich, in Handelsgeſchäften?

Fahrm.

Sahrm. O nein. Ich bin nur ſo — zum Vergnügen hier. (Dieſe Unwahrheit koſtete ihm ein Erröthen.)

Kriegsm. Alſo, blos zum Vergnügen? — Wär es wohl nicht zu frey zu fragen, was Sie eigentlich betreiben?

Sahrm. (verlegen) Ich — wie geſagt, ich bin blos zum Vergnügen hier und betreibe gar nichts —

Kriegsm. Sie widmeten ſich aber doch wohl vor dem einem Geſchäft?

Sahrm. Ja — ich hab ſtudirt —

Kriegsm. Ha, ein Gelehrter! Das iſt mir ja recht angenehm, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Mit den Herren Gelehrten mocht' ich immer gern umgehen. — Vermuthlich haben Sie auch Bücher geſchrieben?

Sahrm. Zuweilen.

Kriegsm. Ja, das bringt 'n gut Stück Geld —

Sahrm. Wenns einſchlägt. — Ich kann mich eben nicht mit großem Glück dabey rühmen.

Kriegsm. So haben Sie doch gewiß auf andre Art Ihr gutes Auskommen? —

Fahrm. (unwillkührlich,) Ach!..

Kriegsm. Verzeihen Sie, wenn ich zudringlich bin — der Seufzer, welcher Ihnen entwiſchte, läßt mich vermuthen, daß es Ihnen nicht nach Wunſche geht. — Wenn das wahr wäre, ſollt' es mir in der That leid thun —

Fahrm. Freylich, iſt 's leider, ſo.

Kriegsm. Ey, wiſſen Sie denn bey Ihren Studien Ihre Lage nicht zu verbeſſern?

Fahrm. Es will mir nichts gelingen —

Kriegsm. Wenn ich Ihre Kenntniſſe hätte — wie glücklich wär' ich! Ich wollte mich bald pouſſiren —

Fahrm. O, das ſeh' ich Ihnen an, daß es Ihnen an den zu Ihrem Stande erforderlichen Kenntniſſen gar nicht mangelt —

Kriegsm. Sie haben eine zu gütige Meinung von mir. Aber leider, taug' ich zu weiter nichts, als zum Unterofficier. Ja, wenn ich wüßte, was Sie wiſſen, da wär ich gewiß ſchon Officier und lieſſe mirs wohlgehen —

Fahrm. Wählt man denn die Officiere bey Ihrer Armee wirklich nur nach Geſchicklichkeit? —

Kriegsm. Allerdings. Wenn Sie, zum Beyſpiel, ſich entſchlöſſen, Dienſte zu nehmen — Sie wären das erſte Vierteljahr Officier —

Fahrm. Wirklich? — Aber — ich habe nie Luſt zum Militair gehabt.

Kriegsm. O, es iſt 'n herrliches, luſtiges Leben, wenn man nur erſt drinn iſt. — Wenn Sie ſonſt Ihre Abneigung überwinden könnten — ich hätte jetzt Gelegenheit, Sie gut anzubringen —

Fahrm. (nachdenkend.) — Wenn ich's recht bedenke — und meine Lage in Erwägung ziehe: ſo — wär 's freylich wohl nicht übel. . . .

Kriegsm. Nun — ſo entſchlieſſen Sie ſich! Ich will Sie gleich mit zu meinem Hauptmann nehmen. Sie werden gewiß ſogleich Sergeant, mit der erſten Anwartſchaft zur Leutnantsſtelle — das verſprech ich Ihnen —

Fahrm. (etwas anſtehend.) Wenn nur — — doch — was ſoll ich weiter thun? — Wohlan, ich nehm' Ihr gütiges Anerbieten an. —

Nun giengs geradenweges zu dem K. . liſchen Hauptmann hin, der unſern Fahrmann recht liebreich empfieng, und als er von dem Werbunterofficier — das war unſer Kriegsmann

— deſſen Anbringen vernommen hatte, war er gleich bereitwillig, unſern Freund für die Trup-pen Seiner Majeſtät als Sergeant zu engagi-ren; mit der Aeußerung, daß er ſich alsbald mit dem nächſten Transport, der übermorgen abgehe, an den Ort ſeiner Beſtimmung, nach Q. . . in M. . . verfügen könne.

Ehe der Hauptmann Fahrmann entlies, zog er ſeine Börſe und reichte ihm ſechs Dukaten Handgeld, welches derſelbe aber nicht annehmen wollte. Nach langer Weigrung, lies ſeine De-likateſſe ſich's am Ende gefallen, da er doch vom Gelde entblößt war, die ſechs Kremnitzer als ei-nen Vorſchuß einzuſtreichen, den er nach Ankunft in der Garniſon abzutragen verſprach. — Nach-dem man hierauf den kleinen Mantelſack aus dem Wirthshauſe abgeholt hatte, nahm unſer Held ſein Quartier im Werbhauſe, wo er bis zur Abfarth ſich's ganz wohl ſeyn lies.

Sieben und funfzigſtes Kapitel.

Omne principium difficile eſt.

zu deutſch:

Ungewohnte Schuh drücken.

Am beſtimmten Tage gieng die Reiſe fort. Auſſer Fahrmann, wurden noch fünf andre junge Leute transportirt. Einer davon, war ein Kaufmannsdiener, der ſich mit ſeines Herrn Kaſſe zu vertraulich gemacht hatte; die übrigen Viere waren Handwerkspurſche. Zwey Unterofficiere giengen als Bedeckung mit. — Da man mit Extrapoſt fuhr, und ſich unterweges ſo wenig aufhielt, daß man nur drey Nachtquartiere machte; ſo dürfen wir wohl nicht ſäumen mit fortzukommen, und können uns daher mit keiner Reiſebeſchreibung verweilen. — Nach einer Reiſe von acht Tagen, kam man wohlbehalten in O. . an.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft wurden ſie bey dem Kommendanten vorgebracht; welcher

befahl, daß man ſie des andern Morgens zur Fahne ſchwören laſſen und dann einkleiden und vertheilen ſolle. Bis zu dieſer Ceremonie blieben die Neuangeworbnen im Ordonanzhauſe, ohne daß es ihnen erlaubt war, daſſelbe zu verlaſſen: welches beſonders Fahrmann, etwas befremdete, der es nicht wohl begreifen konnte, warum man einen Menſchen, dem man morgen die Stelle eines Unterbefehlshabers anvertrauen wolle, heut einſperre? — Ach! er erhielt bald, eine für ihn ſehr traurige Auflöſung dieſes Räthſels.

Nachdem den ſechs Elendsgefährten am folgenden Tage die fürchterlichen Kriegsartikel verleſen worden, — worinn für ganz geringe Vergehungen, für ſolche, die auſſer dem Soldatenſtande, kaum den Nahmen eines Fehlers erhalten, Spiesruthenſtrafe verhängt wird, und worinn ſelbſt nicht ſelten die Rede von Todſchieſſen war; worinn den Untergebenen gegen ihre Obern der unbedingteſte Gehorſam und ein eben ſo unverbrüchliches Stillſchweigen auferlegt wurde, als weyland die Mönche von La Trappe zu beobachten verpflichtet waren; — Nach Vorleſung dieſer Soldatengeſetze ſag' ich, welche vielleicht noch ſtrenger abgefaßt ſind, als die waren, wel-

che ehedem der harte Draco, den ausgearteten Athenienſern als Kapzaum anlegte, lies man ſie endlich den Eyd der Treue ſchwören. Hierauf wurde jeder beſonders einem Unterofficier übergeben, der ihn nach der Kaſerne brachte, wo nun die Einkleidung vor ſich gehen ſollte.

So auffällig unſerm Fahrmann Manches auch war, und ſo widerſprechend ihm Dieſes und Jenes mit der Sergeantſtelle und der derſelben in der Nähe ſtehenden Officierwürde, vorkam; ſo gab er doch bis jetzt noch keinem Argwohne Raum. Als er aber endlich ſah, daß man ihn in das völlige Koſtüm eines gemeinen Soldaten einkleiden wollte, fieng ihm an bange zu werden, und er proteſtirte laut dagegen, indem er ſich auf ſein Engagement als Sergeant berief. Anfänglich kurzweilten Diejenigen, die ſeiner Toilette aſſiſtiren ſollten, darüber und verwieſen ihn ſpöttiſch an den Hauptmann in L. . Als er aber zuletzt die Montur und Zubehör ſchlechterdings nicht anlegen wollte, drohte man ihm, ihn mit fühlbaren Gründen dazu zu bewegen; worauf er denn, um ſich das unangenehme derſelben zu erſparen, einwilligen mußte, ſich zum Musquetier einkleiden zu laſſen; doch that er es unter dem feſten

Vorbehalt: alsbald zu dem Kommendanten zu gehen und ſeine Klage wider ein ſo gewaltſames, ungerechtes Verfahren, bey ihm anzubringen.

Sein erſter Weg, ſobald nur das Verſtellungsgeſchäft bey den Stabsofficieren und den Officieren von der Kompagnie vollbracht war, gieng auch wirklich zum Kommendanten, der ihn vor ſich lies. Hier beſchwerte er ſich nun in der dreiſten, freymüthigen Sprache eines Menſchen, dem man Unrecht thut und der ſich berechtigt fühlt, ſich zu beklagen, und reklamirte kräftigſt den Sergeantenpoſten, welchen man ihm zugeſagt und den er zur Bedingung ſeines Engagements gemacht hatte.

Der Kommendant der — wider die gewöhnliche Weiſe der Herren ſeiner Gattung — ein recht ſanfter, guter Mann war, lächelte anfänglich über den Ernſt und den Eifer unſers Freundes, und ſuchte ihn mit Glimpf zur Ruhe zu verweiſen, indem er ihm vorſtellte, daß dergleichen Verſprechungen der Werber nie erfüllt würde, und daß ein ſolcher Poſten, wie der eines Sergeanten, den er ſich ſo leichtgläubig habe verheiſſen laſſen; verdient werden müſſe. Als aber Fahrmann ſich damit nicht abfertigen laſſen

wollte und immer auf das ihm gegebne Wort und auf ſein Recht pochte: nahm der Kommendant denn auch eine ernſthaftere Miene an und ſagte ihm, er möchte ſich nie wieder eine ſo lächerliche Prätenſion merken laſſen; ſonſt würd'er ſich eine Behandlung zuziehen, die er ihm um ſeiner Unerfahrenheit willen, jetzt noch ſchenke. —

Die Art, mit welcher dieſer Rath gegeben wurde, lies unſern Helden deutlich einſehen, daß hier nichts weiter zu thun ſey, als — ſchweigen und dulden. — Nicht einmal des Glücks konnte er theilhaft werden, in der Einſamkeit ſein Mißgeſchick zu beklagen, indem er mit noch neun andern Soldaten auf einem Zimmer lag. Aus der Stadt durfte er auch nicht, um ſeinem beſchwerten Herzen im Freyen Luft machen zu können. Selbſt aus der traurigen Kaſerne, wo Alles Strenge, Alles Despotie und ängſtliche Ordnung athmete, durfte er nur zu gewiſſen Stunden abweſend ſeyn, und die ſchönen Sommerabende, an deren Kühle andre, nach der ſchwülen Hitze des Tages, luſtwandelnd ſich labten, mußte er hinter den ihm verhaßten Mauern verſeufzen.

Der arme, unglückliche Sahrmann! Man ſtelle ſich einmal in ſeine abſcheuliche Lage; man

ſtelle ſie ſich vornehmlich, im Vergleich mit allen denjenigen vor, worinn er bisher gelebt hatte! — Den größten Theil des Tages in einer Kaſerne eingeſperrt, die mit einem Zuchthauſe viel Aehnliches hatte; fand er keine Seele, die irgend mit ihm ſympathiſirte, oder, mit der er in eine nähere Verbindung zu treten, hätte wünſchen können. Alle ſeine Kamraden, waren theils Bauerlümmel aus dem Kanton, die beynah den Hottentotten an Dummheit und Rohheit der Sitten glichen, theils Trunkenbolde oder andre liederliche Kerle, die ſich in zu niedrigen Laſtern herumwälzten, als daß Fahrmann — der ſonſt ſo leicht zu verführende Fahrmann! — etwas anders, als Abſchen hätte dagegen empfinden können. Und ſelbſt die Wenigen, die ſich von dem großen Haufen auszeichneten, waren im Durchſchnitt noch immer rohe Leute, die ſo ihren eignen Ton hatten, an den der feinre Mann ſich nur mit der Zeit gewöhnen und ihn erträglich finden kann.

Mit ſolchen Menſchen, mußte er ſogar in einem Zimmer wohnen und mit einem derſelben, als Schlafkamrad, ſein hartes, mit groben nicht allezeit zu reinlichen Leinenzeuge, bedeck-

tes Lager theilen? — Den Gedanken an irgend eine Art von Freyheit, mußte er völlig aufgeben. Hier wurde Alles kommandirt; die unbedeutendſten Handlungen waren einer Vorſchrift unterworfen. — Schlug die dazu beſtimmte Glocke, ſo mußte er, wenn er anders nicht im Finſtern aufſitzen wollte, ins Bette. Der Küchenzettel, auf dem einen Tag wie den andern, faſt daſſelbe Gericht ſtand, ward von der Mehrheit der Kamradſchaft gemacht, welche von einem Löhnungstage zum andern, zur Koſt zuſammenſchoß. — Bey dem Anzuge war des Befehlens und Muſterns vollends kein Ende. Sogar die Knöpfe, welche zugeknöpft oder offen gelaſſen werden mußten, waren vorgeſchrieben. Der Zopf durfte nicht um ein Haar breit höher oder tiefer eingebunden ſeyn, als die Ordre lautete; keine Locke durfte anders, als dem gegebnen Model genau ähnlich ſeyn.

Unſer armer Fahrmann putzte und polirte ſich die Hände wund, und doch — gieng's ſelten ohne Verweiſe ab. — Und — die unerträgliche, ſklaviſche Ehrerbietung und Unterthänigkeit gegen jeden Vorgeſetzten! das war noch mit das Unausſtehlichſte. Jeder unbärtige Fähnrich; jeder

Klotz von Korporal, der nichts als das Gewehr und den Stock zu führen verſtand, befahl als ein Deſpot, dem nicht ein Mückchen entgegnet werden durfte. — Wenn ein ſolches Leben, nicht ein geplagtes, elendes Leben genannt zu werden verdient: traun, ſo könnte man das Schickſal eines Galeerenſklaven gar füglich, leidlich nennen. —

Für alle dieſe Uebel, für alle dieſe Entbehrungen der edelſten Menſchenrechte, für alle dieſe Inkonvenienzen, für allen dieſen Zwang, war ſein Lohn — dreyßig Kreutzer in fünf Tagen und ſoviel Komißbrod, als ein Mann wohl eſſen konnte. Von den zwey Kreutzern, welche nach Abzug deſſen, was jeden Löhnungstag zur Mittagskoſt pränumerirt werden mußte, übrig blieben, ſollte nun für alle Theile der Reinlichkeit, für Abendeſſen und Frühſtück wenn er nicht ſein grobes Brod trocken eſſen wollte, und für alle die kleinen Ausgaben geſorgt werden, welche des Leibes Nothdurft und Nahrung erfordern!

Ein Glück, war es bey dem Allen noch für Fahrmann, daß ihm die Gabe des Himmels, ſich beliebt zu machen mitgetheilt war, und daß beynah Jedermann, ſowohl Vorgeſetzte, als

Kamraden ihm gewogen waren. Auch der Unterofficier, der ihn das Exercieren lehrte war ſein großer Patron, daher er denn, da er ſich recht geſchickt dabey benahm, damit zu Stande kam, ohne eine einzige fühlbare Korrektion erhalten zu haben: wovor er ſich denn auch in aller Art gewaltig in Acht nahm. Nach zwey Monaten, konnt' es ihm kein Menſch mehr anſehen, daß er vor noch keinem Vierteljahr ein Magiſter und Präzeptor in Octava geweſen war: ſo gut hatt' er in dieſer kurzen Zeit das Air eines Soldaten zu kopiren gewußt.

Acht und funfzigſtes Kapitel.

Es tritt ein alter Bekannter auf.

Unſer Freund war nun über ein Vierteljahr in O... und begann nach und nach ſich in ſein Schickſal etwas zu finden; obwohl noch vieles daran fehlte, daß er damit zufrieden geweſen wäre. Was ihm daſſelbe gar ſehr verſüßte, war die Bekanntſchaft eines Advokaten, die er gelegentlich gemacht hatte, und von welcher er den doppelten Vortheil genoß, daß er nicht nur Bücher geliehen

bekam, durch welche er ſich manche verdrießliche Stunde vom Halſe ſchafte; ſondern, daß er mit Abſchreiben für denſelben, auch manchen Gulden verdiente, wodurch er ſich dieſe und jene kleine Annehmlichkeit verſchafte, auf die er bey ſeinen dreyßig Kreutzern in fünf Tagen, wohl hätte Verzicht thun müſſen. Sein Verdienſt war zuweilen ſo anſehnlich, daß er ſich füglich einen ſogenannten Nothpfennig hätte zurücklegen können, wenn ihn nicht ſeine Gutherzigkeit um einen großen Theil deſſelben gebracht hätte, welchen die Schmarozzer ihm abſchwatzten. Beſonders ſtand ſich ſeine Kamradſchaft bey der Verbeßerung ſeiner Finanzen gar nicht übel: denn dieſer gab er manch blankes Zwanzigkreutzerſtück zum Beſten; durch welche Großmuth er ſich dieſelbe dann ſehr ergeben machte, ſo daß man wetteiferte, ihm mit kleinen Gefälligkeiten zuvorzukommen. — Für ein geringes Trinkgeld war er auch der, ihm allezeit ſehr beſchwerlichen Arbeit, des Putzens und des Polirens überhoben. — Als er eines Tages vor dem Lazareth ſchilderte, bemerkte er oben in einem Fenſter einen Kranken, deſſen Geſicht ihm ausserordentlich bekannt vorkam. Er ſuchte in ſeinem Gedächtniſſe hin und her, wo er die Perſon der

es angehörte, wiederfinden möchte: indeß der Kranke in Anſehung ſeiner, in eben der Beſchäftigung zu ſeyn ſchien. Auf einmal rieſen beyde zu gleicher Zeit aus: „Fahrbeck!“ „Sackmann!“

In der That war der Kranke oben im Fenſter kein Andrer, als derjenige Sackmann, deſſen unſre Leſer ſich aus der L * * er Epoche wohl noch ganz gut erinnern werden. — Wenn ja in dem ſo verſöhnlichen Herzen unſers Freundes noch ein Funke von Unwillen gegen dieſen ehemaligen Mitverſchworenen des Komplots, das ihn verführt und geplündert hatte, vorhanden war; ſo ward derſelbe doch jetzt, theils durch die Freude endlich einmal wieder ein bekanntes Geſicht zu erblicken, als auch durch das Mitleid, gänzlich erſtickt, welches ihm die Lage des vormaligen Feindes ſeines Glückes einflößte. Da Fahrmanns Schilderzeit vorüber war und er eben abgelöſ't werden ſollte, ſo konnten ſie dasmal wenig mit einander ſprechen; wozu auch überhaupt die Gelegenheit nicht günſtig war. Er verſprach Sackmann aber, ihn mit dem Erſten zu beſuchen.

Er war wirklich kaum von der Wache abgelöſ't, als er ſich auch ſchon nach dem Lazareth verfügte. Jackmann befand ſich auf dem Reconvalescirtenzimmer und war daſelbſt ganz allein. Er empfieng unſern Helden mit einem Geſicht voll Schaam und Reue, welches dieſen augenblicklich von ganzer Seele Jackmanniſch geſinnt machte. Dabey war er unerſchöpflich in Preiſung der Großmuth, mit welcher Fahrmann einen Unglücklichen aufſuche, der ihn ſo ſchändlich beleidiget habe. Alle dieſe Aeuſſerungen trugen ganz das Gepräge der Aufrichtigkeit, und waren auch wirklich aufrichtig: denn, er war in der großen Schule der Widerwärtigkeiten um ein Beträchtliches gebeſſert worden. — Fahrmann verſicherte ihn auf die ſchonendſte, edelmüthigſte Art, daß er an das, was vordem geſchehen ſey, nicht mehr denke. — Hierauf erzehlten ſie einander ihre, ſeit ihrer Trennung ihnen zugeſtoſſene Begebenheiten.

Nachdem Jackmann unſerm Freunde über dasjenige von L** her, was wir ſchon wiſſen, worüber er aber bisher zum Theil nur Muthmaßungen gehabt, völligen Aufſchluß gegeben; nachdem er ihm die ganze Trame entwickelt hatte,

welche

welche Kronow und Robitz gegen ihn angeſponnen und Fackmann mit ausführen helfen, und woraus erhellte, daß die beyden Erſtern dieſen nur als einen Subordinirten angeſehen, ihm zwar die Kehle wacker geſchmiert, welches ihn eigentlich auch an ſie feſſelte; ſonſt denſelben aber weder an ihren am Spieltiſche, noch an den von Fahrmann erkaperten Summen, baaren Antheil hatten nehmen laſſen. Kurz, nachdem er ihm über Alles, was in die L ** er Periode gehörte, ein wahres und detaillirtes Geſtändniß abgelegt hatte, fuhr er fort:

„Kaum waren Sie abgereiſ't, als auch Ihre Schuldner, die L ** nie mit einem Fuſſe verlaſſen hatten, wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorgiengen, ſich wieder öffentlich ſehen lieſſen und ihre gewohnte Lebensart fortſetzten. Sie hatten aber ihre Rolle in L ** bald ausgeſpielt. Eines Tages, als ich eben wegen eines derben Rauſches, nicht von ihrer Parthie ſeyn konnte, bekamen ſie mit den Philiſtern, die ihnen in Anſehung einiger Spielerkünſte hinter die Schliche gekommen waren, in einem Wirthshauſe Händel, welche ſo ernſthaft endeten, daß einige der Letztern gefährlich verwundet würden. Der Wirth

lies hierauf Wache kommen, welche Robitz, Kronow und einige andre Studenten in Verwahrung brachte. Auf die erſten Beyden kam bey dem Verhör die Verwundung der Gnoten. Zu ihrem Glücke, ſtarb keiner derſelben; ſie kamen daher mit der Relegation weg und verlieſſen L** ohne mir einmal Lebewohl zu ſagen."

„Dieſe Trennung hatte für mich einen äuſſerſt verdrieslichen Einfluß auf meine Lage. Ich hatte einen ziemlichen Berg Schulden auf dem Nacken, mit deſſen Abwälzung ich meinen Vater nicht behelligen durfte, da ich ſeine Denkart in Anſehung des Geldſchickens gar wohl kannte. Mein vierteljähriger Wechſel war von geringem Betrag, und doch verlangte meine verwöhnte Kehle und meine anderweitige liederliche Wirthſchaft ſehr viel. Da mir bald Niemand mehr borgen wollte, die alten Büre auch gewaltig gegen mich anbrummten, und die geliebten Flüſſigkeiten ſeit Robitzens und Kronows Abgang ſehr ſpärlich herfloſſen: wurd' ich des Dinges endlich überdrüſſig und nahm an einem Tage, der aber in dem Kalender gewiß nicht unter den glücklichen aufgezeichnet ſtehen kann, von

L** und von meinen Gläubigern Abſchied, ohne jedoch irgend Jemand Adjeu zu ſagen."

„Ich wollte nach G.. um dort unter der Firma, meine Studien fortzuſetzen, vortheilhaftere Konjunkturen und neue Leichtgläubige, die mir Kredit geben möchten, aufzuſuchen. Allein, mein Schickſal wollte es anders. In M.., wo die Landkutſche, mit welcher ich reiſ'te, ein Nachtquartier hielt, trafs ſichs, daß wir in einem Wirthshauſe blieben, in welchem ſich die K.. liche Werbung befand. Man machte ſich bald an mich. Anfänglich beobachtete ich noch einige Vorſicht; als aber mein durſtiger Schlund ziemlich viel Labſal zu ſich genommen hatte, vergaß ich dieſelbe, miſchte mich unter die Herren Weisröcke, und dieſe tranken mir ſo aufs Leder, daß ich bald das Bewußtſeyn verlohr."

„Als ich des andern Morgens erwachte, fand ich mich in einem Lehnſtuhl, einen Soldatenhuth auf dem Kopf und mit einem Pallaſch umgürtet. Ich wollte dieſe Inſignien von mir werfen, allein, man proteſtirte ſehr ernſthaft dawider, ſo wie wider mein ferneres Mitreiſen mit der Landkutſche. Ich gab natürlich auch meine Gegenproteſtation ab, ich richtete aber nichts aus. Man

behauptete, daß ich mich in Sr. R. B... Majeſtät Dienſt engagirt, und Hut, Seitengewehr und ſechs Dukaten Handgeld angenommen hätte, welche letztre die Spitzbuben mir auch wirklich in die Taſche geſteckt hatten. Auf dieſe Behauptung hielt man mich als ein rechtmäßig erworbnes Eigenthum feſt, ich mochte toben ſoviel — und einwenden, was ich wollte. Daß ichs kurz mache, die Landkutſche fuhr ohne mich ab, und ich wurde nebſt ſechs Andern am folgenden Tage nach O.. transportirt."

„Als ich hier angekommen war, überlies ich mich, theils aus Gewohnheit, theils aus Verzweiflung über den ſchändlichen Verluſt meiner Freyheit, gänzlich dem Trunk. Ich zog mir gleich anfänglich einige Züchtigungen zu, weil ich, wenn ich den Kopf voll hatte, verſchiedne dumme Streiche begieng. — Ich mochte wohl zwey Monat hier geweſen ſeyn, als ich mir, auch in der Trunkenheit, endlich das Unglück bereitete, welches mich hierher gebracht hat und woran ich noch nicht ohne Grauſen denken kann." —

„Ich war eines Tages in einem Wirthshauſe feſt geblieben und verſäumte die Viſitirzeit. Ein Unterofficier, der ſogleich beſchäftigt war,

mich in allen Kneipen aufzuſuchen, wo ſonſt Soldaten zu verkehren pflegten, fand mich hier endlich. Ich wollte durchaus nicht mit ihm gehen und ſchimpfte den Unterofficier, und als demſelben hierauf auch die Laus über die Leber lief, und er mir einige Stockſtreiche verſetzte, gerieth ich ſo in Wuth, daß ich vom Leder zog und ihm einige Wunden beybrachte. Da man alsbald nach der Wache gelaufen war und dieſelbe auch nicht ſäumte, herbeyzukommen, wurd' ich ohngeachtet meines Widerſtrebens in Arreſt gebracht. — Das Verhör war nur kurz, weil mein Vergehen klar und erwieſen war. Das Standrecht erkannte mir, laut der Kriegsartikel, die Kugel zu, welchen Spruch aber der Kommendant in der Rückſicht, daß ich noch ein neuer Soldat wäre und betrunken geweſen ſey, milderte, und die Todesſtrafe in dreyßigmaliges Gaſſenlaufen in drey Tagen und durch dreyhundert Mann, verwandelte."

„Ich will Ihrem gefühlvollen Herzen nicht durch Schilderung desjenigen wehe thun, was ich empfand, als dieſes ſchreckliche Urtheil mir verleſen wurde. Der Tod wäre mir ein Geſchenk geweſen, und wenn man mich nicht bewacht hät-

te, ich hätt' ihn mir ſelbſt gegeben. Die Vorſtellung des Uebels war gewiß ſo ſchlimm, als das Uebel ſelbſt. — Die ſchrecklichen Tage der Exekution, folgten dem der Verurtheilung unmittelbar. — Ich erlitt Höllenpein. Die Kerle hieben auf mich los, wie eingefleiſchte Teufel. Ich dachte nicht den dritten Tag zu überleben, und in der That, hatte man mich ſo zugerichtet, daß ich einer ſolchen Behandlung zu ungewohnt, aus der Gaſſe ins Lazareth gebracht werden mußte, wo ich mich nun ſchon ſeit drey Monaten befinde. — Sehen Sie, in ſolche Unglücksfälle hat meine viehiſche Lebensart mich geſtürzt! Ich habe Zeit gehabt, ſie zu bereuen und Vorſätze für die Zukunft zu faſſen. Wenn der Himmel giebt, daß ich ſie erfülle: dann könnt' ich die fürchterliche Strafe, welche ich erduldet habe, noch dereinſt ſeegnen, daß ſie mich wieder zum ordentlichen, brauchbaren Menſchen gemacht hat.“ —

Hiermit beſchloß Sackmann ſeine Erzehlung, und Fahrmann bezeugte ihm ſein herzliches Mitleid. Er verſprach, ihm auf alle Art in Befolgung ſeines Vorſatzes behülflich zu ſeyn, und gab ihm auch ſein Wort, bey ſeinem gegenwär-

tigen guten Finanzzuſtande, ihn nicht ohne Unterſtützung zu laſſen.

Als Sackmann kurz darauf, nach ſeiner völligen Geneſung, aus dem Lazareth wieder nach der Kaſerne kam, waren die Beyden unzertrennliche Freunde, und Jahrmann bemerkte mit Vergnügen, daß der Neubekehrte in der Enthaltung vom Trunke ſtandhaft blieb, und nun wirklich, nachdem er von dieſem Hauptlaſter, der Mutter ſeiner andern Fehltritte, abgelaſſen hatte, ein recht ſchätzbarer, herzensguter Menſch ward. — O, lieber Doktor Panglos! wenn Du noch lebteſt, wie würdeſt Du Dich freuen, wieder ein neues Beyſpiel, ſtatt Beweis für Deine Hypotheſe aufſammeln zu können! In dieſer beſten Welt, würdeſt Du ſchlieſſen, iſt auch das Spiesruthenlaufen nothwendig und folglich auch — gut, weil die Trunkenbolde dadurch bekehrt werden! — —

Neun und funfzigſtes Kapitel.

Die Freunde in großer Gefahr.

Die beyden Freunde lebten in ihrem gegenſeitigen Umgange und bey den Hülfsmitteln, welche Fahrmann von ſeinem Advokaten zog, ſo vergnügt, als Leute ihrer Gattung, bey den, von dem Musquetierſtande unzertrennlichen Uebeln, es nur ſeyn konnten. Unter denſelben fühlten ſie keins härter, als die Entbehrung des Anblicks der ſchönen Natur im Freyen, welchen man den armen Soldaten, um Deſertion zu verhüten, durchaus verſagte. Schon hatte man den reifen Aerndteſeegen zum Theil in die Scheuern geſammelt; ſchon neigten ſich die Obſtbäume unter der ſchönen, wohlſchmeckenden Laſt rothbäckigter Früchte, und keiner von Beyden hatte ſeit dem Eintritt in die Feſtung, nicht ein mit Aehren bedecktes Feld und kaum einen iſolirten Baum in der Stadt geſehen. Ach, nur einmal ins Freie? war der ſehnliche, der oft wiederholte Wunſch der beyden Naturfreunde. — Als dieſe Begierde ſich ihren Herzen einſt lebhafter, als je auf-

drängte, fiel Fahrmann darauf, ob nicht unter einer Verkleidung ihre Sehnſucht ſich befriedigen lieſſe. — Alsbald grif dieſe hingeworfne Idee in den Köpfen um ſich, und es wurden Pläne über Pläne geſchmiedet, wie dieſelbe zu realiſiren ſeyn möchte.

Endlich, glückte es Fackmann einen in Vorſchlag zu bringen, der, nachdem man ihn auf alle Seiten herumgedrehet, nachdem man ihn in alle ſeine Theile zerlegt und jeden beſonders wieder ſorgfältig beäugelt hatte, einmüthig für gut und ausführbar anerkannt wurde. Die von Fahrmann aufs Tapet gebrachte Verkleidung blieb als Baſis ſtehen. — Letztrer hatte noch ſeine vollſtändige Civilkleidung, wie er ſie von C. . mitgebracht hatte. Fackmann beſaß noch ein ſchönes Kleid mit Zubehör, welches er in der Zeit der Noth bey einer alten Landsmännin für einige Gulden verpfändet hatte. Vermittelſt dieſer Kleidungsſtücke wollte man ſich nun unkenntlich machen und ſich ſo den Weg durch die Wache am Thore bahnen.

Da indeß eine bloße Verwechſelung der Kleider nicht hinlänglich war, um ſie vor der Gefahr zu ſichern, im Thore erkannt und angehal-

ten zu werden; ſo mußte man mit der Verklei=
dung noch andere Sicherheitsmasregeln verbin=
den. Auch mußte man auf einen Ort zur Um=
kleidung denken; denn — obſchon Sahrmann
auſſer Dienſt gewöhnlich ſeinen Oberrock trug —
ſo konnte man doch nicht in der völligen Prome=
nadekleidung aus der Kaſerne gehen. Dieſe und
noch allerley andere Bedenklichkeiten, erforderten
manches Kopfbrechen, ehe man ſo weit kam, ſa=
gen zu können: nun iſt Alles gut! — Wir wol=
len das Detail des Planes bey ſeiner Ausfüh=
rung kennen lernen.

Den erſten ſchönen Tag ward das Vorneh=
men, ſich einmal wieder an Gottes herrlichen
Schöpfung zu laben, ins Werk gerichtet. —
Nachdem man ſich, welches nicht ſo ſchwer hielt,
Erlaubniß verſchaft hatte, bis zum Viſitiren
aus der Kaſerne bleiben zu dürfen, gieng Sahr=
mann in ſeinem Oberrock aus, unter welchem
und in den Taſchen er das Erforderliche ver=
barg. Hierauf lößte man Sackmanns Klei=
dungsſtücke ein, welche von der Art waren, um
das Anſehen eines Kavaliers zu geben. Als ſie
nun Alles beyſammen hatten, deſſen ſie zu ih=
rer Abſicht benöthiget waren, begab ſich Sahr=

mann unter irgend einem Vorwand in das Haus des Advokaten, wo er freyen Aus- und Eingang hatte. Statt wieder zur Vorderthüre heraus zu gehen, ſchlich er ſich, dem gemachten Entwurf gemäß, unbemerkt durch den Hof in ein altes baufälliges Hintergebäude, wo manchmal in einem halben Jahre Niemand hinkam, das er aber Gelegenheit gehabt hatte, kennen zu lernen. Aus dieſem Hintergebäude nun, gieng eine Thür nach einem einſamen Gäßchen, eben einer Gartenmauer gegen über, welche mit demſelben Schlüſſel von innen und von auſſen zu verſchließen war, und wovon der Schlüſſel immer ſteckte. Dieſe Thüre öfnete unſer Held und lies Sackmann ein, welcher vor derſelben ſchon wartete. Zur Vorſicht verſperrten ſie auch die Thüre, welche nach dem Hofe gieng, um nicht überfallen werden zu können, und darauf begann die Umkleidung.

Sahrmann, wegen ſeiner kleinern, nicht ſo ins Auge fallenden Statur, wurde zum Bedienten metamorphoſirt. Zu dem Ende hatte man ſchon ſelbſt verfertigte hellblaue Aufſchläge und Kragen in Bereitſchaft, welche nur eben auf deſſen hechtgrauen Oberrock aufgeheftet wurden. Dann ward die ſteife Soldatenfriſur mit Puder

wohl ausgekämmt und die Haare blieben auf Engliſch frey hängen. Der Zopf wurde in eine Art Cignon verwandelt, und das Geſicht ein Wenig gemalt. Das Uebrige des Anzuges, beſtehend in Stiefel und ſchwarzen Beinkleidern, konnte bleiben. Der Hut war ein runder, der ſich bey Fackmanns Packet befunden hatte.

Dieſer ſeinerſeits wurde elegant friſirt, mit einem Haarbeutel verſehen, und ſeine Füße bedeckten ſchöne, feine Schuh und ſeidne Strümpfe. Seine übrige Kleidung war die eines Gentelmanns, dem aus jeder Hoſentaſche zwey lange Uhrketten heraus hingen.

Als nun die Metamorphoſe der beyden Freunde geſchehen war, ließen ſie ihre abgelegten Kleider in dem Stalle liegen, ſchlüpften auf die Straße, verſchloßen die Thüre des Hinterhauſes von auſſen und ſteckten den Schlüßel bey ſich. Darauf begaben ſie ſich — eben zur Paradezeit, da ſie ziemlich ſicher waren, daß keiner vom Militair ihnen ſo leicht begegnen konnte, — in eine der Hauptſtraßen, in welcher ein großer Gaſthof war und auch immer einige Miethkutſchen hielten. — Fahrmann, als Bedienter, gieng hin eine zu beſtellen, um einen Herrn, der in

dem Gaſthofe logiere, nach einem nahmhaften, öffentlichen Luſtort außer dem Thore zu fahren. Als der Kutſcher vor dem Gaſthofe vorfuhr, kam Fackmann, als Herr, der hinter der Hausthüre die Ankunft des Wagens erwartet hatte, auch ſchon heraus, und ſprang behend und mit dem beſten Anſtand von der Welt in den Wagen und hinten drauf — Fahrmann. Und nun giengs, heida, zum Thore hinaus, unter welchem kein Menſch Verdacht in der Equipage ſetzte. An dem bezeichneten Ort wurde ausgeſtiegen und der Kutſcher zwey Stunden vor Thorſchluß beſtellt, ſie wieder abzuholen; was er auch verſprach und ein Zehnkreuzerſtück auf die Hand nahm.

Kaum hatte man ſich von dem großen Wege ein Wenig entfernt; ſo wurde durch Abnehmen der blauen Aufſchläge und Kragen, die Gleichheit *) wieder hergeſtellt. — Nun giengs

*) So ſehr wir — um es mit Niemand zu verderben — uns bisher in Acht genommen haben, dieſes von gewiſſen Menſchenklaſſen heutges Tages ſo angefeindete **Wort**, in unſerm Buche nicht vorkommen zu laſſen, hat

an ein Luſtwandeln. Haben meine Leſer einmal ein armes kleines Vögelchen geſehen, wie es eben aus dem Gefängniß des Bauers entwiſcht und ſich auf dem nahen Baum ſetzt, dort wonnetrunken, mit den des Fluges entwöhnten Fittigen ſchlägt, die Schwanzfedern bald empor hält, bald ſinken läßt; wie es ſich gaukelnd, gleich einem Seiltänzer, auf den Zweigen wiegt; wie es fröhlich zwitſchernd, den Brüdern die wieder erlangte Freyheit verkündet: haben Sie, ſag' ich, ein ſolches armes, frohes Thierchen geſehen; ſo können Sie ſich ohngefähr vorſtellen, wie unſre, der düſtern, traurigen Kaſerne entſchlüpften Luſtwandler, ihr Weſen hier, in der ſo lang entbehrten freyen Luft trieben. — Mit Heißhunger verſchlang ihr Auge jeden Reiz der lieblichen Natur, welche ſich heute mit ihrem ſchönſten Kleide herausgeputzt hatte. Sie ſchwelgten im Genuße des Anſchauens, mit langen Zü-

---

ſich's doch hier ohne unſre Erlaubniß eingeſchlichen. Wir bitten uns die Schuld nicht beyzumeſſen!

Anm. des Verf.

gen ſchlürften ſie die reinere, erquickende Luft. — Nachdem ſie lange genug herumgeſchweift waren, und ſich recht müde gelaufen hatten, erlabten ſie ſich bey Speiſ' und Trank, waren guter Dinge und freuten ſich des momentanen Genuſſes des Lebens.

Da ſie ſich auf dem Kutſcher verließen, daß er ſie zur rechten Zeit abholen werde; ſo fiel es ihnen gar nicht ein daran zu denken, wie hoch es wohl an der Zeit ſeyn könnte. Allein, als das hellere Licht im Zimmer nach und nach in die Dämmerung überzugehen began, erkundigten ſie ſich doch endlich nach der Uhr, und vernahmen, daß es nur noch eine halbe Stunde vor Thorſchluß ſey. Welch ein Donnerſchlag in den Ohren unſrer Freunde! —

Sich noch eine halbe Stunde vor Thorſchluß an dieſem Orte zu befinden, von welchem man bis ans Thor dreyviertel Stunden fahren — und zwar gut fahren mußte — war eben ſo viel, als aus der Feſtung ausgeſchloſſen zu ſeyn. Es war keine Hofnung mehr, daß der Kutſcher ſie noch abholen werde, und zu Fuß die Stadt zu erreichen, ſchien ihnen eben ſo unmöglich, als es, wenn ſie auch ſchon vor dem Schlagbaum ge-

ſtanden hätten, gefährlich war, wegen Sack=manns auffälliger Größe, durch das Thor zu gehen. Man wußte ſich weder zu rathen noch zu helfen. Tauſendmal wurde der Einfall zu der Promenade und noch öfter, der wortbrüchi=ge Kutſcher vermaladeit und verflucht, indem man immer auf der alten Stelle blieb. —

Endlich ſagte Fahrmann: „wir müſſen doch das Aeuſſerſte probiren, und ſollten wir uns die Lungenſucht an den Hals laufen, ſo müſſen wir ſehen, das Thor zu erreichen, und dann — es wagen, ob wir unentdeckt hinein kommen kön=nen.“ — Da Sackmann keinen beſſern Rath wußte, ſetzte man ſich ungeſäumt in Bewegung.

Schon ſahen ſie die Thürme der Stadt aus dem Nebel hervortreten, der ſie in der größern Entfernung dem Auge entzogen hatte; ſchon hör=ten ſie das dumpfe Murmeln der in den Wällen zuſammengepreßten, geſchäftigen Menſchen=maſſe — und mit wachſender Hofnung, doch noch das Ziel zu erreichen, verdoppelten die Bey=den ihren eilfertigen Schritt: als auf einmal, das fürchterliche Gewirbel der Trommel vom Wall den unmittelbar darauf folgenden Thorſchluß ver=kündete.

Der arme Sünder hört das ſchauderliche Glöckchen, das ihn zum Tode ruft, vielleicht mit mindern Grauſen, als unſern Luſtwandlern das lärmende Dröhnen des Kalbfelles in die Ohren ſchallte. Es war, als wenn ihnen plötzlich die Sehnen in den Kniekehlen durchſchnitten wären; ſo lähmten Schreck und Angſt ihre Füſſe. Sie ſtrengten indeß ihre Kräfte aufs möglichſte an, und erreichten das Thor — ach! als eben der letzte Riegel vorraſſelte.

Vermag Jemand die Gemüthslage, worin unſere armen Freunde ſich jetzt befanden, wahr — der Sache angemeſſen, zu ſchildern — der nehme meine Feder: hier iſt ſie! — ich — vermag es nicht. — „Wir ſind verlohren,“ ſchrien Beyde faſt zugleich. — „Findet man uns beym Viſitiren nicht,“ ſetzte Sackmann händeringend hinzu, deſſen Ohren ſchon die Spiesruthen fitſchen hörten: „ſo meldet man uns als Deſerteurs, und dann — iſt die ſchreckliche lange Gaſſe unſer Loos!“ — „Gott! Gott!“ erwiederte Fahrmann, “iſt denn keine Hülfe — kein Mittel, um in die Stadt zu kommen!“ —

Nachdem die Geängſteten noch manches Klaglied über die unglücklichen Folgen ihrer vor-

eiligen Promenade geſungen hatten, fiengen ſie dann doch endlich an zu rathſchlagen, was wohl noch zu thun ſeyn könnte. — Nach mancher Debatte, war endlich das Reſultat dieſer Berathſchlagung: zuerſt den Verſuch zu machen, ob ſie, theils kletternd, theils ſpringend, theils ſchwimmend, an einer Stelle der Feſtung, die Sackmann, da er oft da geſchildert hatte, genau kannte, die Stadt zu erreichen, im Stande wären, und — wenn das nicht möglich ſeyn ſollte, lieber wirklich zu deſertiren, als ſich der abſcheulichen Spiesruthenſtrafe ſo gewiß in den Rachen zu ſtürzen.

Als ſie darauf die völlige Dunkelheit erwartet hatten, traten ſie den gefährlichen, entſcheidenden Gang an. Man gelangte leicht an den Graben, der zum Glück nicht ausgemauert war. Nachdem ſie ſich den ziemlich ſteilen Raſenabhang hatten hinunter gleiten laſſen, ſprangen ſie entſchloſſen ins Waſſer. Nun kam ihnen ein ſehr willkommner Umſtand zu ſtatten. Es wehte nemlich ein ſtarker Wind, welcher verhinderte, daß die Schildwachen auf dem Walle das Plätſchern im Waſſer nicht hörten. Halb ſchwimmend, halb watend, gelangten ſie endlich wie-

der aufs Trockne und erreichten mit verminderter Schwierigkeit den Fuß des Hauptwalls. Halb hatten ſie nun ſchon überwunden. Ein Hauptpunkt war jetzt nur noch, die Schildwachen zu vermeiden, und keiner derſelben zu nahe zu kommen. Hier diente ihnen nun ſehr Fackmanns Bekanntſchaft mit den verſchiednen Poſten. Unter deſſen Leitung und unter dem Schutz einer pechſchwarzen Finſterniß und des Geheuls des Windes, kamen ſie glücklich auf den Wall und in die Stadt.

Durch und durch naß und vor Kälte und Furcht bebend, gieng nun der Weg eiligſt nach dem Stalle in des Advokaten Hinterhauſe, wo man in größter Geſchwindigkeit, ſo gut es ſich im Dunkeln thun lies, ſich wieder umkleidete. Fahrmann mußte in ſeiner naſſen Kleidung nach der Kaſerne, wo er denn vorgab, daß er in der Stadt aus einem Fenſter über und über begoſſen worden ſey. — Sie kamen nur eine viertel Stunde vor dem Viſitiren an, und erholten ſich darauf in einem erquickenden Schlafe von der ausgeſtandnen Angſt. —

Sechzigſtes Kapitel.

Der arme Fahrmann!

Lange ſtand den beyden Freunden die Gefahr vor Augen, in welcher ſie geſchwebt hatten, und lange noch, ſchauderte es ihnen über den Rücken, wenn ſie ſich derſelben erinnerten. Die Luſt zu einer zweyten Promenade war ihnen ganz vergangen, und der Eintritt der unangenehmen Jahrszeit verhinderte vor der Hand ein neues Erwachen derſelben.

Lektür war nun dasjenige, was ihnen ihre Tage und beſonders die langen, traurigen Winterabende, erträglich machte; nur war es ein ſehr verdrießlicher Zwang für ſie, daß ſie ſchon um acht Uhr, da jeder Soldat auf ſeiner Stube ſeyn mußte, genöthiget waren ſich zu trennen. Unter der einförmigſten Lebensweiſe verſtrich der größte Theil des Winters, ohne daß unſers Fahrmanns Schickſal nur das geringſte Anzeichen von ſich gegeben hätte, in ſeiner Lage etwas verändern zu wollen. Er war des Solda=

tenlebens herzlich überdrüßig, und hätt' er nicht einigen Troſt im Arme der Freundſchaft gefunden, gewiß, er hätte dabey nicht ausgehalten.

Kann man ſich auch in der That etwas elenderes und langweiligers denken, als das Leben eines Menſchen, der Alles, auch die gleichgültigſten, unbedeutendſten Handlungen nach der Uhr — und ſo zu ſagen, nach dem Takte verrichten muß; der mit jedem neuen Tage nichts, als eine pünktliche Wiederholung von dem, was am vorigen Tage war, vor ſich ſiehet; dem der Genuß beynah jedes Menſchenrechts zur verbotenen Frucht gemacht wird, nach welcher die Hand auszuſtrecken, unfehlbare Ahndung nach ſich ziehet? Was iſt kläglicher, als das Leben eines Menſchen, der ohngeachtet ſeines Strebens, in allen Stücken den ſtrengen Militairgeſetzen Folge zu leiſten, doch niemals ganz ſicher iſt, ob er dennoch über kurz oder lang der Strafe entgehen werde, die er ſo fürchtet und die, ſo leicht und durch das unbedeutendſte Vergehen eines nicht gnugſam bewachten Augenblicks verwirkt werden kann? Denn — braucht es in der That mehr, als eine kleine Diſtraktion, wovon kein Menſch immer frey iſt, um ſich öffentlich

Stockſchläge zuzuziehen? braucht es mehr, als einmal zur Unzeit der Neigung zum Schlafe nachzugeben, um die noch ſchändlichere Strafe des Spiesruthenlaufens über ſich ergehen zu ſehen? braucht es mehr, als des, bey einem Kolerikus ſo leichten Austritts der Galle, bey der ſchnöden Behandlung eines unvernünftigen, brütalen Vorgeſetzten, um das theuerſte Gut der Sterblichen, das Leben, zu verwirken? —

Ich nenne das Leben, das gröſste Gut der Sterblichen, nur in Hinſicht auf den groſsen Haufen: denn es iſt mir nicht unbewuſst, daſs bey vielen Menſchen das Leben nur ein ſubordinirtes Gut iſt. Dem Ehrliebenden, z. B. müſſen Stockſchläge und Spiesruthenhiebe vor den Augen Hunderter, ja Tauſender, gewiſs eine härtere Strafe, als der Tod durch eine Kugel ſeyn. Das weis Jedermann, und doch kehren ſich die grauſamen Militairgeſetze nicht daran! Der aus Schwachheit, oder aus Uebereilung, oder aus Diſtraktion fehlende Ehrliebende, wird ſo gut für ſein ſeltenes, unwillkürliches Vergehen durch den ſchändenden Stock, und durch die den Mann entehrende Ruthe geſtraft, als der träge, nachläſsige, gegen die Schande gleichgültige Nieder-

trächtige; ohne daran zu denken, welche Ungerechtigkeit man begehe, daß man beyde Individuen mit derſelben Züchtigung belegt, die dem Erſtern — bey dem eine Erinnerung, ein Verweis genug geweſen wäre — härter als die Todesſtrafe fällt, indeß der Andre — nur über ſeinen Rücken klagt.

Ueberhaupt, ſcheinen uns Spiesruthenhiebe und Stockſchläge eine ganz unſchickliche Strafe für einen Soldaten zu ſeyn. Es erſcheint uns ſogar als ein lächerlicher Widerſpruch, daß man einen ſogenannten Vertheidiger des Vaterlandes, dem man das Fantom Ehre beſtändig vor den Augen herumgaukeln läßt, gleich einem Hund mit dem Stock ſchlägt, und gleich einem Dieb, mit Ruthen ſtäupt. — Wir kennen gewiß keinen imfamern Anblick, als einen Mann mit Ruthen peitſchen zu ſehen! Was ſoll man vollends empfinden, wenn man dieſe das Auge und jedes feinere Gefühl beleidigende Exekution, an einem Menſchen ausüben ſieht, der auf dem Schlachtfelde ein Held heißt und — wenigſtens ſeiner Beſtimmung nach — es ſeyn ſoll? — In dem Augenblick eines ſolchen Schauſpiels, wird uns der ganze Stand verächtlich, weil wir

ihn ſo geringſchätzig behandelt ſehen, und wir glauben, daß der Soldat, indem er den geſtäupten Rücken ſeines Gleichen, ſeines Kameraden ſieht, mit dem er künftig wieder unter den Waffen ſtehen ſoll, und an dem er jetzt zum Büttel werden muß, ſich ſelbſt zu einem Grade von Unehrlichkeit zurückſinken fühlt. — Uns dünkt, das heißt mit Gewalt das Vorurtheil, Ehre, zerſtören: ein Vorurtheil, das zu erhalten und zu nähren, man doch ſo viel Intereſſe hat und ſtets haben wird, ſolange die Kayſer und Könige nicht reich genug ſind, abgeſchoſſene Beine und Arme mit Golde aufzuwägen. Sollte dieſes, wirklich ſchon im letzten Zügen liegende Vorurtheil, einmal ganz ausſterben; ſo ſehen wir nicht ein, wo künftig die Fürſten ſoviel gutwillige Narren mehr hernehmen werden, welche ſich für einige lumpige Kreutzer, bey welchen ſich kaum das Leben friſten läßt, todt oder zu Krüpeln, das heißt zugleich zu — Bettlern — ſchieſſen oder hauen laſſen werden. — — — Doch — wo gerathen wir hin? — Es iſt wohl Zeit, wieder unſern Helden aufzuſuchen! —

Alſo — den einzigen Troſt, welchen Jahrmann in dieſem Elendsleben hatte, gab ihm die

Freundſchaft Sackmanns und die Lektür. — Seinen Dienſt, ſo wenig er auch Luſt dazu hatte, verrichtete er mit pünktlicher Genauigkeit, um ſich ja keine der militairiſchen Züchtigungen zuzuziehen, welche ſein Ehrgefühl als das ſchrecklichſte ſcheute. Da er auch übrigens ein eingezogenes, ſehr ordentliches Leben führte und immer proper in ſeinem Anzuge war; ſo ward er bald für ein Muſter eines Soldaten gehalten und war bey allen Vorgeſetzten gut angeſchrieben. Auch ſeine Kameraden wollten ihm recht wohl, wovon, wie wir ſchon gehört haben, der Grund in ſeiner Gutherzigkeit lag.

Indeß, da es wohl ſelten einen Menſchen giebt — ſey er auch noch ſo verträglich, noch ſo ſchätzenswerth, — der nicht wenigſtens einen Feind hätte; ſo hatte auch unſer Held den ſeinigen, welchen er ſich zwar nicht unmittelbar, ſondern durch die Freundſchaft mit Sackmann zugezogen. Es war derſelbe der Unterofficier, welchen Letzterer gehauen hatte, und deſſen Rache durch die harte Strafe, welche dieſer deshalb erlitten, noch nicht geſättiget war. Er ſuchte bey aller Gelegenheit an ihn zu kommen und an Fahrmann zugleich mit, weil er es ihm nicht verzei-

hen konnte, daß er der Freund desjenigen war, den er ſo von ganzem Herzen haßte. Bis jetzt, hatte es ſeiner feindſeeligen, rachſüchtigen Abſicht noch nicht gelingen wollen, einem der beyden Freunde einen ſchlimmen Streich zu ſpielen, indem Sackmann eben ſo auf ſeiner Hut war, als unſer Held. Endlich glückte es dem hämiſchen Böſewichte doch, ſein Müthchen kühlen zu können, und leider! — — — — Doch — wir erfahren das Böſe zeitig genug! Alſo, hübſch im Gleiſe geblieben!

Sahrmann war eines Tages abgetheilt, auf dem Walle zu ſchildern. Abends um eilf Uhr, da er eben auf dem Poſten ſtand, hörte er nicht weit von ſich, am Fuſſe des Walles, einen lauten Schrey, der von einem Frauenzimmer zu kommen ſchien, und darauf ein klägliches Gewinſel, welches aber nur einige Augenblicke dauerte. Er horchte ſcharf nach dem Orte hin, wo er die Stimme vernommen zu haben glaubte, und hörte bey der Stille der Nacht, nur noch wie ein leiſes Stöhnen und ein kaum vernehmliches Geräuſch.

Dieſe Anzeigen einer Gewaltthätigkeit, waren für unſern Freund eine zu mächtige Aufforde=

rung zum Beyſtande, als daß er nicht hätte hin⸗eilen ſollen, denſelben zu leiſten. Der Ruf der Menſchlichkeit machte ihn die Gefahr vergeſ⸗ſend, welcher er ſich ausſetzte, indem er ſeinen Poſten verlies: ein militairiſches Vergehen, das mit vierundzwanzigmaligen Gaſſenlaufen beſtraft wurde. — Er lief ſchnell dem Orte zu, wo das Geſtöhne ihm zu ſeyn dünkte und hörte bey ſei⸗ner Annäherung Jemand entſpringen. Als er am Fuß des Walles kam, ſah er endlich auf dem Erdboden ſich etwas bewegen, und fand bey Un⸗terſuchung der Sache, ein weibliches Geſchöpf, welches gebunden und geknebelt war.

In größter Eile befreyte er die Arme von ih⸗ren Banden und von dem Tuche, womit man ihr den Mund verſtopft hatte. — Er ſah ein junges Mädchen vor ſich, das vor Angſt und Schrecken halb todt war und welches ihm mit bebender Stimme erzehlte: daß, als ſie hier des Weges gegangen ſey, um für ihre kranke Mut⸗ter in der Apotheke noch etwas Arzney zu holen, ein Böſewicht ſie von hinten zu, ſo ſchnell ange⸗fallen und zugleich niedergeworfen habe, daß ſie ſich ihm ganz und gar nicht widerſetzen können, und daß derſelbe darauf, um ihr Schreyen zu

verhindern, ihr ſogleich den Mund verſtopft und ihr überdies die Hände auf den Rücken gebunden habe, in der Abſicht, wie ſie unſchuldigerweiſe meinte — ſie umzubringen. Sahrmann war eben dazu gekommen, als ihre Kräfte zu einem fernern Widerſtand völlig erſchöpft waren.

Das Mädchen hörte nicht auf, ihrem Erretter ihren Dank zu bezeugen, und dieſer rathſchlagte mit ſich ſelbſt, wie er die arme geängſtete Kreatur ſicher nach ihrer Mutter Hauſe bringen möchte, welches ſelbſt zu thun, er doch nicht wagen konnte, weil es zu weit ab war; als er plötzlich auf dem Walle einige Stimmen vernahm und endlich auch laut ſeinen Namen nennen hörte.

Er nahm das Mädchen bey der Hand und eilte ſchnell mit ihr den Wall hinan, ſeinem Poſten zu. Aber, man ſtelle ſich ſein Entſetzen im erſten Augenblick vor, als er die Patrouille fand, welche ihn vermißt hatte und die eben der feindſeelige Unterofficier that. — Auf die Frage, wo er geweſen ſey? erzehlte er den wahren Verlauf der Sache; worauf der Unterofficier ſich weiter nicht auslies, ſondern ſeines Weges gieng und das Mädchen ihm folgen hies, um ſelbige in ih-

rer Mutter Haus, wo die Patrouille vorbey kam, abzuliefern.

Fahrmann ſchmeichelte ſich, als er ſich vom erſten Schreck erholt hatte, daß die Sache ohne üble Folgen für ihn bleiben werde. Der Beweggrund, warum er ſeinen Poſten verlaſſen hatte, und den er nach dem Maaßſtabe maß, den ſein Herz ihm angab, ſchien ihm ſo dringend und ſo wichtig, daß er ſich dadurch für völlig entſchuldiget hielt: um ſo mehr, da er nicht über zwey hundert Schritt weit, weg geweſen war. Um deſto heftiger wirkte es auf ihn, als er, da er nach der Ablöſung auf die Wache zurück kam, ſogleich arretirt wurde, indem der Unterofficier ſein Vergehen dem Officier ſchon gemeldet hatte. Obſchon das tröſtliche Bewußtſeyn, ſeiner Menſchenpflicht gemäß gehandelt zu haben, mit ihm war, und die Hofnung, daß man ihm unter ſo bewandten Umſtänden gewiß verzeihen werde, ihm guten Muth zuſprach; ſo brachte er doch eine ſehr unangenehme und ſchlafloſe Nacht zu.

Des andern Vormittags, ward er ins Verhör gebracht, wo er dann den ganzen Vorgang treulich ausſagte, und am Ende ziemlich freymüthig hinzufügte: er hoffe, daß man ihm in

Rückſicht auf den Fall, worin er ſich befunden, verzeihen werde, was er wider die Militairgeſetze verbrochen habe. Man verſprach, ſich für ihn zu verwenden und entlies ihn. Den folgenden Morgen, früh um acht Uhr, wurde Standrecht über ihn gehalten. —

Um neun Uhr kam der Auditeur, um ihm ſein Urtheil bekannt zu machen. Als Fahrmann denſelben erblickte, ſchwand die Hofnung, wie von einer geheimen Ahndung vertilgt, plötzlich aus ſeinem Herzen. Mit banger Erwartung, wollt' er ihm ſein Schickſal aus den Augen leſen. — Endlich berührten die Worte — ſchrecklicher, als ein Todesurtheil — „mit vier und zwanzigmaligen Gaſſenlaufen durch drey hundert Mann, zu beſtrafen," ſein Gehör, und Fahrmann ſtürzte ohnmächtig der Länge lang in die Wachſtube hin. Man hatte bey einer halben Stunde zu thun, ehe man ihn wieder zu ſich ſelbſt brachte. Aber, wie ſchrecklich war dem Armen das Zurückkehren des Bewußtſeyns. Die Furie der Verzweiflung wüthete in ſeinem Innern. Das Schmerzhafte, der ihn bevorſtehenden Strafe, war noch das Geringſte, womit ſeine Einbildungskraft ihn folterte: aber, das Schänd-

liche, das Entehrende derſelben; die Vorſtellung ſich nackend vor den Augen des Publikums peitſchen zu laſſen, dem er ſich nachher wieder täglich zeigen ſollte; das brachte ihn auſſer ſich. Konvulſiviſch krümmte ſich ſeine Fauſt und ergrif ſchnell ein Meſſer, das ein Soldat neben ſich liegen hatte. Zum Glück entriß man es ihm zeitig genug, daß er ſich damit nicht verletzte. — Als er darauf eine Weile mit verbißener Wuth dageſeſſen hatte, verſank er endlich, dem Anſchein nach, in ein tiefes Nachdenken; wir glauben aber vielmehr, daß ſein Kopf von dem Zudrängen ſo vieler ſchrecklichen Ideen zu ſehr angegriffen ward, um im eigentlichen Verſtande, nachdenken zu können. Man könnte ſeinen damaligen Zuſtand, mit dem Verfaſſer der Lieblingsſtunden, vielleicht richtiger, ein Hinſinken unter ſich ſelbſt, nennen.

Als man um eilf Uhr kam, ihn in die Gaſſe zu führen, hatte er ſich noch nicht von ſeiner Stelle gerührt und eben ſo wenig, eine Silbe geſprochen. Man befahl ihm aufzuſtehen und ſich bereit zu machen. Er gehorchte zwar, aber wie ein Menſch, der eine Sache ſchlaftrunken thut. Man mußte zuletzt Hand anlegen und ihn zu

dem ſchrecklichen Gange in Bereitſchaft ſetzen helfen. Man band ihm die Haare auf, man entkleidete ihn und entblößte ihn bis an die Hüfte; man gab ihm einen Mantel um und eine Kugel in den Mund, und darauf nahm ihn die Wache in die Mitte und — führte ihn ab. — Er kam vor der Gaſſe an; der Profoß theilte die Ruthen aus, welche die Soldaten gefühllos ſchwangen; die Tamboure und die Pfeiffer ſtimmten zum ſchauderhaften Marſch; die Unterofficiere, welche die Gaſſe mit ihren Kurzgewehren ſchloſſen, erwarteten nur Befehl um ſie zu öfnen und das unglückliche Opfer der militairiſchen Diſciplin eintreten zu laſſen, und — Fahrmann — biß mit ſtiller Wuth auf die bleyerne Kugel. — Der arme Fahrmann!

Ein und ſechzigſtes Kapitel.

Floßberg.

Nun, das freut uns ja recht herzlich, daß wir unſere Freunde in Floßberg alle geſund wieder ſehen! — Wir wünſchen nur, daß auch ihre Zufrie-

friedenheit ihrer Geſundheit gleich ſeyn möchte: allein — das ſcheint uns nicht bey allen dieſen lieben Leutchen der Fall zu ſeyn. Beſonders finden wir Leonoren immer noch trüb' und wenig redſeelig; finden ihr ſchwarzes, ſonſt ſo lebhaftes Auge matter und tiefer liegend, und über ihr ganzes Weſen etwas Schmachtendes verbreitet, das ſie aber indeß nicht minder intereſſant macht. Uns, die wir in ihre kleine Geheimniße eingeweihet ſind, wird das nicht befremden, und zwar um ſo weniger, wenn wir bedenken, daß ſeit jenem Briefe von * * aus, keine Zeile von Sahrmann eingelaufen war, und daß man alſo ſeit bey nah drey viertel Jahren keine Nachricht von ihm hatte.

Dieſe Verſtimmung derjenigen Perſon, welche ſonſt die Alles belebende Seele im Ehrlichheimiſchen Hauſe geweſen war, hatte natürlich Einfluß auf die Uebrigen. Der alte Oberſte, der ſeine Tochter, das Kleinod ſeines Herzens, nicht heiter ſah, ſo ſehr ſie ſich um ſeinetwillen auch zwang, es zu ſcheinen, hatte gleichfalls einen großen Theil ſeines fröhlichen Hümeurs verlohren, und Sophie, die ſo, wie wir ſie kennen, nicht dazu geſchaffen war, andern

Frohſinn mitzutheilen; im Gegentheil, zu einem gewißen Grade von Freude, ſelbſt Aufmuntrung bedurfte, trug die Farbe ihrer Freundin.

Bey dieſer Lage der Dinge, nahm der gute Ehrlichheim ſeine Zuflucht öfterer, als gewöhnlich, zur Jagd, und es hatten Rehe, Haſen und Rebhüner in der That eine recht üble Zeit. Die beyden Mädchen führten eine Art Einſiedlerleben, und kein Tag verſtrich, wenn das Wetter es irgend erlaubte, daß ſie nicht nach der Fahrmannſchen Eremitage am Schieferberge wallfahrteten, wo denn immer das Geſpräch bey unſerm armen Freunde verweilte. Leonore brachte dieſen Gegenſtand immer auf die Bahn, und Sophie, theils aus Gefälligkeit für ihre Freundin, theils aus einem Intereſſe für denſelben, das ſeit der Abreiſe unſers Fahrmanns, durch deſſen Unglück, durch die Ungewißheit über ſein Schickſal und durch den Gedanken, daß er auch um ihretwillen leide, ſtärker geworden war; zeigte keine Abneigung gegen dieſe Unterhaltung.

So ſchlich das Leben unſerer Floßbergſchen Freunde ganz einförmig, gleich einem Bächelchen hin, das bey anhaltender Trockenheit im Sommer, ſich nur ſo eben über ſein ſandiges Bette

hinbewegt. — Dieſe monotome Lebensweiſe wurde endlich von einer Begebenheit unterbrochen, welche für die ſanfte Sophie von äuſſerſter Wichtigkeit war, und die zwar auf einige Zeit die Geſichter aufheiterte: aber doch in ihren Folgen nicht von der Art war, um die von Sloßberg entflohene Freude wieder bleibend dahin zurück zuführen.

Als die beyden Mädchen an einem ſchönen ſommerhellen Wintertage von einer Nachmittagspromenade zurückkamen, begegneten ſie Chriſtian im Dorfe, der auf Befehl des Oberſten ſie aufſuchen ſollte, um ihnen zu ſagen, daß ſie ſich ungeſäumt nach Hauſe verfügen möchten. Die Neugierde verdoppelte ihre Schritte; ſchnell flogen ſie die Treppe hinan und traten mit Haſt ins Zimmer. Hier fanden ſie den Oberſten mit einem Fremden, der ein langer, wohlausſehender Mann, dem Anſehn nach, von ohngefähr vierzig Jahren war. Die Schönen machten ihm ihren Knix, den er — aber durch Nichts erwiederte. Stillſchweigend, mit einer Art zärtlicher Ungewißheit, heftete er ſeine Augen abwechſelnd bald auf Leonoren, bald auf Sophien. Am Ende weilte ſein Blick auf der Letz=

tern. Der Oberſte, der dieſes Schauſpiels ein Wenig genießen wollte, nahm erſt nach einigen Minuten das Wort: „hier,“ indem er auf Leonoren zeigte, „das iſt meine Tochter, und dieſe“ .... und — ehe er vollenden konnte, ſtürzte der Fremde auf Sophien los, ſchloß ſie mit Inbrunſt in ſeine Arme und nannte ſie einmal übers andre ſeine liebe — — „was denn?“ — was? — Erlauben Sie, liebe Leſer, daß wir Ihnen einmal das Verdienſt laſſen, es ſelbſt aufzufinden, was Sophie dem fremden Herrn war! Das wird Ihnen nicht fehlen können, wenn Sie eine kurze Nachricht von demſelben erhalten haben.

Zwey und ſechzigſtes Kapitel.

Des Verfaſſers Leyer klimpert ein altes Liedchen mit neuen Variationen.

Der Baron von Silberthal, ſo hies der Fremde, ſtammte aus einer alten Familie in den Rheingegenden. Durch einen unglücklichen Prozeß und durch die Verheerungen des Krieges,

war er um ſein ganzes våterliches Erbtheil gekommen, und ſeine Aeltern hinterließen ihn bey ihrem Ableben als eine hůlfloſe, unmůndige Waiſe. Sein gutes Glůck wollte indeß, daß der einzige Bruder ſeines Vaters, welcher im ****ſchen auf ſeinen Gůthern lebte, ob er ſchon ſelbſt einen Sohn und eine Tochter hatte, ſich ſeiner annahm, ihn zu ſich kommen und ſo ſorgfåltig als ſeine eigne Kinder erziehen lies. Da der junge Menſch Neigung zum Studieren zeigte; ſo ließ ihn der redliche Oheim, als er achtzehn Jahr alt war, auf die Univerſitåt gehen.

Baron Silberthal war bey einem vortheilhaften Aeuſſern, ein ſehr einnehmender junger Mann, der an Fleiß, ſich in jedem Fach geſchickt zu machen, nicht ermangelte. Er erwarb ſich die Gunſt eines gewiſſen Erbprinzen, welcher mit ihm zugleich ſtudirte. Dieſer nahm ihn, nachdem Beyde zu einer Zeit ihre Studien vollendet hatten, mit ſich an ſeinen Hof, und empfahl ihm dem regierenden Fůrſten, ſeinem Vater, ſo angelegentlich, daß der Baron ſich bald in einer anſehnlichen Bedienung ſah.

Da er es fůr Pflicht hielt, ſich ſeinem großmůthigen Oheim, dieſem zweyten Vater, in dem

glücklichen Zuſtande zu zeigen, den er ihm größ=tentheils verdankte, um durch den Anblick des guten Erfolgs ſeiner Wohlthaten, ihn den Lohn dafür einärndten zu laſſen; ſo erbat er ſich auf einige Monath Urlaub und reiſ'te ins ****ſche Sein Onkel empfieng ihn mit herzlicher Freude. — Er war hier einige Wochen geweſen, als die in dem erſten Augenblick gemachte Bemerkung, daß ſeine Kuſine in der Zeit, da er ſie nicht geſe=hen, ein ſehr ſchönes, in aller Art liebenswür=diges Mädchen geworden ſey, ſo lebhafte Fol=gen in ihm hervorzubringen began, daß er das, was in ihm vorgieng, nicht mehr in ſeinem In=nerſten verſchloſſen zu halten vermochte. Bey dem vertraulichen Fuße, auf welchem Kuſin und Kuſine von Jugend auf mit einander geſtanden hatten, überwand der Baron eine in dergleichen Fällen ſo gewöhnliche Blödigkeit eher, als er in Anſehung eines andern Mädchens derſelben Mei=ſter geworden ſeyn würde.

Er entdekte ihr auf einem Spaziergange das, was er für ſie fühlte. Die ſchöne Muhme zeig=te ſich gar nicht abgeneigt, der Zuneigung ge=gen den Vetter, auch noch eine andere Art Wohlwollen zuzugeſellen, und die jungen Leut=

chen ſchieden nicht eher, als nachdem ſie ſich eine ewige Liebe beſchworen und dieſe Zuſage mit unzähligen Küſſen verſiegelt hatten. Der Vater des Fräulein merkte bald, was zwiſchen Tochter und Neffen vorgieng. Da er dieſen faſt wie ſeinen eignen Sohn liebte, und derſelbe, ob er wohl kein ererbtes Vermögen hatte, doch in einer anſehnlichen Bedienung und unter einer Protektion ſtand; die ihm gutes Glück für die Zukunft verſprach: ſo fand er an dem Schwiegerſohne nichts auszuſetzen, und beſchloß daher den jungen Liebenden kein Hinderniß in den Weg zu legen. Als er bey ſeinem Neffen einige Furchtſamkeit wahrnahm, ſich ihm zu entdecken, brachte er es demſelben ſo nahe, daß er ihm endlich ſein Geheimniß entriß; worauf er ihn dann auch nicht troſtlos von ſich lies.

Nun war den Liebenden der Himmel voller Geigen. Sie betrachteten ſich ſchon als ein Ehepaar, als plötzlich der alte, würdige Baron vom Schlage befallen wurde und an deſſen Folgen den Tag darauf verſtarb.

Als die erſte Zeit der allgemeinen Beſtürzung und der Verwirrung ein Wenig vorüber war, und die verwitbete Baronin die beyden Liebesleute

einsmals in einer Laube gar traulich bey einander fand, erklärte ſie ſich: daß es für ihre Tochter zwar recht viel Ehre ſey, daß der Herr Vetter ſo viel auf ſie halte; daß ſie aber doch, um böſer Zungen willen, die dem Rufe eines Mädchens bald was anhängen könnten, bitten müßte, mit dem Fräulein auf einen weniger vertraulichen Fuß umzugehen. „Ich weis zwar,“ ſetzte ſie hinzu, „daß mein ſeeliger Mann, der, wie es die Art der Männer iſt, über ſolche vermeinte Kleinigkeiten ſich wegſetzte, dieſes bisher geſtattet hat; allein, da ich hierinn mehr Einſehen habe und die mir gebührende mütterliche Gewalt nicht mehr eingeſchränkt iſt, kann ich das nicht länger dulden, und ich wiederhole daher meine Bitte, auf die Sie, wie ich hoffe, nicht unterlaſſen werden Rückſicht zu nehmen.“ — Nach Endigung dieſer Worte befahl ſie ihrer Tochter, ihr zu folgen, und entfernte ſich mit derſelben, ohne dem Baron Zeit zu laſſen, ſich von ſeiner Beſtürzung zu erholen und ihr Vorſtellungen zu machen.

Um den Grund zu dieſem Benehmen einzuſehen, darf ich den Leſern nicht verſchweigen, was für eine Art Dame, die Frau Baronin war. —

Der Hauptzug ihres Karakters war Hochmuth, welcher in Kolliſionsfällen, mit einer ſtarken Porſion Geitz in einem harten Streite um das Prädominium lag. Die letztere Hauptpaſſion hatte es ſie ſchon ſehr übel empfinden laſſen, daß ihr verſtorbner Gemahl ſo viel Koſten auf die Erziehung ſeines Neffen verwendete. Allein, da derſelbe die seltne Geſchicklichkeit beſaß, ohne eben den Tyrannen zu machen, die Herrſchaft im Hauſe zu behaupten; ſo durfte ſie darüber zwar nichts auslaſſen, aber in ihrem Herzen wurzelte gegen den jungen Silberthal Spinnefeindſchaft. Ihr Hochmuth vernahm es eben ſo übel, daß ihr Gemahl ihre Tochter — ein ſo reiches Mädchen! — einem unbemittelten Hofrath geben wollte; aber aus der angeführten Urſach konnte ſie einmal dawider nichts thun. Jetzt, als ſie, beſonders da das meiſte Vermögen von ihr herkam, allein über ihre Kinder zu befehlen hatte, traf ſie, wie wir geſehen haben, die förderſamſten Anſtalten ein Band zu trennen, das ihr einer Meſaillance nicht unähnlich ſah, indem ſie ihre Tochter wenigſtens einem reichen Grafen beſtimmte.

Der Baron unterlies nicht, ihr auf eine ehrerbietige Art Vorſtellungen zu machen und ſich auf

des verſtorbenen Onkels gegebne Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit dem Fräulein zu berufen. Er bat, er flehte: Alles umſonſt! In einem decidirten Ton verbot ſie ihm, je wieder in dieſer Abſicht an ihre Tochter zu denken, und gab ihm ſogar nicht undeutlich zu verſtehen, daß es ihr angenehm ſeyn würde, wenn er ſich ſobald als möglich zur Abreiſe bequemen möchte, und als er in den erſten Tagen keine Anſtalt dazu machte, weil ſein Herz in die Trennung von ſeinem geliebten Mädchen nicht willigen wollte; ſo befahl ſie ihm mit dürren Worten, ihr Haus zu verlaſſen —

Nun mußte der Baron ſich freylich zur Abreiſe anſchicken. Die beyden Liebenden waren auſſer ſich. Er lief den ganzen Tag mit der Flinte auf dem Rücken in den Wäldern umher, und das Fräulein befand ſich unpäßlich auf ihrem Zimmer. Sie hätten ſo ſehr gewünſcht, ſich noch einmal ohne Zeugen zu ſprechen, aber die Mutter bewachte ſie mit Argusaugen. Endlich rückte der Tag vor der Abfarth des Barons heran. Nun ſchien es ihm platterdings unmöglich, den Ort, wo er ſo glücklich geweſen war, zu verlaſſen, ohne die Geliebte ſeines Herzens

noch einmal geſehen zu haben. Er beſchloß das äuſſerſte zu wagen. Die Perſon, welche ſeiner Kuſine zur Aufwartung beſtimmt war, war deren Kinderfrau geweſen. Sie war zwar der Mutter ſehr ergeben; aber ſie liebte auch ihre Gebieterin mit einer großen Zärtlichkeit. — Dieſe auf ſeine Seite zu bringen, verſuchte Silberthal, und es gelang ihm, theils durch die Vorſtellung, daß ihr Fräulein ſich todt grämen werde, wenn ſie ihn nicht noch einmal ſehen ſollte, und theils durch klingende Beweggründe, welchen ſelten eine Subrette widerſteht.

Des Fräuleins Zimmer welches ſich im erſten Stockwerk befand, war nicht anders beyzukommen, als durchs Fenſter, weil man, um auf dem gewöhnlichen Wege zu demſelben zu gelangen, durch der Mutter Wohnzimmer mußte, welches dieſe des Nachts verſchloß und bey Tage faſt nie verlies. Die Duegna verſchafte Wäſchleinen, woraus der Baron eine Strickleiter verfertigte, welche jene dem Fräulein mit der Nachricht von der zu hoffenden Viſite überbrachte, um ſelbige, wenn Alles im Hauſe zur Ruhe seyn würde, aus dem Fenſter zu laſſen. Beyde Liebende erwarteten hierauf mit Sehnſucht den Au-

genblick des Wiederſehens, ohne daran zu denken, daß der der Trennung unmittelbar an denſelben grenzte.

Bald nach dem Abendeſſen, wobey das Fräulein nicht gegenwärtig war, ſagte der Baron der Frau von Silberthal gute Nacht, unter dem Vorwande einiger Vorkehrungen zur morgenden Abreiſe. Kurz vor zehn Uhr, da man gewöhnlich das Haus ſchloß, ſchlich er ſich hinaus, und erwartete nun in einiger Entfernung, bis Alles zur Ruhe ſeyn würde. Um eilf Uhr ſah er im ganzen Hauſe kein einziges Licht mehr, und nachdem er zur Vorſicht noch eine halbe Stunde gezögert hatte, ſchlich er unter das Fenſter, wo die Liebe ihm winkte. Er fand die Strickleiter der Abrede gemäß und ſah ſein Mädchen oben im Fenſter ſchimmern. Er ſtieg raſch hinan und gelangte glücklich in des Fräuleins Arme.

Das war eine Scene! Die Wonne des Wiederſehens, lies erſt lange keinem andern Gedanken Raum. Endlich kam man aber doch auf ſeine Angelegenheiten. Nun giengs an ein Klagen über das Schickſal, das ſie trennte. Thränen und Seufzer wechſelten mit Küſſen und Schwüren ewiger Liebe und ewiger Beſtändigkeit. Man

ward immer wärmer. Lippe auf Lippe geheftet, hielten ſie ſich feſt umarmt. Der Mond, der nach Mitternacht aufgieng, beleuchtete dieſe Stellung. Er verrieth dem verliebten Baron einige Nachläſſigkeiten, welche ſich in der Schönen Anzug eingeſchlichen hatten. Er ſah das braune Auge ſeines Mädchens ſchmachten und ihren weiſſen vollen Buſen mit verſtärktem Ungeſtüm wogen. Er gerieth auſſer ſich. Zwar erwachte noch in ihm die Stimme der Ehre und der Rechtſchaffenheit; allein der Gedanke an ſeine rechtmäſige Anwartſchaft auf dieſe Schätze und der Vorſatz, die Geliebte nie anders, als wie ſeine Gattin anzuſehen, warfen bald den ſchwachen Damm übern Haufen, den die Grundſätze des rechtſchafnen Mannes ſeiner Sinnlichkeit entgegenſetzten.

Von Seiten des Fräuleins, war der Widerſtand nur ſchwach und von kurzer Dauer; oder vielmehr — da der Sturm der Leidenſchaft der Vernunft das Steuer entriſſen hatte, — ſie widerſtand nur unwillkührlich. Mit einem Worte, der Baron ſiegte über das, was das Frauenzimmer ausſchlieſſungsweiſe, ſeine Tugend nennt. Die beyden Liebenden ſchwammen nun gleichſam

in einem Meere von Entzückungen. Sie vergaſſen Alles um ſich her. Sie hielten noch immer für Mondſchein, was ſchon der Anbruch des Tages war. Endlich verrieth ihnen das Zwitſchern der Vögel in den nahen Linden den Irrthum und ſetzte ſie nicht wenig in Schrecken. Es mußte nun augenblicklich geſchieden ſeyn, damit der glückliche Liebhaber wo möglich, noch ungeſehen den Rückweg machen könnte. Dieſe Eile des Abſchiedes nebſt der Furcht entdeckt zu werden, verminderte um ein gutes Theil die Bitterkeit des Scheidens. Noch eine Umarmung, als wollten ſie ſich nie wieder trennen, und — der Baron entriß ſich mit Gewalt den ſüſſen Feſſeln und ereilte die Strickleiter.

Er kam glücklich und ungeſehen hinunter. So lange der erſt dämmernde Tag ihnen verſtattete, ſich zu ſehen, unterhielten ſie ſich noch durch Zeichen. Als bald darauf das Haus geöffnet wurde, ſchlich ſich der Baron hinein und auf ſein Zimmer, wo er in großer Bewegung einpackte und ſich ankleidete. Gleich nach eingenommenen Frühſtück verlies er den Ort, wo er aus dem von der Liebe ihm dargereichten Becher der Wolluſt, ſich noch zuletzt berauſcht hatte

nicht ganz ohne Gewiſſensbiſſe und nicht ohne Unruhe über die möglichen Folgen der in dem Schooße ſeines Mädchens genoſſenen ſüſſen Augenblicke. — Von der Bangigkeit und von der Herzensangſt, worin das Fräulein ſeit dieſer Nacht ihre Tage zubrachte, und von den Vorwürfen, womit ſie ſich unabläſſig wegen ihrer Schwäche überhäufte, ſchwieg' ich. —

Durch Beyhülfe der Subrette wurde nun ein Briefwechſel zwiſchen den beyden Liebenden in Gang gebracht. Die erſten Briefe des Fräuleins an den Baron enthielten manchen Vorwurf und nicht wenig Klagen. Am Ende gelang es ihm doch, ſie gänzlich in den Ton der Zärtlichkeit zurückzubringen. Dieſer blieb zwar immer der herrſchende; aber nach einiger Zeit wurden ihre Briefe doch wieder ſehr kläglich, ohne daß ſie, obſchon der Baron ſie auf das zärtlichſte darum anlag, zu bewegen war, ſich über die Veranlaſſung dazu zu erklären.

Dieſer Briefwechſel hatte ein Jahr lang ununterbrochen gedauert, als er auf einmal von Seiten des Fräuleins eingeſtellt wurde. Der Baron ſchrieb zweymal umſonſt, endlich erhielt er ein Schreiben von unbekannter Hand, worin

ihm im Namen der gedachten Kammerfrau gemeldet wurde, daß ſie von ihrer Herrſchaft Befehl habe, keinen Brief mehr von ihm anzunehmen, und daß ſie ſich genöthigt ſähe, alle diejenigen, welche er künftig ſchreiben möchte, unerbrochen zurückzuſenden. Man rieth ihm, um ſeiner und um des Fräuleins Ruhe willen, nicht nach der Urſach zu forſchen. — Einen Brief, den er doch noch abgehen ließ, erhielt er wirklich unentſiegelt zurück.

Da der Baron in der dortigen Gegend keine Korreſpondenz hatte; ſo blieb er einige Jahre in der Ungewißheit. Endlich erfuhr er von einem Landsmanne, welcher durch ſeinen Ort reiſ'te, daß Fräulein von Silberthal ſeit länger als zwey Jahren an einen reichen Grafen verheyrathet ſey, welchen ihre Mutter ihr zum Gemahl aufgezwungen habe, und daß ſie ſich mit demſelben auf deſſen Güthern in S... aufhalte. Nun konnte der Baron ſich ſo ziemlich alles erklären. Weit entfernt indeß, die ihm entriſſene Geliebte der Untreue zu beſchuldigen, vertheidigte er ſie ſogar bey ſich ſelbſt, in der Ueberzeugung, daß ſie bloß als ein Opfer des Hochmuths ihrer fühlloſen Mutter, ihre Hand vergeben ha-

be

be und bedauerte herzlich ihr Schickſal. Er gelobte ihr in ſeinem Herzen, nie der Gatte eines andern Weibes zu werden und hielt dieſes Gelübd, das ſo oft gebrochen wird.

Drey und ſechzigſtes Kapitel.

Nach der Melodie: „Freut euch des Lebens" ꝛc.

Nach Verlauf von ohngefähr funfzehn Jahren, las der Baron Silberthal einsmals in der Zeitung, daß eine Gräfin M. . . geborne Baronin von Silberthal, den Tod ihres Mannes, den Freunden und Verwandten notificirte. Die Uebereinſtimmung des Taufnamens ſo wie des Familiennamens, lies ihn keinen Augenblick zweifeln, daß die Wittbe, welche dieſe Anzeige hatte einrücken laſſen, ſeine ihm geraubte Geliebte ſey. Alte Liebe roſtet nicht, ſagt man. Der Entſchluß, nach S. . . zu reiſen und ſie zu beſuchen, um ſie — zu tröſten, ſtand bald feſt und wurd' unverzüglich ausgeführt.

Er legte ſich vor der Hand in einem von dem Landſitze der Gräfin wenig entfernten Städtchen auf Kundſchaft. Alles, was er in Anſehung derſelben vernahm, war von der Art, um eine durch die Hofnung wieder erweckte Neigung mit neuem Feuer zu beleben. Jederman rühmte die Schönheit der jungen Wittbe, die damals nicht über vier und dreyßig Jahr alt war. Jederman kam darinn überein, ihr das Lob eines exemplariſchen Betragens während einer Ehe zu geben, in welcher ſie gar nicht glücklich geweſen war, da man ihren verſtorbnen Gemahl allgemein als einen brütalen Menſchen ſchilderte. Sie hatte keine Kinder gehabt, und der Graf, vielleicht, um das ihr verurſachte Leiden zu vergüten, hatte ſie zur Erbin ſeines ganzen, ſehr beträchtlichen Allodialvermögens eingeſetzt. — Was ihm auch beſonders freute, war, zu vernehmen, daß die alte Baronin, die Mutter der Wittbe, verſtorben und dieſe daher einzige Gebieterin über ihre Perſon ſey.

Er beſchloß nun, von verliebter Sehnſucht getrieben, die abgeriſſene Verbindung wieder anzuknüpfen. Um ſeiner Ungeduld ein leichter Spiel zu machen und ihr nicht Zeit zu laſſen,

ſich hinter das Ceremoniel zu verſtecken, welche der einer Wittbe vorgeſchriebne Wohlſtand und gewiſſe andre Rückſichten und weibliche Bedenklichkeiten zu beobachten, ſie bewegen könnten, fand er fürs Beſte, ſie zu überraſchen. — Eines Morgens fuhr er alſo nach der Gräfin Landſitz und lies ſich unter einem angenommenen Namen, als ein Landsmann bey ihr melden. Er ward angenommen. —

Ich verſuche nicht, die Regungen zu ſchildern, welche die Gräfin empfand, als ſie in dem vorgeblichen Fremden, den ihrem Herzen immer noch ſo werthen Baron, ſogleich erkannte. Er warf ſich ihr zu Füſſen und ſchwor, nicht eher aufzuſtehen, als bis er aus ihrem Munde vernommen, wie ſie gegen ihn geſinnt wäre. Sie hob ihn zärtlich auf und geſtand ihm, daß ſein Bild nie aus ihrem Herzen gewichen ſey, und daß, wenn er ihr nicht zuvorgekommen wäre, ſie ihm aus einem noch wichtigern Grunde, als dem Intereſſe ihrer Neigung, nach Verlauf des Witbenjahres, ihre Hand würde ſelbſt angeboten haben. — Theils, um ſich wegen ihres vormaligen Betragens zu rechtfertigen; theils, um dem Baron ein Geheimniß mitzutheilen, das ſie ihm

nun nicht länger vorenthalten wollte, zögerte ſie nicht, ihm von dem, was ſeit ihrer Trennung mit ihr ſich zugetragen hatte, Nachricht zu ertheilen. Wir wollen ihre Erzehlung hier im Auszug liefern.

Die Urſach, warum ihre letztern Briefe an den Baron, in einem ſo kläglichen Ton abgefaßt geweſen, war keine andre, als die Entdeckung, daß die dem Geliebten bey jener nächtlichen Zuſammenkunft verſtatteten Gunſtbezeugungen Folgen hatten, die ſie mit dem Verluſt ihres guten Namens und mit dem ſchrecklichſten Zorne ihrer Mutter bedrohten. Eine gewiſſe Schaamhaftigkeit erlaubte ihr nicht dem Baron den Zuſtand zu entdecken, worinn er ſie verſetzt hatte. Nachdem ſie lange genug in der Stille gelitten, und ſich mit den fürchterlichſten Vorſtellungen herumgetragen hatte, ſah ſie endlich keinen andern Ausweg, als ſich ihrer alten Zofe, der Vertrauten jenes nächtlichen Beſuchs, zu offenbaren und ſich bey ihr Raths zu erholen. Dieſe erſchrak höchlich über eine ſolche Mittheilung. Ihr eignes Intereſſe ſowohl, als die Liebe für ihre junge Herrſchaft, nöthigte ſie indeß, auf Hülfsmittel wider das Uebel zu denken.

Die Berechnung, wenn der kleine Verräther des Genuſſes, der einem Mädchen verbotenen Frucht, zur Welt kommen ſollte, koſtete eben nicht viel Kopfbrechens, weil man über die Zeit der Konzeption nicht zweifelhaft war, und man zu der mehrerwehnten Nacht nur addiren durfte. Zufolge dieſes unfehlbaren Kalkuls, hatte das Fräulein nur noch zwey Monath bis zu ihrer Entbindung. Es war ein großes Glück, daß zu der Zeit eben die Poſchen und die Buffanten Mode waren, wodurch ihr die Verheimlichung ihres Zuſtandes ſehr erleichtert wurde. Die Vertraute ſprach ihr immer Muth ein, ob ſie ſchon ſelbſt noch nicht wußte, wie Alles anzuſtellen ſey, damit die Sache unentdeckt bliebe. Das Kind, wenn es einmal zur Welt war, in Sicherheit zu bringen, dafür wußte ſie Rath; aber — wie man alles Vorhergehende der Mutter verbergen wolle, das mußte größtentheils dem Zufall und der klugen Benutzung der zufälligen Umſtände überlaſſen werden.

Wenn indeß eine Sache gut gehen ſoll, muß ſich Alles dazu ſchicken. Der Fehltritt des Fräuleins von Silberthal war einmal beſtimmt, hinter dem Vorhange zu bleiben: es mußte alſo Al=

les dazu beytragen. Nicht genug, daß, um ihr behülflich zu ſeyn ihre ungewöhnliche Korpulenz zu verbergen, eine Dame, die hochhüftig war, die Poſchen und eine Andre, die ſich vielleicht in derſelben Verlegenheit, als das Fräulein, befand, die Buffanten en voque hatte bringen müſſen; ſondern, es trug ſich auch der ſehr glückliche Zufall zu, daß die alte Baronin vier Wochen vor dem auskalkulirten Entbindungstermin ſehr krank wurde. Dieſe Krankheit zur rechten Zeit, machte es dem Fräulein leicht, ſich ebenfalls krank zu ſtellen, weil ſie nun von den forſchenden Beſuchen der Mutter geſichert war. So lief Alles nach Wunſch ab. Die Niederkunft erfolgte auf den Tag, da man ſie erwartet hatte. Alles gieng auf das geheimſte und auf die glücklichſte Art von der Welt, von ſtatten. Am andern Tage konnte die Wöchnerin ſchon ohne Beſchwerde auſſer dem Bette bleiben. In vierzehn Tagen, hatte ſie ſchon wieder ein ſo blühendes Anſeben, daß auch der beſte Kenner dadurch hätte hintergangen werden können, ſie für eine noch unberührte Roſe zu halten.

Das Kind hatte die treue Duegna unmittelbar nach der Geburt an eine ihrer Schweſtern

übergeben, welche eben auch einen Säugling an der Bruſt hatte, und die abgeredetermaaßen aus ihrer Heymath hierher gekommen war, um das Neugebohrne in Empfang zu nehmen. Dieſe beförderte das kleine Mädchen — das war es, dieſes Kind der Liebe — nach einer zehn Meilen davon entlegnen Stadt und ſetzte es im dortigen Findelhauſe ab. Was weiter mit der Kleinen vorgegangen, belieben die Leſer nur unter der Rubrik Sophie nachzuleſen.

Kaum war das Fräulein von dieſer drückenden Laſt befreyt, als ein andres Ungewitter über ihr zuſammenzog, dem ſie aber nicht ſo gut entgieng, als den ſonſt ſo gewöhnlichen Folgen des unbefugten Mutterwerdens. — Die Baronin genaß faſt mit ihrer Tochter zugleich. Bald nach ihrer Wiederherſtellung beſchloß ſie, mit dem Fräulein eine Reiſe nach der Reſidenz zu machen, um dort dieſelbe unter die Haube zu bringen. Da geſchah es nun, daß ſie das Unglück hatte, auf das Herz des Grafen M. . . Eindruck zu machen. Dieſer, ohne ſich ſehr darum zu bekümmern, ob auch die Geliebte ſeinen Wünſchen beyſtimmen möchte, wendete ſich alsbald an die Mutter, und als ein reicher Graf, hatte er

nicht die geringſte Mühe ihr Jawort zu erhalten.

Die Baronin ſchob es nicht auf, der Tochter in Beyſeyn des Grafen von dieſer Vergebung ihrer Hand Nachricht zu ertheilen. Das arme Fräulein kam einer Ohnmacht nahe, und ihr Stillſchweigen, eine Folge ihres Zuſtandes, wurde von dem brütalen Liebhaber für eine Erklärung ihrer Einwilligung angenommen. Als er auf die Bitte der Mutter, welche ihre Tochter ſelbſt ſehr übel fand, ſich für dasmal bald entfernte, verſicherte er, daß er als der glücklichſte Sterbliche weggehe.

Sobald das unglückliche Fräulein der Sprache wieder mächtig ward, warf ſie ſich der Baronin zu Füſſen und beſchwor ſie auf die rührendſte Weiſe, ſie doch nicht durch eine ſo ſchreckliche Beſtimmung, als die es ſey, die Gattin des Grafen M... zu werden, im höchſten Grade elend zu machen. Die Mutter, anſtatt ſich erweichen zu laſſen, gebot ihr mit Härte Stillſchweigen und Gehorſam. Dennoch lies das Fräulein es bey dieſem Verſuche nicht bewenden. Sie machte deren noch verſchiedene, um das ihr drohende Schickſal von ſich abzuwenden; allein ihr Bitten

ihr Flehen, ihre Thränen, Alles war umſonſt. Die fühlloſe Baronin blieb unerbittlich. Der Tag der Vermählung wurde angeſetzt und erſchien endlich. Unter den fürchterlichſten Drohungen ward das arme, ſich weigernde Schlachtopfer von der Mutter ſelbſt zum Altar geſchleppt, wo ſie ein Gelübd ſchwören mußte, dem ihr Herz ſchnurſtracks widerſprach.

Je größer der Widerwille geweſen war, mit welchem ſie dem Grafen ihre Hand gegeben hatte; um ſo rühmlicher war das Betragen, welches ſie beobachtete, ſobald ſie deſſen Gattin war. Sie verſchloß ihren Gram in ihr Innerſtes und lebte ganz der Pflicht einer guten Frau. Das erſte Opfer, welches ſie derſelben brachte, war die Aufhebung des Briefwechſels mit dem Baron, dem ſie aus Urſachen, die man leicht einſehen kann, ihre Verheyrathung ſo lange als möglich geheim zu halten wünſchte. Ehe ſie mit ihrem Gemahl auf deſſen Güther nach S... reiſ'te, ſandte ſie ihre Getreue heimlich nach dem Findelhauſe, um unter der Hand Erkundigung von ihrem Kinde einzuziehen. Die angenehme Nachricht, daß die Kleine von dem wohlthätigen Ehrlichheim aufgenommen worden ſey, trug vieles

dazu bey, ihre Standhaftigkeit bey ſo manchem Leiden ihres Eheſtandes zu unterſtützen. Sie war anfänglich Willens geweſen, dem Baron von dem Daſeyn einer Frucht ihrer Liebe, Nachricht zu geben, da ſie aber bey der nicht allzuſtarken Geſundheit ihres Gemahls, der überdies dem Bachus fleiſſig opferte, erwarten konnte, daß ſie in dieſer traurigen Ehe nicht alt werden würde und ſie dazu ihre Tochter ſo gut verſorgt wußte; ſo verſchob ſie jene Entdeckung bis zu einem Zeitpunkt, den ſie näher glaubte, als er wirklich war.

Das wäre ſo das Weſentlichſte von demjenigen, was die Gräfin dem Baron mittheilte. Dieſer fühlte ſich nun doppelt glücklich in dem ihm ſo neuem Gefühl, Vater — und zwar ſogleich Vater einer erwachſenen Tochter zu ſeyn. Er lag die Gräfin nun aus einem zweyfachen Beweggrund an, ihr beyderſeitiges Glück um eines eiteln Wohlſtandes halben, nicht länger zu verſchieben. Die Vorſtellung, daß ſie ihre Tochter nicht eher mit Anſtand in ihre Arme ſchlieſſen könnten, als bis ſie ſich vermählt hätten, gab endlich dem Entſchluſſe der Gräfin den Ausſchlag. Sie lies ſich ihren lieben Baron ganz in der Stil-

le antrauen und reiſ'te darauf mit demſelben auf ein Guth, von welchem ſie nach dem Tode ihrer Mutter Beſitzerin war. Sobald ſie daſelbſt angelangt waren, nahm der Baron unmittelbar ſeinen Weg zu dem braven Ehrlichheim, wo wir denn von ſeiner Ankunft ſchon gehört haben.

Vier und ſechzigſtes Kapitel.

Auch das Rundmannſche Ehepaar kommt wieder zum Vorſchein.

So war denn das arme Findelkind Sophie auf einmal ein gnädiges Fräulein und die Tochter vornehmer und reicher Aeltern geworden. Ich ſage, reicher Aeltern: denn ihr Vater war das dermalen ſowohl als die Mutter. — Nachdem ſein Protektor, der Erbprinz, zur Regierung gekommen war, hatte er ſich ſchnell bis zum Präſidenten empor geſchwungen, und des Fürſten Freygebigkeit machte ihn auch bald zum bemittelten Manne. Und ſelbſt dabey lies es ſein Schickſal, das ſich wieder völlig mit ihm ausgeſöhnt hatte, nicht bewenden. Derjenige, an welchen

ſein Vater jenen Prozeß verlohren hatte, der ihn um ſein ganzes Vermögen brachte, ſtarb unbeerbt und hatte, als er ſchon auf dem Sterbebette lag, den ſehr billigen Einfall, den Baron, mit welchem er überdies weitläuftig verwandt war, zum Univerſalerben ſeines ſehr großen Vermögens einzuſetzen; wodurch derſelbe ein ſteinreicher Mann wurde.

Die reizende Sophie ſchmeckte in ſeiner ganzen Fülle das ſo längſt gewünſchte und ſo lang entbehrte Glück, einen Vater und eine Mutter zu haben. Daß ihre Aeltern vornehm und reich waren, daran dachte ſie am wenigſten, und wir ſind von dieſem vortreflichen Mädchen ganz überzeugt, daß ſie den Vaternamen mit eben ſolcher Wonne würde ausgeſprochen haben, wenn auch ein Taglöhner ſich als den Urheber ihres Lebens legitimirt hätte. Man kann ſich keine zärtlichere Tochter denken, als unſere Sophie es war. Dabey vernachläſſigte ſie aber keinesweges ihren würdigen Pflegvater, den edlen Ehrlichheim, der, wenn man es richtig nimmt, noch mehr, als ihr rechter Vater für ſie gethan hatte. Ihr Herz war, ſo zu ſagen, zwiſchen Beyden getheilt. Auch die Freundſchaft gegen

Leonoren durfte durch das ihr ſo neue Gefühl der kindlichen Liebe, nichts verliehren. Sie wußte alle zu befriedigen. Ihr Glück hatte die Geſichter ihrer Freunde wieder aufgeheitert, und ſelbſt Leonore ſchien es auf einige Zeit vergeſſen zu haben, daß ſie nicht glücklich war.

Der Oberſte konnte ſich das Vergnügen nicht verſagen, den Hochmuth ſeiner theuern Schweſter, der Madam Rundmann, von Sophiens Glück im Triumph aufführen zu laſſen. Dieſe Genugthuung wollte er dem guten Mädchen für alle Demüthigungen geben, welche ſie ſo vielfältig von dieſer Dame mit bewundernswerther Sanftmuth erduldet hatte. Auf ſein Veranſtalten, war die mit Sophien ſich ereignete Verändrung auſſer den Schloßmauern noch ein Geheimniß. Den zweyten Tag nach des Barons Ankunft, der ein Sonntag war, lies der Oberſte dann die Rundmannſche Familie aufs Schloß einladen. Sophie mußte ſich aufs prächtigſte ankleiden und einen koſtbaren Schmuck anlegen, welchen ihr Vater ihr mitgebracht hatte. — Schon dieſer elegante Putz machte bey der Frau Magiſtern eine lebhafte Senſation, auch verwies ſie es ihren Zutritsdamen in ihrem Her=

zen, daß ſie ſie nicht von der Anweſenheit des fremden Herrn benachrichtigt hatten, welchen ſie hier antraf. Als aber der Oberſte beym Setzen Sophien die Oberſtelle über ſeine Schweſter einnehmen lies, welches das demüthige Mädchen auf ausdrückliche Anordnung ihres Pflegvaters geſchehen laſſen mußte, ſchwoll Madam Rundmann der Kamm auſſerordentlich. Hätte die Gegenwart des Barons ihrem Unwillen nicht einen Kapzaum angelegt, ſie hätte ihn gewiß auf der Stelle ausbrechen laſſen. Indeß blieb ſie doch nicht ſoviel Herr über ſich, daß ihre Blicke nicht zu Verräthern ihres Innern geworden wären. Ihre Augen rollten recht fürchterlich auf ihrem Bruder und auf Sophien herum. —

Nachdem der Oberſte ſie eine Weile den Regungen ihres Grimmes zum Raube gelaſſen, ſtellte er ihr dann den Baron als Sophiens Vater vor; indem er dieſe verſpätete Eröfnung damit entſchuldigte, daß er ſie, bekannt mit der herzlichen Theilnahme, welche ſie ſtets dieſem lieben Mädchen gezeigt habe, mit einer ſo angenehmen Neuigkeit recht hätte überraſchen wollen. Das war ja wohl Perſiflage! — Es wür-

de ſchwer fallen, den Zuſtand zu ſchildern, wor⸗ein die Frau Magiſtern durch dieſe Nachricht ver⸗ſetzt wurde. Alle ihre uns bekannten Eigenſchaf⸗ten, ſpielten nach der Reihe ihre Rolle. Neid und Mißgunſt, hatten ſehr viel zu ſprechen, und zu⸗letzt blieb der Haß, mit welchem ſie ſo gern die⸗jenigen belegte, die ſie glücklicher als ſich ſelbſt hielt, allein auf der Bühne. Es koſtete ihr eine unverkennbare Gewalt, um etwas hervorzubrin⸗gen, das einem Glückwunſche ähnlich ſah, und es war einmal der ſeltne Fall, daß ihr Rund⸗männchen ihr durch eine gar wohlgeſetzte Gra⸗tulation aus der Noth helfen konnte. Da ſie's am Ende nicht auszuhalten vermochte, die vor⸗mals von ihr ſo oft verächtlich behandelte So⸗phie über ſich zu ſehen, mußte ihr eine Uebel⸗keit zu Gebote ſtehen, die ihr zum Vorwande diente, ſich bald nach dem Kaffee wegzubegeben, welches dem Herrn Magiſter, der im Vorbey⸗gehen ein paar Faſanen hatte ſpicken ſehen, und der ſeine theure Hälfte zu begleiten, nicht entü⸗brigt ſeyn konnte, ganz und gar nicht gelegen war.

Sämtliche Freunde betrübten ſich gar nicht über dieſen Abſchied. Sie konnten ſich dieſen

Abend nun recht ungeſtöhrt genießen: ein Genuß, der dieſen guten Seelen, die ſich ſo herzlich unter einander liebten, auſſerordentlich koſtbar war. Sie befanden ſich immer auf einem Häufchen, und in ihrem kleinen Kreiſe gaben Traulichkeit und Vergnügen den Ton an. — Aber ach!

— „Hätten nur des armen Lebens Tage
Nicht Trennungen! — — — — —“

Auch unſern Freunden in Floßberg ſtand dieſe Prüfung bevor. — Der Baron, ſo wohl ihm hier war, konnte ſich nicht entſchlieſſen, ſeiner Gemahlin länger das Vergnügen zu entziehen, ihre Tochter zu umarmen. Gewiſſermaaſſen ungern, erklärte er alſo nach einem Aufenthalt von acht Tagen, daß er auf ſeine Rückreiſe zu denken, genöthiget ſey. So herzlich man von Ehrlichheimſcher Seite ein längeres Hierbleiben gewünſcht hätte; ſo lies ſich doch nicht wohl etwas wider die Gründe einwenden, welche den Baron beſtimmten, ſeine Freunde zu verlaſſen.

Sophie befand ſich in einem Mittelzuſtande zwiſchen freudigen Erwarten und zwiſchen Betrübniß; zwiſchen der Erwartung, eine Mutter kennen zu lernen, und zwiſchen der Betrüb-

niß

niß, ſich von zwey Perſonen zu trennen, die ihr bisher die liebſten auf der Welt geweſen waren. — Leonore, die nicht für das, was ſie verliehren ſollte, den Erſatz vor ſich ſah, den ihre Freundin zu hoffen hatte, war ganz untröſtlich. Selbſt dem Oberſten wollte es gar nicht recht in den Kopf, daß ihm ſeine liebe Sophie entriſſen werden ſollte, und daß ſeine Tochter, dieſer ihr ſo werthen Geſellſchafterin beraubt, nun ihrem Mißmuthe gänzlich überlaſſen bleiben würde.

Wir wollen, um den gefühlvollen Theil unſrer Leſer zu ſchonen, die Scene des Abſchiedes, der auf allen Seiten äuſſerſt traurig war, nicht ſchildern. Genug, an dem zur Abfarth beſtimmten Tage, reiſ'te der Baron mit Sophien von dannen und ließen den Oberſten grämlich und Leonoren troſtlos auf ihrem einſamen Landſitze zurück.

Fünf und ſechzigſtes Kapitel.

Welches den Verfaſſer mit manchem Leſer wieder ausſöhnen wird.

Es iſt endlich wohl Zeit, wieder zu dem armen Fahrmann zurück zukehren, den wir in einer Situation verlaſſen haben, welche gewiß als die ſchrecklichſte anzuſehen iſt, worein derſelbe gerathen konnte. — Man denke ſich ihn mit ſeinen regen Ehrgefühl oder als einen Solchen, der von Jugend auf im weichem Schooße des Glücks geſeſſen hat; ſo mußte ihn auf einer Seite das Schändliche und auf der andern, das Schmerzhafte der Leibesſtrafe, die man ihn bereitete, gleich fürchterlich ſeyn, gleich ſtark in Verzweiflung ſetzen. — Gewiß er verdient Mitleid! und was ihn deſſelben doppelt würdig macht, iſt, daß er um einer edlen Handlung willen, in dieſen grauſamen Zuſtand gerieth: denn, edel war es ja wohl zu nennen, daß er, trotz der ihm bekannten Gefahr, welcher die Verlaſſung ſeines Poſtens ihm ausſetzte, doch nicht unterlies,

der Pflicht der Menſchlichkeit und der Stimme ſeines Herzens Gnüge zu thun! —

Wir ſind überzeugt, daß das ſo herbe Mißgeſchick unſers Freundes einem gewiſſen Theil unſrer Leſer ſehr zu Herzen gegangen iſt. Dieſen gefühlvollen Seelen danken wir im Namen unſers Helden für den gütigen Antheil, deſſen Sie denſelben gewürdigt haben, und zugleich freuen wir uns nicht wenig, daß wir im Stande ſind, jene unangenehme Empfindung — die Folge der theilnehmenden Gutherzigkeit — in Freude zu verwandeln. Weg alſo, mit den ſo unbehaglichen Vorſtellungen! Laſſen Sie dieſe dem Vergnügen weichen, unſern Fahrmann gerettet zu ſehen! — Wir wollen nun hören, wie das zugieng. —

Der Deus ex Machina, der zu ſeiner Rettung ins Mittel trat, war dasjenige Mädchen, welchem er einen ſo wichtigen Dienſt mit Aufopferung ſeiner ſelbſt erzeigt hatte. — Fama, die ſonſt ſo manchen dummen Streich macht; durch ihre Plauderhaftigkeit ſo manches Uebel in der Welt ſtiftet, brachte hier auch einmal was Gutes zuwege. Durch deren Zuthun erfuhr das Mädchen, das Unglück, welches ihrem Erretter

bevorſtand. Das arme, dankbare Geſchöpf gerieth auſſer ſich, lief athemlos zu ihrer Mutter, welche immer noch nicht ganz wohl war, und erzehlte mit vielen Thränen, was ſie vernommen hatte. Dieſe, in der ein nicht minder erkenntliches Herz ſchlug, ſammelte flugs ihre erſchöpften Kräfte und eilte nebſt der Tochter nach des Kommandanten Hauſe, um ſich ihm zu Füſſen zu werfen und Gnade für den verurtheilten Edeln zu erflehen. Sie fanden dieſen Offizier nicht mehr, der ſich ſchon auf den Paradeplatz verfügt hatte. Eilend liefen ſie ihm nach und kamen eben in dem entſcheidenden Augenblick an, in welchem wir unſern Fahrmann am Schluß des ſechzigſten Kapitels verlaſſen haben.

Sie ſtürzten dem Kommandanten zu Füßen. „Gnade, für den Erretter meines Kindes!“ flehte die Mutter. „Erbarmen! Erbarmen, fürden guten, jungen Soldaten, dem ich mein Leben verdanke!“ rief ſchluchſend die Tochter. Der Kommandant nebſt den Offizieren, die ihn umgaben, wurden bey dieſem Anblick nicht wenig frapirt. Das Mädchen benutzte den koſtbaren Augenblick. Sie erzehlte mit einer liebenswürdigen und rührenden Naivete den Vorgang, der ihr den Verurtheilten ſo

werth machte. — Wenn der General auch nur halb ein ſo guter Mann geweſen wäre, als er wirklich war; ſo hätte er durch die herzandringende Beredſamkeit einer achtzehnjährigen Schönheit gerührt werden müſſen. Um ſo mehr machte die Rede des Mädchens bey ſeinem in der That menſchenfreundlichen Herzen, Eindruck auf ihn!

Auf die Vorbitte des Hauptmanns unſers Fahrmanns, hatte derſelbe ſchon beſchloſſen, ihm die Hälfte der zuerkannten Strafe zu ſchenken. Jetzt fand er ſich zur gänzlichen Begnadigung geneigt. Nur erregten einige mit ihm groß gewordne militairiſche Vorurtheile von Nothwendigkeit der Strenge und abſchreckender Beyſpiele, noch ein Bedenken in ihm, welches ſeinem Herzen ſchon einen Zaum anzulegen began, als das Schickſal noch einen andern Vorſprecher herbey führte. —

Die für Fahrmann ſo beſorgte Mutter und Tochter hatten in des Kommandanten Hauſe nicht unterlaſſen, dem neugierigen Hausgeſinde ihr Anbringen in kurzen Worten mitzutheilen. Das Kammermädchen, deſſen kleines Herz dadurch gerührt worden war, hinterbrachte das Gehörte ihrer Dame, einer recht weichen, gefühl=

vollen Seele, welche von ihrem Gemahl angebetet wurde. Sie intereßirte ſich ſogleich für den jungen, edelmüthigen Soldaten von ganzem Herzen und beſchloß, wo möglich deſſen Retterin zu werden. Sie ſchrieb an den General einige Zeilen, mit welchen der Bediente ſich auſſer Athem laufen mußte und eben damit in dem kritiſchen Zeitpunkt ankam. Der Kommandant las:

„Mein Beſter!

Wenn Du Deiner Lucie heut einen recht glücklichen Tag machen willſt, welches Du ja ſo gern thuſt; ſo verzeih dem jungen Soldaten, deſſen edles Herz die Achtung aller Guten verdient. Ich ſchmeichle mich, daß Du mir meine Bitte nicht abſchlagen wirſt, welche mit Deiner ſchönen Seele ſo im Einverſtändniß iſt. In Eile küßt Dich:

Deine Lucie von ***"

Nun war die Begnadigung unſers Fahrmanns entſchieden. So verſchiednen Angriffen auf ſein Herz konnte der Kommandant nicht widerſtehen. „Beruhigt Euch, meine Kinder," ſagte er zu den zwiſchen Furcht und Hofnung ſchwebenden Supplikantinnen: „Eure Bitte iſt gewährt!" — Darauf entwich er ihren Erkenntlichkeitsbezeu-

gungen und gab Befehl: Arreſtanten nach der Wache zurück zu bringen und ihm anzukündigen, daß er ihm, in Rückſicht ſeiner anderweitigen guten Aufführung und um der für ihn eingelegten Vorbitten willen, die Strafe ſchenken wolle. — Eine Stunde darauf, war Fahrmann auf freyen Fuße und begab ſich nach der Kaſerne, wo Fackmanns freudige Umarmung ihn faſt erſtickte.

Was in unſerm Fahrmann in dem Augenblick ſeiner ungehoften Errettung und kurz hernach vorgieng, wag' ich nicht mit Sicherheit zu beſtimmen. Ich ſtell mir ihn beynah in der Lage eines Menſchen vor, der aus einem ſchrecklichen Traume erwacht und ſich nicht gleich beſinnen kann, ob das, was ihm geträumt hat, Wirklichkeit oder Bild der Phantaſie war, und dann erſt nach und nach ſein Bewußtſeyn ſammelt, um ſich zu überzeugen, daß das Uebel, welches ihn ängſtigte, verſchwunden ſey. — Indeß blieben dieſe Begebenheit und die jähling abwechſelnden heftigen Gemüthserſchütterungen, nicht ohne üble Folgen auf die Geſundheit unſers Helden. Er verfiel in eine Art hitziges Fieber, und es hielt ſchwer ihm das Leben zu retten. Erſt nach Verlauf von drey Wochen ward er wieder hergeſtellt. —

Nun ſind ja wohl die werthen Leſer mit dem Verfaſſer zufrieden!

Sechs und ſechzigſtes Kapitel.

Enthält etwas Altes und etwas Neues: wie man's nimmt!

Sobald Fahrmann wieder ausgieng, trieb ihn ſein dankbares Herz zu den beyden guten Frauenzimmern hin, welche ſich für ſeine Befreyung von der ſchrecklichen Spiesruthenſtrafe, ſo warm verwendet hatten. Da entſtand nun ein recht rührender Streit, wer einander am meiſten ſchuldig ſey. Die Mutter nannte ihn den Erhalter ihrer lieben Röſe; die Tochter dankte ihm für die Errettung aus den ehrenräuberiſchen Klauen eines Böſewichts; Fahrmann betrachtete die für ihn eingelegte Vorbitte als einen weit wichtigern Dienſt. — Wir wollen darüber nicht entſcheiden, ſondern es den guten Leutchen überlaſſen, ſich deshalb zu vergleichen. — Von dieſem Tage an, verſtrich beynah keiner, daß unſer Freund nicht bey der Wittbe vorſprach,

wo er allezeit herzlich willkommen war, und wir werden ſogleich Gelegenheit erhalten, von dieſen Beſuchen Mehreres zu ſagen.

Dem Kommandanten machte er zwar auch ſeine Dankſagung bey einer Veranlaſſung, die derſelbe ihm ſelbſt gab: allein dieſe gieng ihm doch nicht ſo glatt, ſo warm vom Herzen, als er ſonſt für empfangenes Gute zu danken pflegte; weil er die Befreyung von der ihm zuerkannten Strafe mehr als eine Handlung einer ihm ſchuldigen Gerechtigkeit, als wie eine Wohlthat anſah. — Ueberhaupt hatte der ganze Vorgang ihm den Militairſtand nur verhaßter gemacht. Das Schreckliche der Strafe, welcher er ſo nahe geweſen war, hatte einen unverlöſchlichen Eindruck auf ihn zurückgelaſſen, und der Gedanke, daß er bey aller möglichen Vorſicht, bey allem Beſtreben, ſich vor Vergehungen zu hüten, doch nie geſichert ſey, nochmals an den Abgrund zu gerathen, an deſſen Rande eine ſchützende Macht ihm noch die Retterhand gereicht hatte: raubte ihm für die ganze Dauer ſeiner dermaligen Laufbahn diejenige Ruhe des Gemüths, ohne welche der Menſch nie glücklich ſeyn kann. Die Furcht, auf dieſe oder jene Weiſe in ein neues Unglück

verwickelt zu werden, ſtand jeden Morgen mit ihm auf, und oft quälten ihn ängſtliche Träume, während welchen er ſich nicht ſelten in der furchtbaren Gaſſe befand. Der Wunſch, aus einer Lage befreyt zu werden, die auf allen Seiten ſo viel Unangenehmes für ihn hatte, ward immer reger in ihm, und er unterhielt ſich darüber manche Stunde mit ſeinem Freund Fackmann, der des Soldatenlebens nicht minder überdrüſſig war. Indeß blieb es vor der Hand bey bloßer Mittheilung ihres Mißvergnügens und ihrer Wünſche.

Was unſern Fahrmann auch nicht wenig beunruhigte, war die gänzliche Unwiſſenheit, in welcher er in Anſehung ſeiner Aeltern und der ihm ſo werthen Perſonen in Floßberg lebte; welche ihm durch die Unmöglichkeit ſich aus derſelben zu reißen, nur noch heftiger zu Herzen drang. Sein Kummer begleitete ihn auf allen Schritten. Zuweilen gieng er Stunden lang als ein Träumender umher. Nirgend ſah er einen Ausweg, ſich aus dem, ihm ſo läſtigen Joche zu befreyen, noch ſeinen vielfältigen Wünſchen Genüge zu leiſten. Selbſt der entzückende Frühling, welcher nun mit ſeinen mannigfachen Reitzen eingetreten war, vermehrte ſeine Unluſt. Er nährte eine

verſtärkte Sehnſucht nach Freyheit und nach Genuß in ihm, die immer unbefriedigt blieb.

Um ſeinem Mißmuthe zu entfliehen, welcher ihn gleich einer Furie verfolgte, gieng er auf wiederholtes Einladen der guten Wittbe, welche eine recht mütterliche Liebe zu ihm gefaßt hatte, denn zuweilen in deren Haus, beſonders, wenn Dienſtgeſchäfte ſeinen Freund Hackmann von ihm entfernten, und vergaß ſich da manche Stunde lang.

Da wir von der Wittbe und ihrer Tochter nun ſchon ſo manchmal geſprochen haben und wir auch vielleicht noch künftig Gelegenheit erhalten möchten, dieſer Perſonen zu erwähnen; ſo lohnt ſich's ja wohl, ſelbige ein Wenig näher kennen zu lernen.

Der Mann der wackern Frau, war ein Mautbeamter geweſen und hatte, da er zu ehrlich dachte, um ſich gleich ſeinen Mitbrüdern, bey einem geringen Gehalt zu bereichern, ſeine Wittbe mit einer unerzognen Tochter in Dürftigkeit hinterlaſſen. Zum Glück für die arme Frau, hatte ſie einen Bruder in W. . . welcher dort in einem anſehnlichen Poſten ſtand, und der zu geitzig, ſelbſt etwas für ſeine Schweſter zu thun, ihr eine klei-

ne Penſion auswirkte. Von dieſer und ihrer fleißigen Hand lebte ſie in der Stille und erzog mit mütterlicher Sorgfalt eine Tochter, die ſie auſſerordentlich liebte und die auch ein recht braves Mädchen wurde, welches ſeine Mutter ehrte, ihr fleißig arbeiten half und ſich in ihrem kleinen Kreiſe jedes Menſchen Achtung erwarb. Dabey war Röschen eine ſehr hübſche Brüne von einem ſich auszeichnenden Wuchſe, obwohl die kluge Mutter dieſe von der Natur erhaltnen Vorzüge weniger ſchätzte, als die ſchönen Eigenſchaften ihres Herzens und ihr gehorſames, ſanftmüthiges Betragen. Bey der Eingezogenheit, in welcher dieſelbe von Jugend auf gelebt hatte, blieb ſie die Unſchuld ſelbſt, und man kann ſagen, daß ſie das argloſeſte Geſchöpf von der Welt war.

Unſer Fahrmann fand an dem Umgange mit dieſen gutgearteten Frauenzimmern bald ſo viel Vergnügen, daß er beynah keinen Tag mehr aus ihrem Hauſe bleiben konnte. Er war von denſelben nicht minder wohlgelitten, welches bey ſeiner ehrlichen Seele, die man gleich auf ſeiner Stirn las und bey dem ihnen geleiſteten wichtigen Dienſte, ja wohl kein Wunder war. —

Mutter und Tochter ſtanden in einem zu guten Rufe und waren zu allgemein geſchätzt, als daß die giftige Zunge der Mediſance wegen der öftern Beſuche des jungen Soldaten ihnen hätte etwas anhaben können. Zudem wußte man ja, welche Verbindlichkeiten von beyden Seiten obwalteten, um dieſen Umgang zu rechtfertigen. —

„Nun, da wird gewiß wieder eine Liebesgeſchichte heraus kommen!“

Sie haben recht, mein werther Herr! und ich muß geſtehen, es macht ihrem Scharfblick Ehre, daß Sie mir ſo Alles vor der Feder wegerrathen können! — — Ja, mit der Zeit miſchte ſich auch der kleine — zwar oft aber nicht allezeit — blinde Knabe, der ſo gern ſein allerliebſtes Stumpfnäschen überall hinſteckt, wo junge Leute beyſammen ſind, mit ein. Röschen empfand zuerſt eine mehr als freundſchaftliche Wärme für unſern Helden, welche von Tage zu Tage, einen höhern Grad erreichte. Bey der Meynung, daß ſie einem Mann, dem ſie ſo viel verdankte und der ſich übrigens ſo viel Anſprüche auf ihre und ihrer Mutter Achtung erwarb, nicht zu ſehr ſchätzen könne, und dazu, ſo unſchuldig und ſo unerfahren, wie ſie war, that ſie dem

Anwachſen einer Neigung keinen Einhalt, deren Gefährliches ſie nicht kannte. Sie machte den — im Grunde nicht allzugroßen — Schritt, von der mit Dankbarkeit vereinten Freundſchaft zur Liebe, in kurzer Zeit — Anfänglich ſah ſie Fahrmann gern kommen. Nach und nach fieng ſie an, ſich nach deſſen Beſuchen zu ſehnen. Am Ende wurd' ihr ſeine Gegenwart unentbehrlich, und eine, einmal ungewöhnlich längre Abweſenheit, konnte ſie durchaus verſtimmen. War er bey ihr, ſo hieng ihr Auge mit Wonne an ihm. Gieng er weg, ſo folgte ihre Seele ihm nach. —

Fahrmann war nicht mehr ſo ganz unerfahren, als daß er nicht mit der Zeit dasjenige hätte bemerken ſollen, was in dem Mädchen vorgieng. Im Grunde verrieth das keinen auſſerordentlichen Scharfblick, da das unſchuldige Geſchöpf eben ſo wenig die Verſtellung als dasjenige kannte, was ihr Herz für Fahrmann fühlte. — Sich von einem liebenswürdigen Mädchen geliebt zu wiſſen, iſt eine durch mächtige Gründe unterſtützte Aufforderung zur Gegenliebe. — Die Eitelkeit, die ſich dadurch gar höchlich geſchmeichelt findet, bietet die Erkenntlichkeit auf, welche denn nicht anſteht, das Ihrige beyzutragen,

um den Kreditor zu befriedigen. Die Fahrmannſche Erkenntlichkeit beſonders, konnte keine Schulden leiden. Sie zahlte gern Kapital und Zinnſen. — In der That, es dauerte nicht lange, ſo ſtand ſein Herz in lichterlohen Liebesflammen, und Röschen war ſein einziger Gedanke und der demſelben nächſte, ihr ſeine Gefühle zu entdecken: wozu ſich aber bey der ſteten Gegenwart der Mutter, die Gelegenheit nicht leicht finden lies. —

Sieben und ſechzigſtes Kapitel.

Ein Todesfall. — Fahrmann entſchließt ſich zu einer zweyten Ausfarth.

In dieſer Lage waren einige Wochen verſtrichen, als Röschens Mutter, welche immer ſich noch nicht ganz wohl befunden hatte, eines Morgens plötzlich von neuem kränker wurde. Fahrmann, der den Tag eben auf die Wache kam; hätte ſich gern davon losgemacht, wenn es nicht zu ſpät geweſen wäre. Kaum war er am folgenden Vormittag frey, als er nach dem Hauſe der Wittbe

eilte. Röschen öfnete ihm, mit dicken rothverweinten Augen die Thüre und konnte ihm für Schluchſen auf ſein Befragen nach ihrer Mutter Befinden, keinen Beſcheid geben. Stillſchweigend führte ſie ihn ans Krankenbette, wo er mit äuſſerſten Erſchrecken die Wittbe ſchwer athmend und mit gebrochnen Augen fand. Sie reichte ihm die matte Hand und drückte ihm ſchwach die Seinige; zu ſprechen vermochte ſie aber nicht.

Eben trat der Arzt ins Zimmer. Fahrmann beobachtete ſein Geſicht und bemerkte, daß er, nachdem er die Kranke geſehen und ihren Puls gefühlt hatte, bedenklich den Kopf ſchüttelte. Er lies ſich aber nicht aus, verſchrieb ein Recept und wollte ſich entfernen. An der Thüre beſchwor ihn Röschen, ihr zu ſagen, was er von ihrer Mutter Umſtände denke. Man müſſe die Hofnung nicht ſinken laſſen, antwortete er, und darauf eilte er davon. Indeß das Mädchen dem Doktor das Geleit gab, richtete die Kranke auf Fahrmann einen Blick, der ihn ans Herz drang, darauf wies ſie nach ihrer Tochter, kehrte die gebrochnen Augen beweglich gen Himmel und rang die Hände. Gleich darauf, eben als Röschen wieder herein trat, zuckte ſie ein paarmal

mal mit dem Munde, ſchnapte nach Luft und — war verſchieden. — Die Tochter wurd' es ſelbſt gewahr, denn Fahrmann, der immer noch am Bette ſtand, hatte nicht das Vermögen, ihr von dem Zuſtande ihrer Mutter Nachricht zu geben. Mit einem lauten Wehegeſchrey ſtürzte ſie auf dem entſeelten Körper, und als ſie deſſen Lebloſigkeit bemerkte, ſchrie ſie: „Jeſus! Marie! meine Mutter! „und ohnmächtig ſank ſie neben der Leiche hin.

Hier hatte unſer Held nun alle Hände voll zu thun. Röschens Zuſtand gab ihm ſeine Beſinnungskraft wieder, welche der Schreck über den jählingen Todesfall einer von ihm ſo geſchätzten Perſon, auf einen Augenblick unwirkſam gemacht hatte. Nach einigen Bemühungen gelang es ihm, das arme Mädchen dem Leben und dem Gefühl ihres Unglücks wieder zu geben. Wir enthalten uns, dieſe Jammerſcene auszumalen, aus mehr als einem Grunde.

Fahrmann betrug ſich ganz ſeinem Herzen gemäß. Er tröſtete, ſorgte für Alles, machte die Anſtalten zum Begräbniſſe, ſchafte die Trauer herbey, und ſelbſt die erforderlichen Koſten ſchoß er von ſeinem Erſparten her, weil die hülfloſe Waiſe keinen Gulden im Vermögen hatte. Als die Verſtorbne unter der Erde war, ſetzte er ſeine Beſuche wie gewöhnlich fort, und trug dadurch nicht wenig zur Aufrichtung der Schönen bey. Aber nun, wetzte die Hyäne Mediſance, ihren mörderiſchen Zahn, mit welchem ſie Ruf und guten Namen ohn' Erbarmen zerfleiſcht. Durch

ihr Zuthun wurd' es bald dem armen Röschen aufs übelſte ausgelegt, daß ſie Fahrmanns täglichen Zuſpruch annahm. Als derſelbe einsmals zu ihr kam, gewahrte er, daß ſie geweint hatte und ihm ſolches zu verbergen ſuchte.

Er. Haben Sie ſchon wieder Ihr Verſprechen gebrochen, Röschen! Ihr Auge verräth, daß Sie einmal wieder geweint haben. —

Sie. Ach!

Er. Ich ehre Ihren Schmerz, der ſo gerecht iſt; aber — er muß ſeine Grenzen haben! Weder durch Thränen, noch durch tödtenden Gram entreiſſen wir dem Grabe ſeine Beute! — Ich beſchwöre Sie nochmals, dringender, als ich's noch je that, beruhigen Sie ſich und zerſtören Sie nicht durch Harm eine Blüte. — —

Sie. Nicht um meine Mutter weint' ich heut die Augen roth —

Er. Warum denn? — warum? Sagen Sie!

Sie. Um der Läſterungen willen, die mich verfolgen. —

Er. Wie? Sie, durch Läſterungen verfolgt! — Die Ehrlichkeit, die Unſchuld ſelbſt! — Was könnten die Boshaften Ihnen zur Laſt legen? —

Sie. Daß ich arme, verlaßne Waiſe noch einen Freund habe, der mich beſucht, und daß ich dieſe Beſuche annehme.

Er. Verſteh' ich Sie recht! Sollte man — —

Sie. Ja, man macht mir 's zum Verbrechen, daß ich Sie, meinen Erretter, meinen Beſchützer, meinen großmüthigen, meinen einzigen Freund —

Er. Beſchämen Sie mich nicht, Röschen! —

Sie. Sag' ich etwan zu viel? Sind Sie mir das nicht? — Was wär' aus mir armen Mädchen nach dem Tode meiner Mutter wohl geworden, wenn Sie ſich nicht ſo meiner angenommen hätten? — Ach hier, (auf ihr Herz zeigend,) hier ſteht 's Alles verzeichnet, was ich Ihnen zu verdanken habe: und die Unmenſchen muthen mir zu, Sie nicht mehr zu ſehen! — Meine Nachbarin hat mir 's heut mit klaren Worten geſagt, daß — —

Er. Laſſen Sie 's gut ſeyn, liebes Röschen! beruhigen Sie ſich über ein Schickſal, dem die Tugend ſelbſt nicht entgeht! Seyn Sie engelrein, die Verleumdung findet doch Mackel an Ihnen. — Unſer Herz ſpricht uns frey von Vorwürfen: laſſen Sie uns an dieſem Zeugniſſe genügen und das Geſchwätz der Läſtermäuler verachten!

Sie. Sie haben recht; aber —

Er. Soll das aber ein Abſchied für den Freund ſeyn?

Sie. Ach! wie können Sie mir nur einen ſolchen Gedanken zutrauen! Und — wenn alle böſe Zungen in der Welt über mich herfielen; ſo . . . .

Hier unterbrach der Briefträger das Geſpräch, indem er Röschen einen Brief von ihrem Oheim

aus W. . . brachte, an welchen ſie vor ſchon geraumer Zeit geſchrieben, ihm den Tod ihrer Mutter berichtet und ſich ſeinem Schutz empfohlen hatte. Sie las folgende wenige Zeilen:

„Madmoſell,

Als meine Schweſter Ihren Vater heyrathete, hat ſie mich nicht um Rath gefragt, der ich ihr doch ein ganz anderes Glück beſtimmt hatte, als das war, die Ehefrau eines armſeeligen Mautbeamten zu werden, der ihr nach ſeinem Tode nur den Bettelſtab hinterlaſſen konnte. So vernachläſſiget, glaub' ich nicht, daß es meine Pflicht ſey, mich des Mannes Kind anzunehmen, der ſich ohne meine Zuſtimmung in meine Verwandſchaft drängte. Dies auf ein für allemal zu Ihrer Nachricht!“ —

Das arme Mädchen, die auf den Beyſtand dieſes Onkels, als ihren einzigen nahen Verwandten in der ganzen weiten Welt, nicht wenig gerechnet hatte, gerieth über deſſen hartherzige Verweigrung ſeiner Unterſtützung, auſſer ſich und badete das Papier mit ihren Thränen, welche das ſchwerdrückende Gefühl ihres hülfloſen Elends ihr auspreßte.

Fahrmann. (mit der zärtlichſten Theilnahme) Halten Sie ein! Zerreiſſen Sie nicht mein Herz durch den Anblick Ihres Jammers! Denken Sie nicht weiter an den fühlloſen Menſchen, der es nicht werth iſt, daß er mit ihrer würdigen Mutter unter einem Herzen lag. Tröſten Sie ſich! Sie haben noch einen mächtigen Freund — ei-

nen Beſchützer der Guten, dort oben, und einen zwar nicht ſo vielvermögenden — aber den wärmſten, den herzlichſten, zärtlichſten Freund hier! (auf ſich zeigend.) — So lang ich einen Biſſen Brods habe und Sie würdigen, denſelben mit mir zu theilen; ſo gehört er Ihnen eben ſo gut als mir. — —

Sie. Edler, großmüthiger Mann! Sie ſagen mir Worte des Troſtes. — Aber, wie? — kann ich Ihre Güte wohl annehmen? Ich ſollte Urſach ſeyn, daß Sie vielleicht Mangel litten! Nein, das werd' ich nie zugeben! — Dieſe Hände können arbeiten — ich will mich vermiethen und —

Er. Sie dienen! Sie, die ſo werth ſind, von Andern bedient zu werden! Nie, nie, willige ich darein! Wenn ich irgend noch Glauben an diejenigen Geſinnungen haben ſoll, die Sie gütig genug waren, bisher gegen mich zu äuſſern; ſo müſſen Sie mein Erbieten einſtweilen annehmen und ſich ſo lange ruhig verhalten, bis das Schickſal, das nicht immer ungerecht ſeyn kann, etwas Beſſeres für Sie herbeyführt. —

Sie. Wenn ich auch dem Zudringen Ihrer Großmuth nachgeben wollte: aber — ſagen Sie, was wird man von mir ſprechen — welche Verleumdungen — —

Er. (mit einer gewiſſen Faſſung.) Hören Sie, beſtes Röschen! — ich — liebe Sie. —

Sie. Davon bin ich überzeugt —

Er. Sie ſind meinem Herzen Alles —

Sie. Auch ich habe keinen Freund als Sie!

Er. Verſtehen Sie mich recht! (ſehr zärtlich:) Ich liebe Sie nicht blos als Freund — ach! hier, (die Hand an die Bruſt legend) hier ſpricht eine feurigere Empfindung, als Freundſchaft es iſt! Dürft' ich wohl hoffen, ſüſſes Mädchen, daß Sie mir etwas Aehnliches erwiedern könnten?

Sie. Ich weis nicht, was Sie eigentlich von mir fordern: aber — mich dünkt, mein Herz könne nicht mehr, als jezt für Sie fühlen —

Er. Ich geſtehe, ich ſchmeichelte mich ſchon ſeit einiger Zeit damit — möcht' ich mich nicht getäuſcht haben!

Sie. Ich müßte das undankbarſte Geſchöpf ſeyn, wenn —

Er. Nichts davon, Röschen! — Ueberhaupt ſind Dankbarkeit, Freundſchaft, kalte Namen gegen das, was ich in Ihrem Herzen für mich zu finden wünſchte. — Ach, Röschen! holdes Mädchen! (indem er leidenſchaftlich ihre Hand ergreift.) eine Liebe — die mir dieſe ſchöne Hand am Altar reicht, die ihr Schickſal mit dem Meinigen unauflößlich verbindet; eine ſolche Liebe wünſch' ich in Ihrem Herzen zu finden! —

Sie. (wie eine Perſon, die eine unerwartete Aufklärung erhält, und zugleich zärtlich und verlegen.) Herr Fahrbeck! —

Er. Machen Sie mich glücklich, Röschen! Sagen Sie, können Sie ſich entſchließen die Meinige zu werden? — Stehen Sie nicht an, dem Freunde zu entdecken, was der Liebhaber zu erwarten hat!

Sie. (naif und noch zärtlicher) Warum ſollt' ich Ihnen mein Herz verbergen, das Sie mich jetzt kennen gelehrt haben? Ja, ich fühl's, daß es auch mich glücklich machen wird, Ihnen ſo nahe als möglich anzugehören. —

Kaum war dieſes Geſtändniß über des Mädchens Lippen, als der entzückte Fahrmann ſie feurig in ſeine Arme ſchloß und ihren Mund mit Küßen bedeckte, die er noch nie ſo keuſchen und ſo reinen Herzens gegeben hatte. Von dieſem Tage an, machte der vorhin blos freundſchaftliche Ton dem der Liebe Platz, und das ſchöne Röschen verſtand das Minnen bald ſo gut als Eine.

Nachdem unſer Held nun des Herzens ſeines Mädchens verſichert war, dacht' er auch darauf, wie er ſeine anderweitigen Wünſche erfüllen möchte; wobey ſich ihm aber in ſeiner Lage, als Soldat, tauſenderley Hinderniße entgegen ſtellten. Das größte unter allen war, daß er gar nicht erwarten durfte, daß das Regiment ihm die Erlaubniß ertheilen werde, ein Mädchen zu heyrathen, die nicht einen Kreuzer im Vermögen hatte. Dieſer Riegel, den der Militairſtand ſeinem Glücke vorſchob, entzweite ihn vollends mit demſelben, und es dauerte nicht lange,

ſo brachte dieſer neue Beweggrund zum Mißvergnügen, indem er ſich mit den Uebrigen vereinte, einen Entſchluß in ihm zuwege, den er ſogleich ſeiner Geliebten mittheilte.

Es war derſelbe kein anderer, als — zu deſertiren, das Mädchen mitzunehmen, hernach ſich in die Nähe ſeines Vaterlandes zu begeben, ſeinen Aeltern durch noch zu erfindende Wege Nachricht von ſich zu ertheilen, ſich eine Summe Geldes von ſelbigen ſchicken zu laſſen, und dann mit dieſem Hülfsmittel verſehen, eine Freyſtatt aufzuſuchen, ſein Röschen zu ſeiner Gattin zu machen, und ſo in Ruhe und im Genuß des Glücks der Liebe beßre Zeiten zu erwarten.

Das waren die Hauptheile eines Plans, den er, da Röschen Alles zufrieden war, was er von ihr verlangte, auszuführen mit größter Hitze ſich angelegen ſeyn lies. — Natürlich gehörte es auch zu ſeinem Entwurf, Fackmann mitzunehmen, und er ſchob es nicht auf, demſelben von dem, was er im Schilde führte, Nachricht zu geben. Dieſer war ſogleich willig, mit ihm von dannen zu gehen und gab ihm die Hand, ihm zu folgen und ſollt' es das Leben gelten. — Hierauf machte man ſich raſch daran, Alles ins Werk zu ſtellen, was man noch während einer ganz bedächtlichen Berathſchlagung für gut befunden hatte.

Endlich erſchien der Tag — der eben ſo wichtige als gefährliche Tag! Es war im höchſten Sommer; die bequemſte Jahrszeit für Deſerteure, weil

weil das hohe Getreide ihnen eine Zuflucht wider ihre Verfolger anbietet. Um zum Thore hinaus zu kommen, hatte man eben das Mittel erwählt, deſſen man ſich ehmals bey jener wohl noch nicht vergeßenen Promenade bediente. — Für ein großes Erforderniß zu ihrem Vorhaben — für Geld, wurde auch ſo viel möglich geſorgt. Mit dem, was Sahrmann noch in Kaſſe hatte und was die beyden Freunde, die um ſich das Marſchiren nicht zu erſchweren, nichts mitnehmen wollten, von ihren Habſeeligkeiten noch in Geld verwandelten, belief ſich ihr Reichthum auf funfzig Gulden. Hierzu fügte Röschen, die den ganzen Nachlaß ihrer Mutter ebenfalls im Geheim verſilbert hatte, auch wohl noch vierzig Floren.

Gleich früh hatte ſich das Mädchen, in einem zum Gehen recht komoden und leichten Mannshabit, in welchem ſie das Anſehen eines hübſchen Knaben hatte, ein kleines Päkchen mit Weiszeug unterm Arm, ſchon vors Thor hinaus begeben, um ihre Begleiter an dem ihr beſchiednen Ort zu erwarten. — Kaum ſchlug die Stunde der Paradezeit, ſo fanden ſich die beyden Freunde auf die ſchon bekannte Art in ihrem Anzugsgemach, ich meyne, in des Advokaten Hinterhauſe ein. Nach geſchehener Umkleidung, ſchlich Sackmann ſich wieder in den Gaſthof und Sahrmann beſorgte die Miethkutſche. — Alles gieng aufs Glücklichſte und eben ſo glücklich gelangte man durchs Thor.

Sobald ſie ausgeſtiegen waren eilten ſie dem Orte, den ſie Röschen bezeichnet hatten und wo

ſie dieſelbe auch ihrer ſchon harrend fanden. Nachdem Fackmann noch etwas an ſeinem Gentelmansair verändert und ſeinen Anzug mehr dem eines Reiſenden ähnlich gemacht hatte, giengs flugs mit raſchen Schritt vorwärts. Fahrmann war mit einem kleinen Taſchenkompaß und mit einer Landkarte verſehen, und ſo richteten ſie ihren Marſch nach der Himmelsgegend ein. Da ſie ſicher waren, daß ſie vor Abend zur Viſitirzeit, bis ſo lange ſie ſich Urlaub aus der Kaſerne erbaten, nichts zu befürchten hatten, weil ſie nicht früher vermißt werden konnten; ſo blieben ſie in der Landſtraße, wo ſich ihrem eiligern Fortkommen die wenigſten Hinderniſſe widerſetzten. Wir wollen ſie indeß ihren gefährlichen Weg verfolgen laſſen und erwarten, ob wir künftig mehr von unſern Flüchtlingen erfahren.

Ende des erſten Theils.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

L. Webe

L. Weber

L. Weber

L. Weber

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schrader, Karl-Heinrich

Wunderliche Streiche eines geborenen Barons, der zuerst studirte, dann Schulmeister, nachher gemeiner Soldat, und zuletzt geheimer Finanzrath ward
Bd.: 1. (1808). - 506 S.

[Leipzig] 1808

40.3084-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702066-6